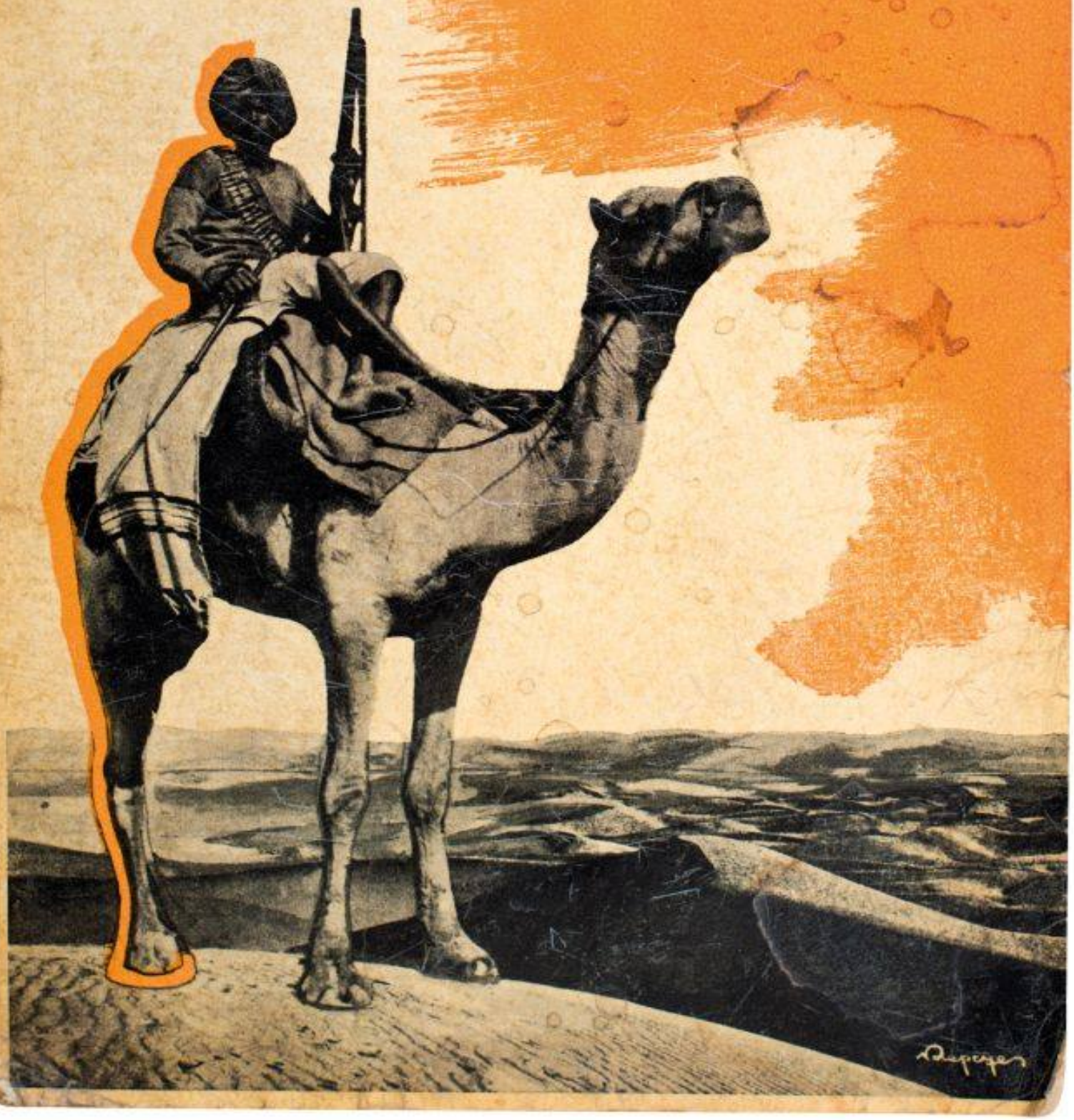
GRÓF SZÉCHENYI ZSIGMOND

Hengergő homok

VADÁSZEXPEDÍCIÓ A LYBIAI SIVATAGBA



Szechenyi, Zsigmond

Hengergö homok - Rollender Sand (Wüstenjagd-Tagebuch 1935)

„Ich habe Addax gesehen, Addra-Antilopen und sogar weiße Oryx!“ – berichtete mein Freund A., der bekannte Afrika-Reisende, als wir uns letzten Sommer in Pest trafen. Da horchte ich doch auf. Addax, Addra und sogar weiße Oryx!

Ich fürchte, Sie interessiert es nicht sonderlich, ob A. Addax gesehen hat oder nicht; Sie begeistern sich nicht mit mir beim Klang des Namens der weißen Oryx. Für Sie ist das Fachchinesisch. Wahrlich, man kann von niemandem erwarten zu wissen, was eine Addra ist! Auch A. erwähnte diese drei seltsamen Namen nur so nebenbei. Sie rutschten ihm nur zufällig in seine Erzählung über antike Steinbeile, Felsbilder und fünftausendjährige Menschenrippen hinein, die er in der Libyschen Wüste gefunden hatte.

A. ist nämlich Wüstenforscher, Geograph und Archäologe in einer Person, eine Art gelehrter Afrika-Reisender, für den ein prähistorischer menschlicher Backenzahn überirdisches Entzücken bedeutet. Er schätzt ihn zumindest so sehr, wie ich den Stoßzahn eines großen Elefanten. Mich hingegen treibt primär die Jagd nach Afrika. Das Studium der Tierwelt.

Addax, Addra und weiße Oryx sind nämlich Tiere. Und zwar keine alltäglichen. Es sind Wüstenantilopenarten, die an Orten hausen, die für die meisten Jagdexpeditionen unerreichbar und unzugänglich sind. Ihr Gehörn ist ein wahrlich seltener Leckerbissen in afrikanischen Trophäensammlungen. Und da in der meinen diese drei Besonderheiten noch fehlten, ist das Interesse verständlich, mit dem ich die Aussage meines Freundes aufnahm.

„Im Laufe des Winters möchte ich noch einmal dort hinunter“, fuhr A. fort, „ich müsste meine am Wadi Hawar begonnenen Forschungen abschließen; nur schaffe ich die Kosten alleine nicht, ich suche einen Partner.“

Ein Wort gab das andere. Wir holten den Bleistift und die Karte hervor. Wir maßen, kalkulierten, feilschten. Aber wie wir die Sache auch drehten, wie viel wir auch hier und da wegkürzten, selbst das absolut Notwendigste wollte nicht in die Summe passen, die wir beide aufbringen konnten. Schließlich gelangten wir doch so weit: „Wenn wir zu dritt wären, könnten wir über die Sache reden.“ Wir sahen uns also nach einem Dritten um. Es gelang mir, den fehlenden Gefährten in die Falle zu locken. Einen Besseren hätte ich selbst mit der Laterne nicht suchen können. Mein Freund H., ein mit allen Wassern gewaschener, erfahrener Afrika-Jäger, schloss sich uns als Dritter an.

Wir setzten uns erneut zusammen, einigten uns, legten den Zeitpunkt der Abreise fest und buchten die Schiffspassage. Wir besiegelten die Verschwörung gegen das geheimnisvolle Wild der Libyschen Wüste.

A., als exzellenter Kenner der Sahara und verantwortlicher Leiter der geplanten Expedition, reist voraus nach Kairo, mietet drei Ford-Wagen, kauft die Vorräte ein, belädt sie und fährt den Nil entlang hinunter bis zur Grenze des Sudan, nach Wadi Halfa. Dort treffen wir uns am 26. Januar; von dort aus brechen wir mit den Autos in die Libysche Wüste auf. Unser Ziel ist das Wadi Hawar, wo A. letztes Jahr interessante Altertümer entdeckte und wo er die besagten Tiere sah. Er kann dann seine Knochensuche fortsetzen, während wir – H. und ich – in der Zwischenzeit das seltene Wüsten-Trio zur Strecke bringen.

A. reiste ab. Zwei Wochen später holten auch wir unsere abgewetzten, von vielen schwarzen Trägern durchgeschwitzten Eisenkisten hervor; wir packten ein und verließen erneut das in Winter gehüllte, von Influenza geplagte Budapest – wo die Menschen wahrlich andere Sorgen haben als das Horn einer Addax! Als wir am

19. Januar 1935

in Triest ausstiegen, übergab ich meinen Wintermantel dem Schaffner, er solle ihn zurück nach Pest bringen; wozu ihn mitschleppen, in Afrika wird er ohnehin keine Verwendung finden, und bis wir heimkehren, wird es bereits Frühling sein.

Das tat ich nicht gut. Während der viertägigen Seereise konnte ich ohne Mantel kaum den Fuß an Deck setzen, denn nicht nur in Venedig schneite es drei Tage lang, sondern selbst in Brindisi peitschte ein dicker Schneesturm die überraschten Palmen. Seit Menschengedenken war ihnen keine ähnliche Behandlung zuteilgeworden. So viel Schnee gab es – angeblich – noch nie in Brindisi. Keine Menschenseele zeigte sich im Hafen. Die Brindisier haben auch keine Wintermäntel, ja, sie haben nicht einmal Öfen.

Auch das Meer war nicht untätig; es ging so unhöflich mit der armen *Ausonia* um, dass es das Gesellschaftsleben unter den Passagieren von vornherein unmöglich machte. Jeder war gezwungen, in sich zu gehen; niemanden interessierte das Leid des anderen. Solch eine kurze, viertägige Reise reicht ohnehin nicht aus, damit die Passagiere miteinander warm werden. Bis sie sich kennenlernen würden, müssten sie sich schon wieder verabschieden.

Über den Prozess des Kennenlernens auf dem Schiff könnte man eine Studie schreiben. Über die Schüchternen, die Wagemutigen, die Verlegenen, die Abenteurer, die Zurückhaltenden, die Neugierigen, die Unnahbaren und diejenigen, die jeden wie einen alten Freund behandeln. Wie viel Zeit vergeht mit Zögern, dem Herumdrucksen, dem Abwarten des „passenden Augenblicks“, bis wir mühsam jemanden ansprechen! Tiere grübeln nie so viel, wenn es um das Kennenlernen geht; sie legen Hemmungen und Vorurteile beiseite. Sie treffen sich und lassen sich sofort aufeinander ein. Sie wissen immer, was sie den anderen fragen sollen. Wie viel mitteilsamer und vor allem ehrlicher sind sie als wir. Wir sind fähig, wenn man uns zu Hunderten auf einem Schiff einsperrt, tagelang damit zu ringen, was wir wohl zu unserem Gefährten sagen sollten.

Nun, ich sage ja nicht, auf einer langen Reise ist Vorsicht angebracht. Auch ich hatte schon das Glück, mich am ersten Tag mit dem langweiligsten Patron des Schiffes anzufreunden, der mir diese Tat mit ewiger Dankbarkeit honorierte; drei Wochen lang wich er nicht von meiner Seite, selbst die geheimsten Schlupfwinkel des Schiffes boten keinen Schutz vor seinen verzweifelt öden Anekdoten. Ein solcher Reisegefährte ist ein Fluch, vor ihm kann man höchstens ins Meer flüchten.

Ob wohl jeder davor Angst hat? Ist das der Grund für die zwei-bis dreitägige allgemeine Warteposition, die Zeit der kühlen Isolation, des teilnahmslosen Blicks in die Ferne über die Köpfe der anderen hinweg? Jeder sitzt für sich, gähnt gelangweilt über seinem Buch, bemerkt die anderen gar nicht, als wäre das gesamte Publikum miteinander zerstritten. Und dabei denkt jeder wortwörtlich dasselbe: „Na, dieses lumpige Schiff habe ich ja gründlich erwischt! Mit langweiligeren Gestalten, mit uninteressanteren Frauen, mit einer hoffnungsloseren Versammlung hat mich das Schicksal noch nie zusammengeführt. Was fange ich mit denen drei Wochen lang an? Denen traue ich nicht einmal eine drittklassige Bridge-Partie zu, abends kann ich vor Verzweiflung wieder mit dem Schiffsdoktor Mühle spielen. (Es gibt keinen Schiffsdoktor, der Mühle spielen würde, ohne einen eine halbe

Stunde warten zu lassen, bis er einen Zug macht.) Und erst diese Schiffskapelle! Das soll ein Orchester sein? Das soll ich mir drei Wochen lang alleine anhören?“

Erst am dritten Tag beginnen wir, uns mit dem Schicksal zu arrangieren, uns in das Unabänderliche zu fügen, vom hohen Ross herabzusteigen. Wir beginnen, uns gegenseitig zu mustern, mit einem Auge, verstohlen, mit Argwohn scharf geladen. Seelisch, um es so zu sagen, beschnuppern wir uns. Schließlich nimmt der Mutigere sich ein Herz, räuspert sich, und siehe da, unter den üblichen unbeholfenen Anreden brechen krachend die zwischen den Reisegefährten gefrorenen Eisschollen:

– Was sagen Sie zu diesem hässlichen Wetter? (Was soll der Arme schon sagen?)

– Reisen Sie auch nach Alexandria? (Wohin sonst? Schließlich fährt das Schiff nur bis dort und hält zwischendurch gar nicht!)

– Nanu, was für ein großer Delfin ist dort gerade aufgetaucht? (Im Winter ziehen hier gar keine Delfine.)

Solche und ähnliche, jeden Witz übertreffende Geistreichigkeiten setzen die Lawinen des gesellschaftlichen Lebens an Bord in Gang.

Mir geht es genauso. Es fällt mir immer schwer, solch einen hervorbrechenden Satz herauszuplatzen. Vier-, fünfmal nehme ich Anlauf, bis ich jemanden „anmache“. Ohne jeden Anlass mit einem Fremden ins Gespräch zu kommen, ist für mich immer ein Problem. Ich schiebe es auf wie den Zahnarzt. Dabei weiß ich auch genau, und die anderen wissen es auch, dass wir uns übermorgen, am Mittwoch, bereits alle kennen werden, dass wir am Donnerstag bereits die genauen Lebensgeschichten der anderen kennen, Vertraute der geheimsten Geheimnisse sein werden, und dass wir am Freitag bereits vor dem letzten Gang das Abendessen verlassen müssen, falls wir Anspruch auf eine der Bänke in den abgedunkelten Ecken des Decks erheben wollten. Denn fünf Minuten nach dem Abendessen werden alle besetzt sein, genau wie im Stadtwäldchen im Sommer. Und dass am Samstag bereits die ersten Streitereien hereinbrechen werden, ja, vielleicht sogar die eine oder andere Tragödie dabei ist. Und dass wir unbedingt das Schiff loben werden, das Essen, das Orchester und die angenehme Gesellschaft. Dass Tanzabende, Kartenpartien und Gesellschaftsspiele aufeinanderfolgen werden, dass kaum Zeit zum Schlafen bleibt, und dass nach Ablauf von drei Wochen unsere Füße in Abschiedstränen auf dem Schiffsboden ausrutschen werden, der uns beim Einschiffen so hoffnungslos erschien.

All dessen sind wir uns bewusst. Aber von der Komödie der ersten drei Tage würden wir um alles in der Welt nichts ablassen.

Stimmung vor dem Aussteigen.

Die gelbe Spitzenlinie der afrikanischen Küste taucht auf, die Minarette von Alexandria glitzern auf. Jeder drängt an Deck, Ferngläser um den Hals, Kodaks schussbereit in den Händen. Es gibt welche, die bereits den Tropenhelm aufgesetzt haben, obwohl man sogar eine Lammfellmütze gebrauchen könnte, so ein kalter Wind weht. Viele plagen sich mit dem Gepäckschleppen, ja einige drängeln sich bereits in Bereitschaft vor dem Ausgang, in beiden Händen Taschen. Es gibt sogar jemanden, der seinen Pass zwischen den Zähnen hält. Dabei dauert es noch zwei Stunden, bis wir einlaufen.

Es ist interessant zu beobachten, wie das Auftauchen des Hafens, die Nähe des Aussteigens ein gutes Lösungsmittel für die Zungen ist, wie gesprächig es die Menschen macht. Beim Anblick von Festland wird selbst der verschlossenste Passagier mitteilsam, er

redet in einer halben Stunde mehr als bisher in vier Tagen. Überhaupt geht in solchen Momenten jedem der Mund. Die Baedeker-Gelehrten – welcher Deutsche ist das nicht? – fuchteln mit ihrer kleinen roten Bibel herum, erläutern lautstark die Geschichte Ägyptens, namentlich Alexandrias. Sie erklären so lange, bis sich im Kopf der anderen Alexander der Große, Caesar und die englische Belagerung von 1882 zu einem hoffnungslosen Durcheinander vermischen. Diejenigen, die schon früher hier waren, versorgen die Neulinge mit väterlichen guten Ratschlägen. Sie tönen großspurig, mit der Überlegenheit von Globetrottern. Von überallher hört man belanglose Anekdoten, die alle so beginnen: „Als ich das letzte Mal in Ägypten war...“ Aber es hört kaum noch jemand hin. In Gedanken ist jeder schon an Land.

Endlich lassen sie die Gangway hinunter. Wir strömen hinaus, wälzen uns in jenen oft beschriebenen, bunten Strudel, in die Hexenküche der arabischen Träger, des Hafenvolks aller Hautfarben, in der sich jeder so verhält, als stünde sein Haus in Flammen, und in der man das wilde Tier nicht vom Märtyrer unterscheiden kann. Die Freunde vom Schiff tauchen zwar hier und da noch auf, aber sie sind kaum noch als Freunde zu bezeichnen, lediglich ferne Bekannte, schnell dahinschwindende Köpfe, die von der treibenden Flut immer wieder hochgeworfen werden. Ein erhitztes Männergesicht schlägt mit den Ellbogen eine Bresche in die Menge, ein einsames, zusammen mit seinem Gepäck in das kreischende Getümmel gedrängtes blasses Frauengesicht sendet hilflos S.O.S.-Zeichen, aber wahrlich, es gibt kaum noch jemanden, der sie auffängt. In solchen Momenten interessiert jeden nur noch sein eigenes Gepäck... Wie wohl ein Schiffbruch sein mag?

Es ist ein frühlingshafter, lauer, nach Blumen duftender Abend. Ich sitze hier in Kairo, auf der Terrasse des Shepheard’s Hotel, beim Kaffee nach dem Abendessen. Vor anderthalb Stunden sind wir aus Alexandria angekommen, wir verbringen nur eine Nacht hier, morgen reisen wir schon weiter, landeinwärts, am 26. ist das Treffen in Wadi Halfa.

Dem Shepheard’s kommt im Leben Kairos mindestens eine so große Rolle zu wie den Pyramiden. Wer jemals von den Pyramiden gehört hat, hat auch vom Shepheard’s gehört. Es ist nicht nur bekannt dafür, ein gutes Hotel zu sein, nicht nur dafür, dass es in jedem Roman über Ägypten vorkommt, sondern sogar wegen seiner historischen Vergangenheit. Angeblich hatte auch Napoleon hier sein Hauptquartier, und sein General Kléber – den der große Eroberer nach seinem wenig erfolgreichen Besuch und eiligen Abgang hierließ – wurde genau hier, im Garten des Shepheard’s, erstochen. Seither haben mindestens drei Viertel der berühmten Menschen der Welt eine Tasse Tee auf dieser Terrasse getrunken, vor allem, seit der arme Tutanchamun im heiligen Namen der Wissenschaft ans Tageslicht gezerrt wurde.

Vielleicht nirgendwo auf der Welt prallen Ost und West in so krassem Gegensatz aufeinander wie hier in Kairo, in der Umgebung des Shepheard’s. Tritt man aus der europäischen Atmosphäre des Hotels in Abendkleid und Frack heraus, wird man schon am Fuß der Treppe zur Beute. Zur Beute des Krebsschadens der orientalischen Städte: der Horde von professionellen Führern, Dragomanen, Kupplern, die in hundert Sprachen flüstern und an deinem Mantel zerren. Du eilst über die Straße, hinein in das nach Hibiskus und Oleander duftende Dunkel des Esbekieh-Parks, wo ein Polizist unter den Bäumen steht, und um ihn herum bist du, solange das Auge in der Dunkelheit reicht, in Sicherheit. Eine stille Insel umgibt den Polizisten, hierher wagen sich die Zudringlichen nicht. Aber sobald du den Bannkreis des Polizisten verlässt, geht der Spaß von vorne los. Lautlos huschen Gestalten in langen weißen Hemden hervor, blitzäugige, nach Zwiebeln riechende Krämer, bieten zum Verkauf alles an, von der Stecknadel bis zum zwölfjährigen Jungfräulein...

Das Kairoer Leben scheint von einem einzigen großen Bestreben, einer einzigen allgemeinen Triebkraft angetrieben zu werden: dem unbändigen Wunsch des farbigen Menschen, dem weißhäutigen Feind etwas zu verkaufen. Den Weißhäutigen übers Ohr zu hauen, scheint wahrlich eines der Hauptgebote des Korans zu sein. Hier baut jede Hoffnung, jeder Plan, jedes Lebensziel auf dem Touristen auf. Auf der Tasche des Touristen.

Taschendiebe, Halunken und Straßendirnen gibt es in jeder Großstadt, aber in Kairo gibt es so viele, dass man den Nil mit ihnen aufstauen könnte. Kaum zehn Minuten vom glänzenden Hotel entfernt stößt man schon auf den Chimborasso der Misthaufen des Orients. Den Fishmarket, Kairos Liebesviertel, ist schwer zu beschreiben, denn es steht zu befürchten, dass die dafür notwendigen Ausdrücke den Drucker empören würden. Um das Lesepublikum muss man sich nicht sorgen.

Fishmarket! – Fischmarkt! Nun, ich sage ja nicht, es wird hier auch Fisch verkauft. Aber vor allem wird Menschenfleisch verkauft. Das billigste, das allerletzte. Dies ist der Teleki-Platz der Prostitution, das Sammelbecken des Schmutzwassers des Orients. Nicht nur Straßen, ein ganzer Stadtteil besteht hier aus Bordellen, einem Labyrinth aus engen Gassen. Die Balkone stürzen noch weiter vor, neigen sich zueinander, als würden sie sich Geheimnisse ins Ohr flüstern. Nur ein dünnes Band des Sternenhimmels kann zwischen sie spähen, und auch dem vergeht die Lust bei dem, was er da unten sieht. Denn dieses Wimmeln, aber vor allem dieser Geruch – eine Mischung aus orientalischen Gewürzen, Kaffee, Orangen, Ambra, Zwiebeln, Anis, Schweiß, billigem Parfüm, stinkendem Fisch, Weihrauch und Verwesungsgeruch –, und dann dieser Heidenspektakel, das Trommeln, Dudeln, der gedehnte, gebetsartige Ruf der blinden Händler, die mit dem Stock tasten, das Kreischen der Treiber, die auf weißen Eseln durch die Menge preschen, das Goldzahngelächter der in bunte Seide gewickelten, schwarz, braun oder gelbhäutigen, fettleibigen, einäugigen Dämonen, die ihre rußige Wollmähne zu einer goldblonden Matratze dekoloriert haben – der dampfende Kaffee, türkischer Honig, rote und grüne Limonade, die betäubende Haschischpfeife sowie Jünglinge, die sich selbst anpreisen, jene labyrinthartigen, schmutzigen Gassen, auf deren krummstufigem, holperigem Pflaster man auf Bananenschalen, Eselmist oder toten Ratten ausrutscht, dieses biblische Sodoma zu besichtigen – das kann man nur mit einem sehr guten Magen. Aber selbst der gute Magen zahlt drauf, denn wer vor dem Abendessen hierherkommt, dem vergeht der Appetit, und wer danach kommt, in dem regt sich selbst das beste Shepheard's-Abendessen. Ich bin nicht zimperlich, ich habe schon viel Dreck in meinem Leben gesehen, aber so viel auf einem Haufen nur auf dem Kairoer Fischmarkt.

Der Orientale ist der Mensch der Extreme. Es gibt nichts Lärmenderes, nichts Unmoralischeres als die Basare des Orients – aber es gibt nichts Stilleres, nichts Andächtigeres als die Moscheen des Orients...

Zurück ins Hotel, Kleidung und Schuhe wechseln. Aber es ist noch früh, nicht einmal Mitternacht, die Straße ist noch laut, an Schlafen ist ohnehin nicht zu denken. Ich schaue im modernen Nachtclub vorbei, dem Vergnügungsort der Europäer. „Perroquet" – verkünden die bunten Leuchtbuchstaben, aber sie könnten getrost auch verkünden: „Papagei". Denn kaum trete ich ein, höre ich hier und da ungarische Worte. Zwar nur mit Frauenstimmen. Die Tänzerinnen sprechen Ungarisch. Von drei Kairoer Lokal-Damen sind zwei Ungarinnen. Genauso ist es in Athen, Alexandria, Beirut, Damaskus. Na bitte! Und da gibt es noch Leute, die sich beklagen, wir hätten keinen Export! In Kairo das schwedische Zündholz: tschechisches Fabrikat. Der neue Eisenbahnwagen: tschechisches Fabrikat. Sogar der auf den Köpfen der Rechtgläubigen rötende Fes ist – zumindest der von besserer Qualität – tschechisches Fabrikat. Das ungarische Fabrikat wird

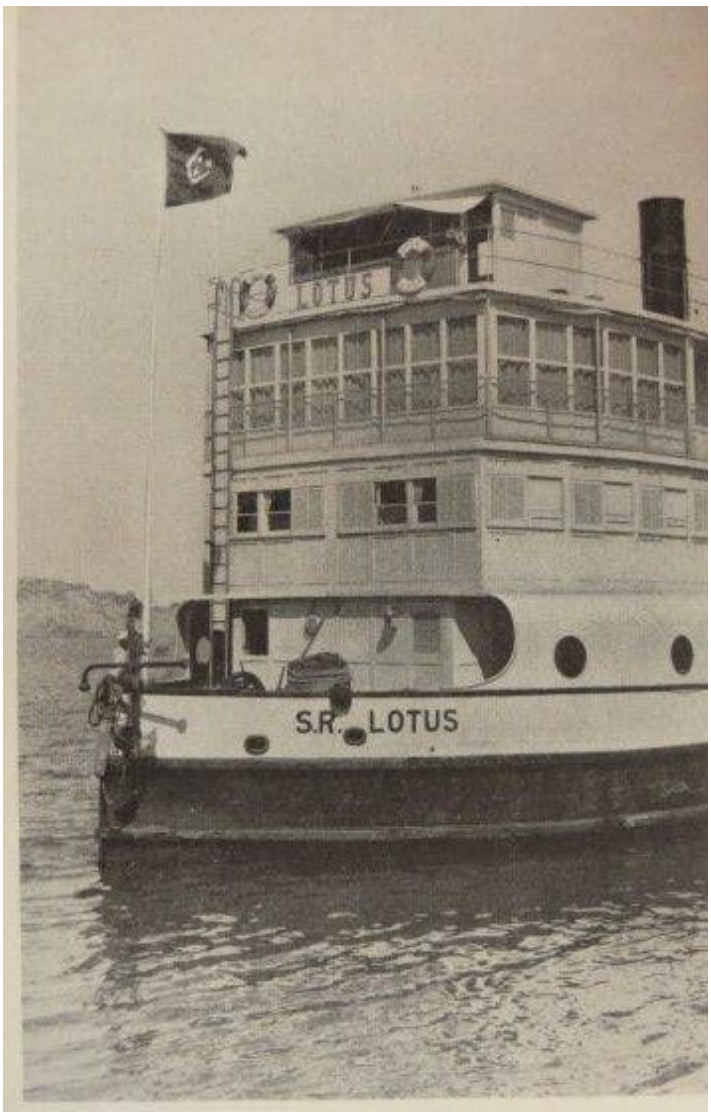
ausschließlich von den Lokalen konsumiert. Aber über das ungarische Wort im Papagei freut sich der Ungar nicht.

Genug des Lärms, aber ich bin noch nicht schläfrig. Der Mond scheint, also setze ich mich in eine „Arabia“, fahre aus der Stadt hinaus, die ganze nach Orangenblüten duftende Pyramids Road entlang, nach Gizeh, in die Wüste, zum nächtlichen Stelldichein.

Zur Sphinx.

Beim Mena House lasse ich den Wagen stehen, von dort aus gehe ich zu Fuß. Zum Glück ist es schon ruhig, es ist spät, die Touristen haben sich verzogen. Ich weiß, in solchen Momenten atmet auch die Sphinx auf. Jetzt lässt man sie bis zum Morgen in Frieden. Man macht kein Volksfest, man kreischt nicht um sie herum, sie muss nicht die sich täglich hundertmal wiederholende Erklärung der Dragomanen hören, wer sie gebaut hat, wann, wie, warum, für wie viel und in welcher Zeit. In solchen Momenten ärgern sie nicht die Ausflügler, die auf ihren Rücken, hinter ihr Ohr, zwischen ihre Zehen klettern, sie lassen nicht ihre Kameras in ihre Richtung klicken, sie rätseln nicht, ob sie ein Mann oder eine Frau ist, ein Mensch oder ein Löwe? Außer mir stört sie jetzt niemand, und ich bin so still, vielleicht bemerkt sie gar nicht, dass ich sie anschaue. Mit ihrem allwissenden Blick, mit übermenschlicher Gleichgültigkeit blickt das Wunderidol über mich hinweg. Sie blickt über das in der Ferne funkelnde Kairo hinweg, über das Licht des Shepheard's Hotel und die Jauche des Fishmarket, über die vielerlei Kleinigkeiten der Welt, über die Unendlichkeit der Wüste. Ihr Gesicht mit der zertrümmerten Nase – das jetzt die silberne Nacht verschönert, auf das sie jetzt ein gespenstisches, geheimnisvolles Lächeln zaubert, dieses zerfurchte Gesicht aus Stein, nachdem es Jahrtausende lang dem Mondlicht Auge in Auge gegenüberstand – scheint sogar über die Scheibe des Mondes hinauszublicken. Über die Vergangenheit und die Zukunft hinaus, hinein in die Ewigkeit.

Jener Steinmetz, der vor fünftausend Jahren hier arbeitete, muss ein außergewöhnlicher Mensch gewesen sein. Er hat den Begriff der Unendlichkeit verstanden, er hat die Bedeutungslosigkeit der Zeit nachempfunden, er war sich seiner eigenen Winzigkeit bewusst. Deshalb konnte er so etwas Großes schaffen.



Am nächsten Morgen im Hotel beobachte ich während des Ankleidens den in mein Fenster gerahmten Abschnitt der unter mir wogenden Straße. Dem Kairoer Verkehr kann man nicht nachsagen, er sei eintönig. Er ist wie ein in den grellsten Farben hüpfendes Kaleidoskop. Man wird nie fertig mit dem Ankleiden, man rasiert sich das Gesicht blutig, immer wieder muss man aus dem Fenster schauen: Kaffeebraune Köpfe auf regenbogenfarbenen Seidenkaftanen. Rote Fes-Köpfe über Zivilkleidung. Watschelnde, dickbäuchige, elfenbeinfarbene Araberinnen mit einem Schleier-Niagara unter ihren Mandelaugen. Goldene Bananenkronen auf weißen Turbanen. Schräg sitzende, bebänderte Mützen auf schottischen Soldatenköpfen. Der schwarze Billardkugel-Kopf von an Ketten gelegten Negersklaven. Eine Schnur, die an die Nase melancholischer Kamelköpfe gebunden ist – in weiße Laken gehüllte Beduinen zerren daran. Modernste Luxusautos. Goldene Taler, blitzender barbarischer Schmuck in den Ohren von wiegenden, schlankhüftigen Beduinenmädchen. Ein englischer Verkehrspolizist in weißer Jacke und rotem Fes mit dem Gummiknüppel. Weiße Eselsköpfe. Hüte, die unter glatzköpfigen, deutschen Touristenköpfen auf dicke Bäuche geschnallt sind. Arabisches Begräbnis: Gestalten in bodenlangen weißen Hemden tragen ihren bereits in eine Holzkiste eingeschlossenen Gefährten auf den Schultern. Bunte Schafe, die an einer Schnur blöken und mit Passanten kollidieren. Pfeifenstiel-Stiefel unter Khakihelmen englischer Offiziere. Ein Chor von Schulkindern preist hinter einem schwarzbunten Büffelkalb, das mit roten Buchstaben bemalt ist und am nächsten Tag beim Metzger ausgewogen werden soll, die Schmackhaftigkeit des Büffelbratens...

Fieberhafte Eile, aber nur von hier oben aus der Höhe des Fensters betrachtet, im Grunde orientalische Faulheit. Die Zeit zählt nicht, ist auch nicht wichtig, am vorausgeschriebenen Schicksal kann man ohnehin nichts ändern – Kismet! Dort oben aber ist der Himmel tiefblau und voll von braunem Weihen, die träge kreisen und wie ungeölte Bremsen kreischen. Horus-Falken sind das, Kinder von Osiris und Isis, falkengestaltige Sonnengötter! Kann man unter solchen Umständen eilig Kleider anlegen?

Ich verspäte mich auch, erreiche den Bahnhof gerade im allerletzten Moment, den bereits abfahrenden, weiß gestrichenen Luxor-Express mit Jalousien. Wir sind auf dem Weg Richtung Sudan. Wir fahren nur bis Assuan mit dem Zug, dort steigen wir auf den Nil-Dampfer namens *Lotus* um. Von Assuan bis Wadi Halfa, der Grenze zum Sudan, gibt es keine Eisenbahn. Bis dahin muss man schiffen. Erst dort kann man wieder in den Zug steigen, den nach Khartum verkehrenden *Sunshine-Express*. Ein schlaues Volk, die Engländer; auf dem Abschnitt Assuan–Wadi Halfa lassen sie den Ausbau der Nil-Tal-Bahn nicht zu, sie fürchten um den Sudan, sie wünschen für ihn keine direkte Verbindung mit Ägypten. Sie lassen eine vierhundert Kilometer lange Lücke zwischen den beiden Ländern. Vorsicht ist alles, denken sie, besonders in der heutigen Welt, wo man in Ägypten so viel von der „erwachenden Sphinx" spricht... Was könnte man wissen? ...

Wer es eilig hat, ärgert sich vielleicht über das Zögern des langsamen kleinen Schiffes. Mir macht es wahrlich nichts aus. Ich habe Zeit. Für mich ist dieser Abschnitt der gesamten Nil-Tal-Reise der genussreichste. Ewig könnte ich auf dieser alten Barke mit Seitenrad dahinglittet werden. Ewig – vielleicht eine poetische Übertreibung, aber zwei Wochen lang würde es mir sicher nicht langweilig. Leider dauert es jedoch nur zwei Tage. Bequeme kleine Kabinen, saubere Badezimmer, passables Essen. Es gibt nur Platz für zwölf Passagiere, aber meistens sind es nicht mehr als fünf oder sechs. Eigentlich sind zwei Schiffe aneinandergekettet, ein kleineres und ein größeres. Auf dem größeren leben die Passagiere, auf dem kleineren reisen die unangenehmen Gerüche: die Maschine und die Küche.

Auch diesmal sind wir nur zu sechst. Ein englischer Major – ein halbes Bein wurde ihm im Krieg weggeschossen – will nach Südafrika; es stellt sich heraus, dass wir uns vor vierzehn Jahren in England getroffen haben, wir wohnten drei Tage lang gemeinsam bei einem ländlichen Gastgeber. Wir erkennen uns kaum wieder. In solchen Momenten ist „die Welt klein" der übliche Spruch, dabei ist sie das ganz und gar nicht, ganz und gar nicht! Sie ist hoffnungslos groß. Hoffnungslos groß, um sie im Laufe eines Lebens kennenlernen zu können.

Außer dem Major ist ein griechischer Diamantenschürfer mit listigem Gesicht unser Reisegefährte. Und zwei englische alte Jungfern; Schwestern, sie haben zu Hause lange gewartet, niemand kam für sie. Sie haben das Warten satt, legten ihre Mitgift zusammen und bereisen nun die Welt, dem bösen Willen des Schicksals ein Schnippchen schlagend.

Nirgendwo lässt es sich so gut ausruhen, bequem schreibend und lesend faulenzen, wie auf dieser exzellenten *Lotus*. Diesmal reisen wir auch glücklich, wir sind noch kein einziges Mal steckengeblieben. Vor fünf Jahren, als ich das letzte Mal hier war, liefen wir nachts drei-bis viermal auf Sandbänke auf. Man wachte davon auf, dass man mit dem Kopf gegen die Wand stieß. Die Mannschaft kletterte in das bis zur Hüfte reichende Wasser, stemmte die Schultern gegen den Schiffskörper und schob ihn zu den Takten eines leisen, traurigen Gesangs Stück für Stück von der Untiefe. Leider wartete ich dieses Jahr vergeblich darauf, dass die Wand meinen Kopf traf und ich zum Ausgleich jenen geheimnisvoll brummenden, ein wenig vielleicht an das „Ej uchnjem" der Wolga-Treidler erinnernden Chor hörte, auf den ich mich schon im Voraus gefreut hatte.

Aus einer Welt der Hast und Eile kommend, tut diese gemütliche Schifffahrt außerordentlich wohl. Diese Barke ist wie eine selige Droschke. Auch in Pest, wenn ich ganz selten einmal jener „Letzte der Mohikaner"-Droschke begegne – ich weiß nicht, ob ihr Pferd noch lebt? –, zockle ich gerne mit ihr dahin. Wie gut man sich darin ausstrecken kann, selbst in der Kurve muss man sich nicht festhalten, und früher oder später kommt auch sie ans Ziel.

Am Ufer des Nils läuft die Vegetation beidseitig nur in einem schmalen, kaum ein paar hundert Schritte breiten Band mit. Zwischen kleinen Gebüschen prunken schlanke Palmen, dazwischen wölben sich die grauen Lehmhütten eingeborener Dörfer. Stellenweise besteht das Dorf aus in das Ufer gegrabenen Löchern, aus unter dem Dachvorsprung aufgereihten Schwalbennestern. Neuerdings, seit man den Nil mit dem Assuan-Damm aufgestaut hat, hat der Fluss viele Dörfer am Ufer überflutet, viele Palmen sind im Wasser ertrunken. Man sieht auch jetzt viele Palmen, denen das Wasser bis zum Hals reicht; ihr langer, kahler Stamm ist bereits verschwunden, nur ihre gefiederte Krone schaut noch aus dem Fluss hervor, als wäre sie eine riesige Wasserpflanze. Hinter dem grünen Saum der beidseitigen Vegetationslinie ist das Leben zu Ende. Dort beginnt die Öde, die Heimat des Verdurstens, die in die Unendlichkeit ragende Wüste. Ein grenzenloses Meeres aus erstarrten Sandwellen. Ein rotgelb glänzendes Schneefeld. Womit soll ich es noch vergleichen? Vielleicht mit einem auf dem Bauch liegenden Riesenlöwen, wie er seinen gewellten Kopf zurückwirft, bevor er ihn senkt, um seinen Durst aus dem Wasser des Nils zu stillen . . . . Und darüber, über dem dahinschwindenden Gelb, ist der Himmel so grellblau wie eine Friedenszeit-Husarenatilla.

Während der zweitägigen Reise erreichen wir einige Sehenswürdigkeiten. In solchen Momenten legt das Schiff an und hält so lange, bis die Passagiere sich nach Herzenslust sattgesehen und alles fotografiert haben. Ein höfliches Schiff, geduldig, hier gibt es keine Kasernenregeln wie auf den Hochseedampfern. Kaum haben wir Assuan verlassen, gucken die Pfeilerkapitelle des Isis-Tempels von Philae aus dem grünen Wasser des Flusses zu uns herüber. Als würden große Steinlotosblumen aus dem Nil blühen. Das wunderschöne antike Bauwerk, der Hochzeitstempel der Kleopatra, fiel der modernen Technik zum Opfer. Er geriet in das Sammelbecken des Assuan-Nil-Damms, das Wasser wurde bis zum Hals des schlanken Tempels aufgestaut, nur noch sein Kopf schaut heraus. Er erstickt, seine Tage sind gezählt, früher oder später wird er zusammenbrechen. Ein Platschen wird zu hören sein, und das Wasser des Nils wird sich schön über ihm glätten.

Das weltberühmte Assuan-Stauwerk ist zwei Kilometer lang, kostete anderthalb Millionen Pfund Sterling und schenkte Ägypten mehr als zweihunderttausend Hektar Ackerland. Und es verurteilte den Tempel von Philae zum Tode, den Wallfahrtsort der Pharaonen, ein mit Jahrtausenden trotzendes Meisterwerk einer Wunderwelt. Aber Schönheit ist heutzutage kein Wert mehr!

Heute Vormittag wurde, glücklicherweise nur für kurze Zeit, die traditionelle Stille unseres trägen kleinen Schiffes gestört. Es gab Feuerlalarm. Nicht ernsthaft. Nur Scheinalarm.

Ich muss damit beginnen, dass in jeder Kabine eine Warntafel über dem Bett hängt, mit folgendem Text: „Im Falle eines Feuers rufen Sie mit aller Kraft HAREEGA!" Hareega bedeutet offensichtlich, dass es brennt.

Wir lagen schläfrig herum, schlürften Orangensaft und träumten von Pharaonen, als plötzlich da unten im Schiffsbauch jemand aufschrie, was so viel hieß wie: Hareega! Im Nu brach Panik aus. Die turbantragende Mannschaft stürmte sich gegenseitig umrempelnd an Deck, schnallte im Nu die Spritzen ab, die Pumpen traten in Aktion, knallende Wasserstrahlen schossen aus glänzenden Messing-Schlauchköpfen hervor. Aus

fünf Richtungen wurde gespritzt, aber nicht etwa auf das Schiff, sondern mitten in den Nil!

Und dabei lächelten die schelmischen Feuerwehrmänner listig. Bald hörten sie auch mit der Arbeit auf, packten alle Werkzeuge fein säuberlich wieder an ihren Platz. Eine Feuerwehrübung hatte der Kapitän in seiner Langeweile veranstaltet. Aber uns hat er wahrlich erschreckt. Wir vergaßen die Pharaonen, unsere Limonade kippte um, wir bekamen uns sogar kurz in die Haare, ob nun tatsächlich etwas brenne oder nicht.

Wozu dieses unsinnige Hareega-Geschrei?

Aber nun haben wir uns alle beruhigt. Die Schwarzen polieren gewissenhaft die eventuell zurückgebliebenen Fingerabdrücke auf den Messingrohren der Spritzen weg, ansonsten erinnert nichts mehr an die Feuersbrunst, die sich am Vormittag abgespielt hat.

Bei Sonnenuntergang erreichen wir die großartigste der Sehenswürdigkeiten der Nil-Tal-Reise, den in den Fels gehauenen, gigantischen Ramses-Tempel: Abu Simbel. Vier sitzende Steinkolosse – selbst im Sitzen zwanzig Meter hoch – bewachen den schmalen Eingang des Tempels. Vier sanftmütige, weisblickende Riesen. Drinnen im Kirchenschiff des Tempels stehen zehn Meter hohe Stein-Ramsese Spalier. Ein erschütternder, unvergesslicher Anblick ist dieses Abu Simbel, besonders jetzt am Abend, im alles vergrößernden, verschönernden Licht des aufgehenden Mondes.

Zwei stille, alte Araber warten am Eingang und – zu meinem Entsetzen – schalten sie elektrisches Licht im Inneren des Tempels an. Furchtbar! Die leeren Augäpfel der furchterregenden Götzenwache blicken mit bitterer Verachtung in das kalte elektrische Licht; sie hassen diese Indiskretion, diese Degradierung zum Schaufenster, das mitleidlose Abreißen des Schleiers ihrer Geheimnistuerei, ihres dreitausendjährigen Halbdunkels. Als ich das letzte Mal hier war – es war damals auch Nacht –, wurde der Tempel bei bescheiden flackerndem Fackelschein gezeigt. Damals errötete im Moment des gelegentlich aufflackernden Lichts da oben irgendein Steingesicht, aber man hatte keine Zeit, es genau zu betrachten ... ob sie lächelt oder zornig ist? Im bläulichen Flammenspiel der Fackeln bestand dieser Tempel nur aus Ahnungen, nur aus Ungewissheit. Die Stein-Ramsese lebten in ihm . . .

Und nun hat man ihnen das elektrische Licht angemacht. Jeder Fledermausdreck an ihren Ohren ist zu sehen; so kann nun wenigstens jeder deutlich erkennen, dass es sich im Grunde nur um völlig gleiche, einander mit blicklosen Augäpfeln anstarrende, seelenlose Götzenbilder handelt. Darf man denn so grausam sein? Hat etwa irgendeinem Touristen der Fackelgeruch nicht behagt? Einen alten Menschen pflegt man auch nicht zu ohrfeigen – warum musste man es also gerade mit diesem dreitausendjährigen Tempel tun? Denn mit diesen Glühbirnen hat man Abu Simbel wahrlich geohrfeigt. Wahrlich, das hat er nicht verdient.

Die in der Gegend lebende eingeborene Jugend besitzt ein besonderes Patent zum Erwerb von Bakschisch. Als wir den Tempel betraten, sahen wir außer den lichtanzündenden „Messnern“ niemanden. Doch als wir herauskamen, wurden wir auf einen eigentümlichen, feinstimmigen Gesang aufmerksam. Zu sehen war jedoch auch jetzt niemand. Wir blickten uns in der nächtlichen Dunkelheit um, suchten nach dem Ursprung des Gesangs, denn er kam vom Boden her, ganz aus der Nähe, quasi direkt unter unseren Füßen. Dann erblickten wir im mondhellen Sand vier oder fünf schwarze Kugeln, kaum so groß wie Melonen. Die schwarzen Kugeln wiegen sich hin und her, und – die Kälte läuft mir den Rücken hinunter – aus ihnen ertönt mit leiser Kinderstimme der traurige

Gesang. Ich lasse meine Taschenlampe auf sie aufblitzen, und siehe da – Negerköpfe! Ihre Zähne und das Weiß ihrer Augen blinken auf.

Aus dem Sand wachsende, hin und her nickende schwarze Knödel . . . Die dazugehörigen Mohrenjungen haben sich völlig in den weichen Sand eingegraben. Und hinter jedem Kopf steht bereitwillig der Geldteller, in den wir – in der Freude über das Erwachen aus dem Erschrecken – fleißig Kleingeld fallen lassen. Eine geniale Erfindung. Einfach, neuartig und einträglich. Ein nubisches Patent.

Der schwarzhäutige Schiffskommandant zieht den Anker hoch, nachdem er sich davon überzeugt hat, dass alle seine sechs Passagiere wohlbehalten aus Abu Simbel zurückgekehrt sind. Wir gehen uns umziehen. Mit unseren Smokings beleben wir die nunmehr sterbende Zivilisation wieder. Aber das hier ist ja noch gar keine Wildnis, davon kann keine Rede sein; heute essen wir noch mit Damen zu Abend, wenn auch nicht gerade mit jungen. Heute schlüpfen wir noch in die Maskerade des Kulturmenschen, morgen können wir uns ohnehin für längere Zeit von ihr verabschieden. Nach dem Abendessen spielen wir oben an Deck unter freiem Himmel Karten. Die eine alte Jungfer, der einbeinige englische Major, der antipathische Grieche und wir. Programmgemäß kreisen die Karten, der bösartig dreinschauende Grieche zahlt. Das gefällt ihm gar nicht, er heuchelt Schläfrigkeit und trollt sich in seine Kabine. Niemand hält ihn auf. Wir sitzen noch lange draußen, rauchen schweigend unsere Pfeifen. Wir lauschen dem Trommelschlag, der ab und zu aus der Dunkelheit des Ufers herüberschallt, dem gedehnten, melodielosen Gesang, dem friedlichen Hundebellen. Und dem rhythmischen, einschläfernden Plätschern des Schaufelrads . . .

Morgen beginnt das ernsthafte Leben.

Im Morgengrauen legen wir in Wadi Halfa an.

Genau in dem Moment, als die aufgehende Sonne den Wüstensand zu flüssigem Gold schmilzt. Der 26. Januar, der festgesetzte Tag des Treffens; wir sind pünktlich eingetroffen. Auch A. ist nicht untätig, wir sehen ihn schon von weitem, er winkt vom Ufer, und es dauert nicht lange, da hören wir auch schon seinen Bericht: Er ist glücklich mit den Wagen hier angekommen, sie warten drüben am anderen Nilufer, vollgepackt und bereit, wir könnten eigentlich sofort aufbrechen. Aber wir haben noch ein paar Dinge zu erledigen: Jagdscheine lösen, Post aufgeben, kleinere Einkäufe – für die nächsten paar Wochen werden wir nun keinen Laden mehr sehen. Weder ein Postamt noch einen Barbier, noch einen gedeckten Tisch. So machten wir uns auf den Weg zum Hotel; das letzte zivilisierte Frühstück können wir doch nicht ausschlagen. Frische Milch, Butter, Gemüse, Eier, Brot! Auch von diesen Dingen müssen wir uns gebührend verabschieden.

Wadi Halfa ist ein netter kleiner Ort. Hübsche Häuser mit roten Dächern, ordentliche, bunt blühende Gärten haben die Engländer hier angelegt. Hier endet Ägypten, dies ist bereits die Grenze des Sudan; es beginnen Ordnung, Sauberkeit und Ansehnlichkeit. Wadi Halfa hat ein schönes Klubhaus, Tennis-, Golf-und Fußballplätze, ein paar hübsche Läden, einen Flugplatz und ein nagelneues Hotel mit fünfzehn Zimmern. Jedes Zimmer mit Bad! Mit dem Hotel gibt es jedoch ein Problem. Es ist kein einziger Gast da. Der Schweizer Gastwirt ist aus Langeweile Insektensammler geworden, und abends gießt er seine schönen, bunten Blumen. Das nimmt viel seiner Zeit in Anspruch, denn in Halfa hat es noch nie geregnet; die löchrigen Hausdächer werden jahrelang nicht repariert, das wäre überflüssiger Luxus. Aber wie gesagt, mit den Zimmern hat der Hotelier nicht viel zu tun, höchstens hinter Eidechsen und Spinnen muss er herputzen; von seinen fünfzehn schneeweißen Badezimmern sind zehn noch jungfräulich.

Man müsste diesen Gastwirt eigentlich bedauern, hier kann nur ein Schwachsinniger ein Hotel eröffnen. Dies ist ein Umsteigeort; hier steigen die Passagiere aus dem Nil-Dampfer aus und in den am Ufer wartenden schneeweißen Zug nach Khartum mit den blauen Fenstern ein; sie steigen überallhin um, nur eben nicht in das schöne neue Hotel. Trotz alledem strahlt das Gesicht des insektensammelnden Gastwirts Zufriedenheit aus. Denn das Haus gehört ihm gar nicht, die sudanesische Eisenbahngesellschaft hat es gebaut; dem Gastwirt ist es egal, wenn er zehn Jahre lang keinen Gast sieht, dann kann er ruhiger herumstöbern. Das Hotel wurde gebaut, weil Wadi Halfa bei der Aufnahme des Flugverkehrs Kairo–Kapstadt einer der Nachtstopps war. Flugkranke Passagiere zweimal wöchentlich zu päppeln, schien ein gutes Geschäft zu werden. Aber die Maschinen wurden schneller, jetzt fliegen sie in einem Rutsch bis Khartum durch, Wadi Halfa wird ausgelassen, der Schweizer Gastwirt schaut den vorbeifliegenden Gästen von unten hinterher.

Das Personal sprang jedoch eifrig umher, als wir eintraten: Ein Wunder war geschehen, Gäste waren im Hotel von Halfa eingetroffen! Doch an uns konnten sie nicht lange Freude haben. Wir verzehrten das gute Frühstück und machten uns auf den Weg. Der Blumengarten des Hotels führt hinunter zum Nilufer, dort wartete ein alter nubischer Fischer in seinem baufälligen Kahn auf uns. Wir verstauten unser Gepäck und waren bald am anderen Ufer. Der Einsiedler-Gastwirt von Halfa winkte uns noch lange mit Ausdauer hinterher; man sah, wie sehr er den Gast schätzt.

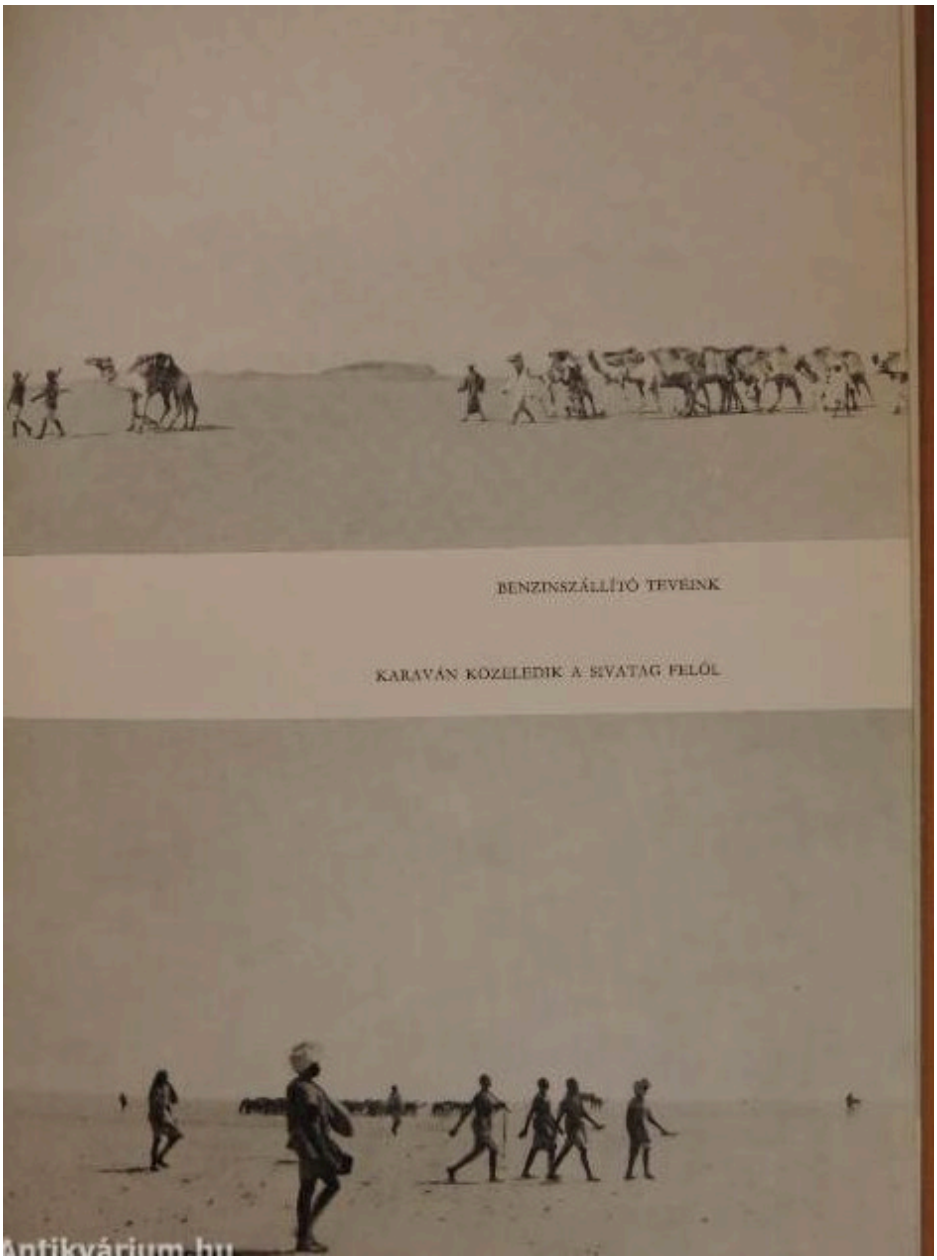
Im Schatten einiger Dattelpalmen kühlten sich, bereit zur Abfahrt, unsere drei dunkelblauen Lastwagen ab. Meine zuversichtlichen Gedanken flogen nach Amerika zum alten Henry Ford; hoffentlich hat er diese drei Wagen ordentlich gebaut! Von deren Ausdauer hängt der Erfolg unserer Reise ab; an ihnen entscheidet sich, ob wir unser fernes Ziel erreichen, das am anderen Ende der Libyschen Wüste gelegene Wadi Hawar! Wir beluden sie, ließen die Motoren an, und es dauerte keine halbe Stunde, da verschwanden hinter uns die aus dem Flusstal hervorgrünenden, büscheligen Palmenköpfe; wir tauchten ein in das blendend spiegelnde, endlose Sandmeer.

Unsere Wüstenexpedition hat begonnen . . .

Unsere Augen beginnen sich bereits an das Licht der wie ein Schneefeld blitzenden Sahara zu gewöhnen. Es herrscht eine angenehme Wärme, der Wind weht, er trägt den Sand herbei, füllt uns Augen und Mund damit. Die Wagen kommen zügig voran, und doch scheint es, als stünden wir still. Als würde die Wüste unter uns hinweglaufen. Im Flugzeug hat man dieses Gefühl, oder draußen auf offener See. Das Gefühl der Grenzenlosigkeit, der völligen Isolation. Eintönig summen die Wagen. Zu sehen gibt es vorerst nicht viel. Hindernisse gibt es auch keine vor mir, das Gelände ist so gut, dass ich eigentlich das Lenkrad loslassen könnte. Jetzt habe ich Zeit, ich erzähle, wie viele wir sind, was wir mitführen und wohin wir eigentlich streben.

Eine tausendfünfhundert Kilometer lange, unwegsame Wüstenstrecke liegt vor uns, auf der wir nur an zwei Stellen hoffen können, Wasser zu finden. Auch dort nicht in einem Fluss oder See, sondern in einem von wandernden Karawanen gegrabenen, offenen Wasserloch. Obwohl die Karte sie verzeichnet, ist es gar nicht so einfach, sie in dieser leblosen, spurlosen, von Luftspiegelungen heimgesuchten Welt zu finden. Auf Benzin können wir natürlich nirgendwo zählen; die Libysche Wüste wurde schlicht vergessen, als Tankstellen in Mode kamen. Für uns sind also die wichtigsten, elementaren, schicksalsentscheidenden Begriffe: Wasser und Benzin. Davon hängt alles ab. Nicht nur das Ergebnis unserer Expedition, nicht nur das Horn der weißen Oryx, sondern sogar die Unversehrtheit unserer eigenen wertlosen Haut. Denn wenn uns entweder das Wasser

oder das Benzin ausgeht, dann – dann können uns höchstens ein paar hungrige Geier finden. Und auch das nur mit viel Glück.



Wie ich bereits sagte, haben wir drei Wagen; wir sind zu dritt, und auch unsere schwarzen Begleiter sind zu dritt – ein Koch und zwei angebliche Chauffeure. Unser Wasser transportieren wir in Eisenbehältern. Wir haben fünf Tanks, jeder fasst fünfzig Liter. Unser gesamter Wasservorrat beträgt also zweihundertfünfzig Liter. Davon müssen wir sechs sowie die drei Wagen trinken, daraus müssen wir kochen, damit müssten wir uns – eigentlich – waschen und unsere Kleidung waschen, bis wir das nächste Wasserloch erreichen. Nach unserer Kalkulation entfallen vier Liter – pro Kopf und Tag – auf Trinken, Kochen, Waschen und Kleiderwäsche. Wenn man bedenkt, dass ein Mensch an einem heißen Tag spielend drei Liter trinkt und einen verkocht, kann man sich ausrechnen, was für die anderen beiden Bedürfnisse übrig bleibt. Ich sehe schon, hier wird es um eine freie Wahl gehen: Entweder man trinkt oder man wäscht sich. Aber beides? Dann sollte man nicht in die Libysche Wüste kommen.

Wir führen eintausenddreihundert Liter Benzin mit, proportional auf die drei Wagen verteilt. Wegen der Brandgefahr. Wenn nämlich ein Wagen das gesamte Benzin trüge und irgendwie in Brand geriete, würden auch die anderen beiden wertlos werden. Das Benzin führen wir in Fünfzehn-Liter-Blechkannen mit. An unseren Wagen haben wir spezielle

Wüstenreifen montiert, „Super Balloon Air-Wheels“. Durch ihre große Fläche und ihren niedrigen Druck sinken sie im Sand schwerer ein, und auf felsigem Gelände rütteln sie weniger als gewöhnliche Reifen. Es stimmt allerdings, dass das Aufpumpen Stunden dauert.

Da unsere Karten lückenhaft und unvollkommen sind, ja ein Großteil der Libyschen Wüste noch gar nicht kartografiert wurde, sind wir auf Navigationsinstrumente angewiesen. Wir haben einen Theodoliten zur Bestimmung der geografischen Länge, einen prismatischen Kompass zur Festlegung der Fahrtrichtung, außerdem an den Kühlern der Wagen montierte, in Öl rotierende Kugelkompasse, um den gewählten Kurs einzuhalten. Über die Anschaffung eines Funkgeräts haben wir nur nachgedacht; dafür reichte leider das Kleingeld nicht. Wenn wir also in Not gerieten, könnten wir uns höchstens gegenseitig beklagen, wir könnten es nicht in die Welt hinausposaunen.

Ich erwähnte bereits, dass der Leiter und verantwortliche Experte unserer Expedition A. ist. Ohne ihn hätte ich diese Reise nicht gewagt, da ich weder vom Theodoliten noch vom prismatischen Kompass, geschweige denn von der Motorreparatur etwas verstehe. Ein großer Autofahrer bin ich, solange der Motor läuft. Aber wenn er erst einmal stehen bleibt, dann soll ihn ein anderer reparieren. Und für die Wüste schwärme ich nicht. Von jenem vom Dichter erwähnten „Zauber der Wüste“ halte ich nicht viel. In Kairo, aus dem Fenster des Mena House oder am Fuße der Pyramiden, betrachte ich gerne die imposante Bewegungslosigkeit der Wüste. Aber mir reicht so viel vom Zauber. Ich besitze genug Fantasie, um mir all das vorstellen zu können, was dort hinter dem Horizont folgt. All den neuen Sand. Mich interessiert – das kündige ich vorab an – ausschließlich die Tierwelt der Wüste. Jene seltenen Wildtiere mit den seltsamen Namen, die A. in Wadi Hawar verspricht. Nur wegen ihnen wasche ich mich nicht.

A. hingegen ist ein Narr der Wüste, ihr hoffnungsloser Liebhaber. Seit Jahren durchstreift er die Wüste, versteht auch jeden ihrer Kniffe. Er ist mittlerweile ein Wüstenforscher von großem Ruf. Nicht nur im Kairoer *Institut du Désert* ist er ein bekannter Mann, sogar die Nomadenstämme der Wüste: die Kababish, Bidiát, Hawawir und die kriegerischen Guran wissen, wer „Abu Ramla“ („Vater des Sandes“) ist! Sie wissen, dass er ein „Kabir kebir-hales!“ (ein sehr, sehr großer Führer) ist. Ohne einen solch zuverlässigen „Kabir“, der nicht nur Experte für das Sandmeer, sondern als Ingenieur auch für den Motor und sogar für die geografischen Instrumente ist, wäre es wahrlich nicht ratsam, in die Libysche Wüste hineinzufahren.

Denn die Libysche Wüste ist groß. So schwindelerregend groß, dass man gar nicht recht darüber nachdenken mag, wie groß. Zwei Millionen Quadratkilometer! Dreimal würde die alte Österreichisch-Ungarische Monarchie hineinpassen, mehr als zwanzigmal Ungarn. Es gibt darin zwei Oasengruppen, jede besteht aus fünf Oasen; dort gibt es Wasser, dort wachsen Palmen, dort wohnen auch Eingeborene, an der Zahl etwa zwölftausend. Sie bilden die gesamte Bevölkerung der Libyschen Wüste; auf einhundertsechzig Quadratkilometer kommt einer von ihnen! Man könnte sie in ihrer eigenen Heimat gründlich auseinanderjagen. Aber dorthin, wo diese bewohnten Oasen sind, kommen wir nicht. Unser Weg führt uns nach Süden, dort wohnen keine Menschen.

Außer den erwähnten Oasengruppen rühmt sich die Wüste noch mit fünfzehn bekannten, auf der Karte ziemlich auf gut Glück eingezeichneten „Wasserlöchern“. Es sind künstliche Brunnen von kaum einem Meter Durchmesser, meist recht tief, an deren Boden ständig, aber in der Regel brackiges Wasser schimmert. Da fünfzehn Wasserlöcher auf zwei Millionen Quadratkilometer entfallen, kommt auf ein einzelnes Wasserloch eine Fläche größer als Ungarn. Aber lassen wir die Arithmetik, sonst glauben Sie am Ende

noch, ich reise im Auftrag des Statistischen Amtes. Jedenfalls geht aus dem Gesagten hervor, was Wasser hier bedeutet. Dass jeder Tropfen von unschätzbarem Wert ist.

Vorerst ist es leicht für uns, die Fahrtrichtung einzuhalten. Wir brauchen nicht einmal einen Kompass. Wir folgen dem Pfad einer untergegangenen Welt, einem mittlerweile in Vergessenheit geratenden, mit unermesslichem Leid ausgetretenen Pfad, dem Karawanenweg der einstigen Sklavenhändler, dem *Darb el Arbain*.

Dies ist der „Weg der vierzig Tage", der in zweitausend Kilometern Länge die Libysche Wüste vom südsudanesischen El Fasher bis zum oberägyptischen Assiut durchquert. In El Fasher war der Sammelplatz der von überall her zusammengekauften zentralafrikanischen Sklaven; von dort wurden sie nach Ägypten hinaufgetrieben, den ganzen Darb el Arbain entlang, zum großen Markt von Assiut. Und wie? Bei uns wird selbst das letzte Mastvieh menschlicher zum Schlachthof getrieben. Bei uns ist selbst der gröbste Markttreiber ein barmherziger Samariter mit goldenem Herzen im Vergleich zu den einstigen „Slavern" des Darb el Arbain. Die Männer wurden im Joch getrieben, ihre Hälse steckten paarweise in schweren Holzrahmen. Wenn einer von ihnen zusammenbrach, wurde der andere so lange geschlagen, bis er seinen Gefährten wieder auf die Beine hob oder selbst hinfiel. Wer aber hinfiel, der blieb auch dort liegen. Und wie viele dort blieben, davon zeugen am besten die Aufzeichnungen von Gordon Pascha, dem eigentlichen Zerschläger des Sklavenhandels.

Der Engländer Gordon wurde 1877 zum Gouverneur des Sudan ernannt, vor achtundfünfzig Jahren. Damals blühte der afrikanische Sklavenhandel noch in vollen Zügen. Er blühte so sehr, dass in jenem Jahr vierzigtausend Sklaven von Fasher aus auf den Darb el Arbain geschickt wurden. Aber nur achttausend kamen auf dem Markt von Assiut an! Der Rest blieb unterwegs zurück. Von vierzigtausend blieben zweiunddreißigtausend zurück!

Der Sand der Wüste reist ständig, rollt, wälzt sich. Rollender Sand! Er baut auf und zerstört. Er zerstört und baut auf. Und er begräbt! Aber er wird noch lange nicht die schneeweiß gebleichten Skelette begraben, die den Weg des Arbain markieren. Auf der ganzen Strecke – besonders aber im letzten Viertel des Weges, wo die Erschöpften dichter fielen – gibt es kaum hundert Schritte, auf denen nicht eine Kamelrippe oder ein Menschenschädel das Bild verunstalteten, ein kleiner Steinhaufen kein unbekanntes Grab markierte. Und dort drüben, an jenem alleinstehenden dunkelbraunen Felsberg, warum ist dessen Gipfel so weiß? Was mag das sein? Knochen sind auch das, Knochenhaufen. Denn dorthin trugen die Geier die Leichen, dort oben verzehrten sie sie, an einem luftigen Aussichtspunkt, um währenddessen Ausschau nach neuer Beute halten zu können. Fleißig begräbt er die hässliche Erinnerung. Zwar bringt er dabei zwischendurch irrtümlich auch wieder einige an die Oberfläche, aber jedenfalls bemüht er sich, er tut sein Möglichstes, um das Begrabbare zu begraben. Mit so vielen Skeletten wird er dennoch nicht fertig! Der Darb el Arbain wird noch viele, viele Jahre lang durch die „Erinnerungsrippen" alter Herrlichkeit markiert sein.

Am besten kamen noch die Frauen davon, namentlich die jungen Mädchen, auf diesem Weg der Schrecken. Sie gingen nämlich nicht zu Fuß, sie reisten zusammen mit den Treibern auf dem Kamelrücken. Sie waren die „wertvollste Ware". Für den Preis eines schönen jungen Mädchens konnte man zwanzig hässliche Männer kaufen. Und was aßen und vor allem was tranken diese Unglücklichen wohl? Auf dem zweitausend Kilometer langen Weg erreichten sie nur viermal ein Wasserloch. Dort ruhten sie aus, dort füllten sie ihre Ziegenledersäcke mit Wasser. Und wie vielen ging unterwegs das Wasser aus? Und in welchem Tempo mussten sie vorankommen! Darb el Arbain – Weg der vierzig Tage! Das viermalige Tränken der Kamele ergab die vierzigtägige Reise. Das Lastkamel, das in der

Wüste marschiert, wird nämlich – ich hätte es selbst nicht geglaubt – nur alle zehn Tage getränkt. Den Rekord, so höre ich, hält ein Marathon-Kamel, das einundzwanzig Tage ohne Wasser reiste. In vierzig Marschtage teilten sie diesen libyschen Kalvarienberg ein, was täglich fünfzig Kilometer bedeutete! Im Joch, hungrig, durstig, in der Hitze, über messerscharfe Steine und heißen Sand hinweg. Und wem es gelang anzukommen, der konnte auf den Markt gehen und von dort weiter nach Kairo, in die Türkei, nach Arabien – als Haustier. Ohne die geringste Hoffnung auf ein Zuhause, auf eine Heimkehr . . . Gibt es ein grausmeres Tier als den Menschen?

Vorerst holpern wir noch hier entlang – denn wir rennen jetzt nicht mehr, das Gelände wird steinig –, wir holpern hier auf dieser aus der Mode gekommenen Landstraße, die außer durch die alten Knochen und Gräber auch noch durch „Alams" markiert wird. Von Karawanen aufgestellte Wegweiser sind das, Meilensteine, die sich hier und da auf dem Arbain-Weg zeigen. Für gläubige Mohammedaner war das gelegentliche Aufstellen eines Alams eine verpflichtende gute Tat. Einen Alam aufzustellen ist leicht, man braucht dazu nichts weiter als ein, zwei Steine, und daran herrscht kein Mangel in dieser ausgedörrten Pátria. Zwei, drei aufeinandergelegte oder aneinandergelehnte Steine, möglichst an einer erhöhten Stelle, damit man sie weithin sieht: ein Alam. Auch wir haben einen Alam platziert, damit die Nachfolgenden nicht sagen können, wir hätten nicht an sie gedacht.

Ein moderner Alam ist der unsere! Er glänzt in der Sonne, man sieht ihn weithin.

Wir haben eine leere Benzinkanne dort gelassen, mit Sand gefüllt.

Wir haben noch anderes unterwegs zurückgelassen. Einen Handkoffer, der für die Wüste nutzloses Zeug birgt: die Smokings von uns beiden. Auf dem Nil-Dampfer, wie ich sagte, brauchten wir sie noch, aber fortan wäre es schade, sie spazieren zu fahren. Unser Zeug passt ohnehin kaum drauf. Den Smoking haben wir deshalb bis hierher mitgebracht, weil nicht sicher ist, ob wir auf dem Rückweg über Halfa fahren. Es kann sein, dass wir die Wagen direkt nach Kairo hochtreiben. Wir haben die Tasche mit den Smokings unter einem ordentlichen Stein versteckt und sie auch in die Karte eingezeichnet; ich hoffe, wir finden sie bei der Rückkehr wieder. Wir haben keine Angst, dass sie gestohlen wird; auf dem Darb el Arbain ist der Verkehr längst erloschen. An Lampenlicht und mondänes Nachtleben gewöhnte, verwöhnte Kulturkleider! Auch ihr hättet nicht geglaubt, dass ihr jemals im Sandmeer der Libyschen Wüste monatelang warten müsstet. Verlassen, vergessen, ungebügelt, ohne Speis und Trank. Jetzt könnt ihr euch erst einmal von den durchwachten Nächten ausschlafen.

Die Sonne sinkt, neigt sich zum Horizont. Wenn sie den Boden berührt, wird die Wüste rosa durch sie; aber nur für ein paar Minuten, dann wird sie plötzlich fahl wie ein abgewetzter Sack.

Wir halten an. Unser erstes Lager wird hier sein. Wir stellen die drei Wagen dicht nebeneinander auf, als Schutzwall gegen den nunmehr unangenehm abkühlenden Wind. Selbst in dicken Übermänteln frieren wir. Jeder von uns hat ein kleines Zelt, gerade so groß, dass das Bett hineinpasst – andere Möbel haben wir ohnehin nicht. Wir stellen die Zelte direkt vor die Kühler der Wagen. Aus den Wagen ziehen wir an langen Leitungen eine nussgroße Glühbirne in jedes Zelt; jeder Wagen beleuchtet ein Zelt. In einem afrikanischen Lager mit elektrischer Beleuchtung habe ich ohnehin noch nicht gehaust, solch einen Luxus habe ich noch nie genossen.

Na, aber mit dieser kleinen Glühbirne können wir die Reihe unserer Luxusgüter auch schon abschließen. Auf unsere drei Wagen, die außer dem Unmengen an Benzin und Wasser auch noch durch drei Zelte, drei Betten, sechs Menschen, Verpflegung sowie

Unmengen an Auto-Ersatzteilen belastet sind, passt kein entbehrliches Gepäck. Von Komfort kann man hier höchstens träumen.

Jene großen ostafrikanischen Expeditionen verwöhnen einen ja so sehr! Dort, wenn wir abends müde und schmutzig im Lager ankommen, lassen wir uns einfach am Feuer nieder und befehlen. Getränk – Bad – saubere Kleidung – Abendessen – Grammophon! Alles kommt sogleich, eines nach dem anderen. Bei jenen Expeditionen gibt es so viel Volk, die Arbeit ist so billig, dort herrscht förmlich orientalischer Komfort . . . Sogar der Expeditionskoch rückt mit zwei, drei Adjutanten an; einer trägt Wasser, der andere schlägt Holz, der dritte schält ihm Kartoffeln. Dort hatte ich sogar schon meinen eigenen Hof-Grammophonwärter, ja sogar meinen Hof-Wahrsager. Dort lebt der Jäger wahrlich nach Herrenart. Hier wird es offensichtlich anders sein. Hier wird die Wüste befehlen, nicht wir.

Ich liege bereits im Bett, mein Tagebuch in der Hand; sonst pflege ich um diese Zeit zu schreiben, wenn die anderen sich schon zur Ruhe gelegt haben. Hier geht das nicht! Die Nacht ist so grauenhaft kalt, dass mir sogar die Zähne klappern. Das Thermometer zeigt nur noch 6 Grad. Zum Glück habe ich etwas zum Zudecken. Mein Schlafsack besteht aus sechs Kamelhaardecken. Die Ränder der Decken wurden nur zusammengenäht; sie bilden eine fünfschichtige Hülle, man kriecht zwischen jene Schicht, die der Kälte entspricht. Fünf Tage lang habe ich mein Tagebuch nicht angerührt; nicht aus Mangel an Themen, sondern aus Zeitmangel. Von morgens bis abends reisen wir. Mal tragen uns die Autos, mal schieben wir sie. Keine der beiden Arten ist zum Schreiben geeignet. Und nachts ist es so kalt, dass man höchstens schlafen kann.

Das Autofahren in der Wüste ist stellenweise ein großer Genuss. Auf jenen endlosen, englischsenffarbenen Sanddünen mit Vollgas dahinrasen, wenn alle drei Wagen in einer Reihe, Kopf an Kopf über die Berg-und-Tal-Bahn der harten Sandverwehungen gleiten, wenn die Nadel des Geschwindigkeitsmessers ständig zwischen 80 und 90 zittert, fühlen wir uns, als säßen wir auf einer Achterbahn im Prater, auf dem Rücken eines erstarrten, gelben Meeres . . . Ja, das ist was! In solchen Momenten bin sogar ich ein begeisterter Wüstenreisender. In jenem glänzenden, rotgelben Sand, der so fein und kleinkörnig ist wie der Sand, der in einer Eieruhr rieselt, sind die Autospuren wie die von Skiern in schönem, frischem Pulverschnee. Hinter uns ziehen sich, soweit das Auge reicht, die drei Spurenpaare in die Unendlichkeit. In solchen Momenten ist die ganze Gegend ein unberührtes Schneefeld! Ein gelbes, warmes Schneefeld, bei dessen Anblick jeder echte Skifahrer jauchzen würde. An meinen Füßen waren noch nie Skier, aber hier, in diesem schönen Sand, würde sogar ich mich trauen, sie anzuschnallen.

Nur besteht die Wüste ja nicht nur aus Sand! Und der Sand ist auch nicht überall so, wie ich ihn eben beschrieben habe. Selbst der glatteste, scheinbar härteste Sand birgt oft Unheil. Unerwartet, ohne jede Warnung, beginnt er zu stauben – der gute Sand staubt nämlich nicht –, die Wagen hüllen sich in eine schwefelgelbe Staubwolke, ihre Geschwindigkeit erstirbt plötzlich, und schon stehen sie, bis zur Achse im weichen Treibsand versunken. Es folgt das Abladen des Gepäcks, das Beiseiteschaufeln des Sandes, der die Räder verschlingt, das Verringern des Luftdrucks in den Reifen. Schließlich das Ausrollen der zu diesem Zweck mitgebrachten Strickleitern, auf denen wir die Wagen Schritt für Schritt herausholen.

Manchmal dauert es Stunden, die im Sand versunkenen Autos zu retten. Das Problem ist, dass der gefährliche, nachgebende Treibsand optisch in nichts vom festen, stabilen Sand zu unterscheiden ist. Sie haben die gleiche Farbe, die gleiche Form, aber sie wechseln unvermittelt ab. Die langsam, sanft ansteigenden Hügelrücken sind immer verdächtiger als die plötzlichen Steilhänge. Da der Wind hier eine konstante Richtung hat, baut er die

Verwehungen nach einem gewissen System. Die Luvseite der Sandhaufen hat immer eine flachere Neigung und ist in der Regel weich und nachgiebig. Während die andere Seite, wohin der auf den Gipfel gewehte Sand hinabrieselt, meist hart ist und den Wagen gut trägt. Es ist ratsam, die entsprechende Sentenz aus der Bibel der Wüstenautofahrer ständig im Gedächtnis zu behalten:

Up sand – Stuck sand (Bergauf – einsinkender Sand),

Down sand – Sound sand (Bergab – guter Sand).

Nun, der Sand geht ja noch an. Aber wie ich vorhin sagte, besteht die Wüste nicht nur aus Sand. Es gibt hier, bitteschön, auch Stein, und zwar Stein in jeder erdenklichen Form. Felsengassen, steile, schluchtartige Gebirgsketten, Granitgeröll. Da haben diese armen Wagen einiges auszuhalten. Schon am dritten Tag nach der Abfahrt bekamen die Fahrgestelle von zwei unserer Wagen Risse. Das ist zwar noch kein ernsthafter Schaden, damit können wir vorerst weiterfahren, wenn auch nicht mehr so mutig wie bisher.

Aus dem Sand sind wir schon vorgestern herausgekommen. Gegen Mittag blitzten bläuliche, glasglänzende Seen vor uns auf, Wasserflächen, die jedoch nicht näher kamen, sondern ständig zerfließende, im Hintergrund wieder zusammenfließende Meere – das Luftspiegelungs-Fata-Morgana spielte mit uns. Und aus dem zitternden Irrlicht tauchten eisenfarbene Granitberge auf, bizarr geformte, vielköpfige Ungeheuer, als wären sie zum Luftholen aus dem Fata-Morgana-Meer aufgetaucht. Sie tauchten auch sogleich wieder unter, sobald die Wagen in eine Talsenke fuhren.

Die wunderlich geformten Berge vermehrten sich rasch, sie wanden sich zu einer Kette am Horizont, aber auch das Gelände unter uns verschlechterte sich rapide. Durch so enge Pässe, über so scharfe Felsblöcke mussten wir uns hindurchturnen, dass es unseren braven Karren wahrlich zur Ehre gereichte. Sie knarrten, sie keuchten, sie kamen ins Schwitzen, aber sie kletterten auf den Gipfel des Kammes. Selbst der alte Ford hätte gestaunt – so viel hätte er seinen Pferden wohl auch nicht zugetraut. Und als wir oben ankamen – eine gähnende Schlucht vertiefte sich unter uns, etwa zwei-oder dreihundert Meter tief, in die mussten wir hinunter! Nicht überall war die Abfahrt felsig; die eine oder andere Schlucht hatte der Wind mit Sand zugeschüttet. Solch eine Sandrutsche mussten wir suchen, um auf ihrem steilen Rücken hinunterschlitten zu können. Wir plagten uns lange ab, mussten sehr vorsichtig arbeiten, denn wenn dort unten, in jenem trichterförmigen Kessel, der Sand unter uns nachgibt, sitzen wir fatalerweise fest.

Kurzum, wir haben das Gebirge mit allen drei Wagen glücklich überquert. Wie wir wohl auf dem Rückweg dort wieder hinaufkommen werden, daran sollten wir lieber jetzt gar nicht denken. Das wird zu seiner Zeit Sorge genug sein. In die Freude über die glückliche Überquerung mischte sich ein wenig Wermut. Dort unten, am Fuße des Gebirgskammes, hätten wir auf das Wasserloch namens Laggia stoßen sollen; daraus wollten wir unseren stark geschrumpften Wasservorrat ergänzen. Aber wir suchten vergeblich; es gelang uns beim besten Willen nicht, jene eine kümmerliche Palme zu erblicken, die ihr freudloses Leben aus dem brackigen Wasser des Laggia-Brunnens fristet. Wir wussten, dass wir in der Nähe waren, die Karte verzeichnete es auch, ja A. hatte letztes Jahr sogar daraus getrunken. Wir wussten, dass es dort am Fuße des Berges war, nur nicht, ob wir oberhalb oder unterhalb davon herausgekommen waren. Müssen wir der Linie des Gebirgskamms nach Osten folgen oder nach Westen? Wir hatten uns verirrt.

El-Siró-nál lőtt nagykudubikám

Nicht, dass wir nicht gewusst hätten, wo wir sind. Aber nein, bitteschön! Das wussten wir immer ganz genau. Zumindest glaubten wir es zu wissen. Nachträglich stellte sich dann

heraus, dass wir woanders waren. Wir schimpften auch auf die mangelhafte Karte.

Kurz gesagt, wir folgten dem Fuß der Berge nicht in die Richtung, in der wir den Brunnen erreicht hätten. Gegen Abend jedoch – welch unerwartete Erleichterung in dieser öden Heimat der Leblosigkeit – stießen wir auf alte, verwaschene Autospuren. Die unverkennbare Radspur von fünf Autos lächelte uns aus dem kiesigen Boden entgegen. Sie löste bei uns Jubelrufe aus.

A. ist sofort im Bilde:

– Das sind Wilsons Spuren – erklärt er –, fünf Jahre alt, sie führen zur Merga-Oase, die sind sogar in der Karte verzeichnet! – Er zeigt es auch.

Tatsächlich: „Wilson's track 1930" – lesen wir auf der Karte.

– Wenn wir diesen folgen – fährt A. fort –, vorausgesetzt, dass sie weiterhin sichtbar bleiben, müssen wir in zwei Tagen die Merga-Oase erreichen. Sie liegt zwar etwas abseits unserer ursprünglichen Richtung, aber dort finden wir sicher Wasser.

Ist das nicht eine wunderbare Welt, in der man mangels anderem Autospuren in die Karte einzeichnet! Die in der Karte der Libyschen Wüste gähnenden Weißflächen werden nur durch jene wenigen Wasserlöcher und die mehr oder weniger – eher weniger – genau eingezeichneten Spuren von zwei oder drei Forschern gesprenkelt. – „Wilson's track 1930". – „Bagnold's track 1932" – diese beiden Namen lese ich neben den oberflächlich eingezeichneten, tausend Kilometer langen Routen. Und dazwischen sogar solche Dinge wie: „Spitzer Berg". – „Pilzförmiger Fels" – „Drei aufeinandergestellte Benzinkannen" – „Große Anzahl von Oryx-Antilopen-Herden" – „Viele Wildspuren" – „Einsames Addax-Horn, in den Sand gesteckt". Mangels anderem kartografieren die eifrigen Forscher sogar die Antilopen, damit jene kleine, zwei Millionen Quadratkilometer große Weißfläche im Herzen Afrikas nicht gar so leer ist.

Wir haben also Wilsons Spur von 1930 gefunden. Dieser folgen wir nun.

– Es muss ja ein Kinderspiel sein, dort zu reisen – könnte jeder sagen –, man kann sich ja gar nicht verirren, wenn die Spuren jahrelang zu sehen sind! Sicherlich, aber nur sehr selten. Es gibt Teile der Wüste, in denen die Spur eines Kamels oder Autos nach fünfzehn Jahren noch erkennbar ist, aber es gibt auch solche – und das sind die meisten –, in denen der Wind in einer halben Stunde alles wegräumt, den Weg zuweht wie Schnee, das Fata-Morgana zieht ziellos umher; neben solch eine Spur könnten sie schreiben: „Soundso's Track" – den kann der Nachfolgende wahrlich suchen. Das Bestehenbleiben der Spur, ihre Erkennbarkeit für längere oder kürzere Zeit, hängt von der Beschaffenheit des jeweiligen Geländes, seiner Lage, seiner windausgesetzten oder windgeschützten Position ab.

Auch am nächsten Tag folgten wir dem Wilson-Pfad – dort, wo er sichtbar war. Manchmal verschwand er für Stunden, dann übernahmen die Kompasse die Führung, bis wir wieder auf die Spuren stießen. Mittags mahlten wir am Fuße eines Berges aus leberfarbenen Felsen. Ich kletterte auf den Gipfel, um mich umzusehen. Ganz oben, unter dem Schutz einer hervorstehenden Steinplatte, fand ich die Leiche eines sperlingsgroßen, grünlich-grauen Vogels. Zu Knochen vertrocknet, aber dennoch war jede einzelne Feder vorhanden – eine von der Wüste konservierte Vogelmumie! Wann mochte ihn wohl der Tod durch Verdursten ereilt haben? Dieses Jahr oder vor vielen Jahren? Wie lange mochte jener einsame kleine Wanderer wohl schon dort auf jenem

leberfarbenen Felsberg ruhen, dorthin verweht auf Schwingen des Sturms, wo außer ihm – nicht einmal ein Vogel hinkommt?

Gegen Abend, als am Horizont endlich einige Palmen der Merga-Oase ihr Haupt erhoben – zerzauste Blütensilhouetten mit verblassten Blütenblättern –, hatten wir insgesamt nur noch fünfzehn Liter Wasser. Dabei hatten wir das Waschen bereits vor zwei Tagen völlig eingestellt.

Die Merga-Oase erstreckt sich weit, über zwei oder drei Kilometer. Einige Palmen und Tamarisken-Büsche grünen darin. Sie hat auch zwei ausgegrabene Wassergruben; daraus tränken die Karawanen der nomadischen Eingeborenen, die es ab und zu hierher verschlägt. Die Oase ist ansonsten unbewohnt. Als wir das erste Wasserloch erreichten, machten wir uns sogleich daran, unsere Wassertanks zu füllen, wozu es jedoch vorerst nicht kam. Der aufgeblähte, grünlich-weiße Kadaver eines halbmeterlangen Warans – einer Rieseneidechse – zierte das im Grunde des Lochs schwarz schimmernde Wasser. Obwohl A. den in den Brunnen gesprungenen Drachen herauszog, verging uns die Lust zum Trinken. Am nächsten Tag gruben wir selbst nach und stießen bald auf schönes, sauberes Wasser. Es war ganz ungewohnt, sich wieder einmal zu waschen.

Heute Morgen haben wir vor den Zelten einen fetten, blassgelben Skorpion gefangen. Das erste Lebewesen seit Wadi Halfa. Er lebt auch nicht mehr. Mit einem Skorpion kennen wir keine Gnade.

Frische Wildspuren haben wir neben unserem gestern gegrabenen Brunnen gefunden – Spuren von vier Addax! Ich hatte noch nie eine Addaxspur gesehen, dennoch erkannte ich sie leicht, so sehr unterscheidet sie sich von der Fährte anderer Antilopenarten. Fast rund ist die Addaxspur, etwa so geformt wie die eines Hauskalbes. Wunderbar! Bisher hatte sich in der ganzen Wüste nicht eine einzige Wildspur gezeigt. Gestern haben wir den Brunnen gegraben, und noch in derselben Nacht fanden sich Besucher ein. Aus unbekannter Ferne, aus dem Nichts des gelben Sandozeans kamen sie, schnurgerade, auf das kaum sichtbare Wasserloch zu. Sie tranken, dann machten sie sich wieder auf in den Sand. Sie konnten das Brunnengraben nicht sehen, den Geruch des Wassers konnten sie auch kaum wahrnehmen; was für ein Magnet mochte sie hierhergezogen haben?

Mit einem Wagen eilten wir den Spuren nach. Es war leicht, ihnen zu folgen. Genau wie zu Hause, im Morgengrauen nach einem nächtlichen Schneefall, der frischesten Sauenfährte. Vierundzwanzig Kilometer waren wir vom Brunnen entfernt, als wir die Addax erblickten. Ihr schneeweißes Kleid glänzte dort am Horizont, ihre langen, dünnen Hörner zeichneten sich deutlich gegen den Hintergrund des Himmels ab. Sie standen dort wie eine Erscheinung, die nicht hierher gehörte, vier verirrte Wüstenwanderer. Ganz und gar passten sie nicht in diese Leblosigkeit. Dabei fühlen sie sich offensichtlich wohl, sie befinden sich nicht im Exil hier.

Mit Vollgas fuhren wir auf sie zu. Meine Jagdbrüder lesen diese wahrlich unwürdig, unsportlich erscheinende Jagdmethode sicher mit missbilligendem Kopfschütteln. Ich lade sie daher ein, hierher in die Heimat der Addax zu kommen und zu zeigen, wie man solches Wüstenwild nach echter Jägerart zur Strecke bringt. Ich glaube nicht, dass sie die Geduld dazu aufbrächten. Hier, auf diesem offenen Sand, kämen sie mit Pürschen, dem regelrechten Anschleichen an das Wild, nicht weit. Bis die armen Addax zur Besinnung kamen und davonstoben, war es bereits zu spät, wir waren bereits in Schussweite. A. bremste ab, H. und ich sprangen heraus, und wir beide erlegten jeweils eine Addax aus der Schar der Fliehenden. Den ersten Punkt unseres Expeditionsziels hatten wir erreicht.

Aus der Nähe sind die Addax nicht so schneeweiß wie aus der Ferne, wenn die Sonne auf sie scheint. Ihre Farbe ähnelt der des Stiers mit dem rußigen Nacken aus einer ungarischen Wildherde. Ihr Nacken ist aschgrau, auf der Stirn ein dichter, kohlenschwarzer Haarpuschel, der Rest ist weiß. Antilopen mit langen, gewundenen Hörnern, etwa von der Größe eines Esels.

Der Rest des Tages verging mit dem Abhäuten des erlegten Wildes und dem Reinigen der Hörner. Unsere Leute verstehen nichts davon, wir auch nicht allzu viel. In Ostafrika wird diese Arbeit von fachkundigen Abhäutern erledigt,Dort hatten wir nicht viel Mühe mit ihm. Jetzt ist es Abend geworden, bis wir fertig waren, wobei wir uns zwischendurch mehrfach in die eigenen Finger geschnitten haben.

Am südlichen Ende der Merga-Oase befindet sich das Wunder der Libyschen Wüste – der See! Ein wirklicher, greifbarer Spiegel mit blauem Wasser! Keine Luftspiegelung. Zwei lebendige Krickenten schwammen in seiner Mitte. Diese haben sich wahrlich einen abgelegenen Treffpunkt ausgesucht; hier gibt es wahrlich niemanden, der sie stört. Das Wasser des Sees ist jedoch nur für das Auge wohltuend. Zum Trinken ist es ungeeignet, so salzig ist es. Beim Baden trägt es den Menschen, man kann darin nicht versinken, und danach sieht der Körper aus, als hätte man sich in Mehl gewälzt. Eine dicke Salzschicht bedeckt ihn. Ein Schilfgürtel und außer dem Schilf einige Dattelpalmen umgeben den See, der – genau wie gestern die Addax-Antilopen – so gar nicht in die Umgebung passt. Er ist so unwahrscheinlich, dass man immerzu etwas hineinwirft; man will das Plitschen sehen und hören, man will die Gewissheit, dass tatsächlich Wasser vor einem liegt und kein Trugbild.

In letzter Zeit kann hier kein Mensch gewesen sein. Wir fanden keinerlei Spuren, und an den Palmen hingen sogar noch die schrumpeligen Datteln vom Vorjahr über den diesjährigen. Wir erleichterten die Palmen nach Kräften, aßen von ihren Früchten, so viel in uns hineinging, und luden sogar einen Sack voll auf den Wagen. Viel wert sind diese steinhaten, geschmacklosen Beeren allerdings nicht. Wüsten-Wildbirnen.

Getreu den Anweisungen, die wir im Büro in Wadi Halfa erhalten hatten, luden wir für die Nacht unsere Gewehre. Hierher sollen angeblich ab und zu die Nomadenkarawanen des berüchtigten Guran-Stammes kommen, Salz aus dem See gewinnen und mit ihren langen Vorderladergewehren auf jeden schießen, der kein Guran ist. Es muss lange her sein, seit der letzte Guran hier war.

Wir reisen wie Seefahrer in unbekannten Gewässern. Unsere Wegweiser sind der Kompass und die Sterne. A. erledigt allein die mühsame Arbeit des Navigierens, der Richtungsbestimmung und der Kartierung; wir zwei können ihm praktisch kaum eine Hilfe sein. Wir haben längst vergessen, was „magnetische Missweisung“ ist. Den Polarstern kennen wir als Jäger zwar, den können wir abends noch in das Fernrohr des Theodoliten anvisieren, aber das Übrige, die Bestimmung des Meridians, muss A. erledigen.

Aufgrund der Unzuverlässigkeit unserer Karten müssen wir jeden Abschnitt unseres zurückgelegten Weges genau abmessen, damit wir immer wissen, wo wir stehen. Jede Richtungsänderung, auch die kleinste Abweichung, müssen wir einzeichnen, sonst wäre es unmöglich, den noch zurückzulegenden Weg zu kontrollieren; wir wüssten nicht einmal, ob unser Benzin und Wasser reichen.

Ich sage „wir messen“, „wir zeichnen ein“, aber sicher zeichnet A. ganz allein. Abends arbeitet er beim Licht der kleinen Glühbirne oft bis Mitternacht; wir zwei mit H. schauen höchstens zu und ermutigen ihn.

Am 6. Februar erreichten wir das Wasserloch namens Bir Natrun – Natronbrunnen. Dessen Wasser ist glücklicherweise nur dem Namen nach natronhaltig, es schmeckt gut. Wir füllten alle unsere Behälter auf, sogar die zwischenzeitlich leer gewordenen Benzinkanister. Dies ist unser letzter Brunnen, von nun an werden wir kein Wasser mehr finden. Das eigentliche Ziel unserer Reise, das Wadi Hawar, liegt nur noch hundertfünfzig Kilometer von hier entfernt. Doch das Wadi Hawar ist etwa vierhundert Kilometer lang und völlig wasserlos; wenn unser Wasser ausgeht, müssen wir hierher, zum Natronbrunnen, zurückkehren. Als müssten wir von Pest nach Wien zum Brunnen gehen ...

Wir haben das vielzitierte Wadi Hawar erreicht! Dieses Wadi ist der Überrest eines einstigen Flussbettes, eine vierhundert Kilometer lange Rinne, deren vor unbekannten Zeiten ausgetrocknetes Becken sich die Wüste angeeignet hat. Damals, laut Geologen vor gerade einmal achttausend Jahren, hat die Wüste den Fluss austrocknen lassen und die Bewohner entlang des Flusses in alle Welt vertrieben. Seitdem begräbt sie ihn allmählich, erwürgt mit langsamer, aber sicherer Hand die kümmerliche Vegetation, die heute noch im Tal dahinfristet; sie bedeckt sie so lange mit ihren gelben Wellen, bis sie schließlich vom Antlitz der Erde verschwindet. Bis sie endgültig versinkt, wie jene anderen Flüsse, vielleicht Meere, jene Städte, Stolz einstiger Kulturen, die heute noch namenlos unter dem gelben Leichentuch, der Decke des rollenden Sandes, schlafen. Die Wüste ist ein Raubtier. Ihr Brot ist die Vernichtung. Sie begräbt ständig, vernichtet ständig. Mit großer Geduld, mit jahrtausendelanger Ausdauer, aber unrettbar.

A. war schon letztes Jahr hier. Er fand auch einige prähistorische Tontopfscherben, ein aus grünem Dioritstein geschliffenes Beil, eine Steinschale, einen Schleifstein. Aus diesen Funden stellten die Geologen fest, dass die Bevölkerung des Wadi Hawar bereits vor sieben-bis achttausend Jahren weggezogen ist. Aber vielleicht sogar noch früher. Ein, zwei Jahrtausende hin oder her, was ist das schon für einen Geologen?

Kümmerliche, im Aussterben begriffene Vegetation vegetiert im Wadi Hawar. Struppiges „Tundub"-Gebüsch, hie und da ein krummes Bäumchen als Beleg, ein halb im Sand versunkener Busch: Wenn man von hier schaut, ist es ein Busch, von der anderen Seite eine Sanddüne. Aber Wasser findet man entlang des Wadi Hawar dennoch nicht. Vergeblich gräbt man tief, nirgends quillt es hervor. Offensichtlich zehrt diese kranke Vegetation von den tief unter dem Sand begrabenen Überresten des einstigen Flusswassers.

Wildspuren haben wir bisher nicht viele gesehen. Was wir weniges fanden, ist ebenfalls alt. Zwar haben wir erst die Umgebung des Lagers erkundet. Aber immerhin sind wir ein, zwei zerzausten Vögeln begegnet, einer langschwänzigen Springmaus und einigen Käfern. Auch über diese freuten wir uns nach der zehntägigen Leblosigkeit. An die Wüste gewöhnt man sich nicht leicht. Es ist schwer, auf ihren Geschmack zu kommen. Ich weiß, was hier am meisten fehlt. Der Geruch! Es gibt keinerlei Geruch, weder Erdgeruch noch Pflanzengeruch. Sogar die Luft ist geruchlos. Dies ist eine völlig sterile, ausgedörrte, seelenlose Gegend. Hier ist es, als stünde die Arbeit der Schöpfung still. Dies könnte ausgelassen worden sein, dies könnte der Herrgott vergessen haben. Er hat vergessen, die Wüste zu möblieren. Sogar diese paar Büsche wirken wie Kunstgebüsch. Man kann einen Zweig abbrechen, nicht ein Tropfen Lebenssaft sickert daraus hervor. Diese Pflanzen sind lebende Tote. Und niemals ein einziger Laut! Tag und Nacht diese alles erfüllende, sozusagen ohrenbetäubende Stille! Sogar diese wenigen kleinen Vögel sind vielleicht stumm. Hier können sich selbst diese wenigen Lebewesen nicht des Lebens freuen, dies ist eine sterbende Welt.

Der Wind weht. Im Morgengrauen kam er auf, seitdem tobt er immer mehr. Er braust, er pfeift, er macht der großen Stille, über die ich gestern so hergezogen bin, ein Ende. Schon wünsche ich sie mir zurück. Die ganze Wüste raucht, eine einzige große Staubwolke. Das Blau des Himmels ist verschwunden, die Sonne wirkt, als hätte man sie in eine Alabasterkugel gesperrt, man kann sie kaum finden. Unsere Augen, unser Mund, unsere Nase, damit auch unser Bett und unser Essen, der Verschluss des Gewehrs klemmt vor Sand, im Haar bricht der Kamm ab. Wenn man das abgebrochene Stück durch die struppige Mähne zwängt, wird der Kopf um eine halbe Handvoll Sand leichter. Sogar aus unseren Taschen schütteln wir Sand heraus.

Wir haben spezielle Wüstenzelte mitgebracht. Ihre Seitenwände und ihr „Boden" sind aus einem Stück gefertigt, nur ihre zwei Enden sind zu öffnen und können im Bedarfsfall fest zugeknöpft werden. Diesen Wind beeindruckt das windgeschützte Wüstenzelt jedoch nicht. Er findet auch zwischen den Knöpfen Einlass, weitet die Ritzen und bläst den Sand so hinein, dass man hier drinnen schon schaufeln könnte. Draußen hat er die Zeltwand so zugeweht, dass es besser nicht geht. Einen ganzen Sandmantel hat er darum herum gebaut. In solchen Zeiten ist sie nicht schön – die Wüste. Ach, wie abscheulich sie ist. Auch sonst begeistere ich mich nicht für sie, aber in solchen Momenten schimpfe ich auf alles. Ob ich wohl, wenn ich später nach Hause komme und aus dem heimischen Komfort zurückblicke, dann auch noch schimpfen werde? Der Mensch vergisst so leicht, und der Natur kann man ohnehin nicht lange grollen. Das ist ja gerade das Problem mit diesem verflixten Afrika, dass es so wunderschön ist – aus der Ferne. Wie hässlich es manchmal aus der Nähe auch sein mag, bis wir zu Hause sind, verschönert es sich so sehr, dass wir sofort vergessen, wie wütend wir darauf waren. Aber mit diesem Wüstenwind ist es unmöglich, sich zu versöhnen.

Wir setzen unsere Reise entlang des Wadi Hawar nach Süden fort. Wild finden wir auch jetzt kaum. Einige kleine Dorcas-Gazellen haben wir heute gesehen und ein Rudel Damagazellen (Addra). Wir haben auch zwei von ihnen geschossen.

Die Dorcas-Gazelle ist ein gewöhnliches Tier. In Ägypten kann man schon ein, zwei Tagesmärsche von den Pyramiden entfernt Dorcas-Gazellen schießen. Umso mehr freuten wir uns über die Addra. Diese weißleibige, rothalsige Gazelle mit den langen, storchenbeinigen Läufen ist einer jener seltenen Wüstenbewohner, deren Trophäe bisher in meiner Sammlung fehlte. Die Addra ist zudem bemerkenswert, weil sie Afrikas größte Gazelle ist. Die zwei Arten der Wüsten-Wildbesonderheiten, die Addax-Antilope und die Addra, wären also vorhanden. Es fehlt noch die seltenste, die Säbelantilope (Weißoryx). Von dieser haben wir bisher noch keine einzige Spur gesehen. Wenn wir nur genug Benzin hätten, dann fände sich die Oryx auch noch, früher oder später. Doch unser Benzinvorrat ist stark geschrumpft. Wir haben ausgerechnet, dass wir höchstens noch zweihundertfünfzig Kilometer entlang des Wadi nach Süden fahren können, und das auch nur mit zwei Wagen; den dritten müssen wir zum Benzinstaren zurücklassen. Wenn wir dann mit den zwei Wagen die zweihundertfünfzig Kilometer abgefahren haben, müssen wir unbedingt umkehren, ob es eine Oryx gibt – oder nicht. Sonst bleiben wir noch hier stecken, und das wäre ein Oryx-Horn nicht wert.

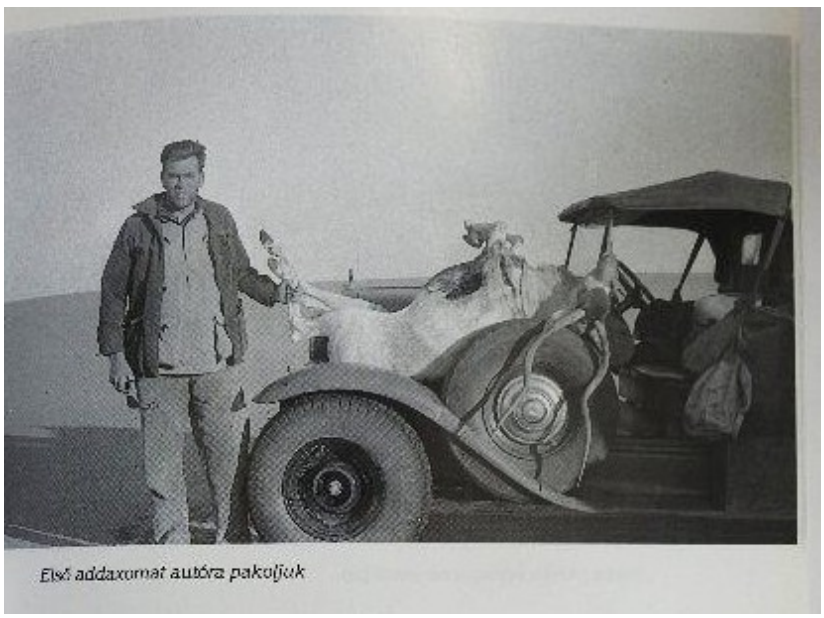
Von einem unserer Wagen mussten wir uns also verabschieden; wir ließen ihn unter einer krummen Akazie zurück. Zuvor vergruben wir jedoch das für die Heimreise vorgesehene Benzin unter dem Baum, ebneten die Erde glatt ein und fuhren dann den Wagen darüber. Denn falls während unserer Abwesenheit zufällig irgendwelche wandernden Wilden darauf stießen und unseren Benzinvorrat ausgössen, könnten wir die Heimreise endgültig aufgeben. Dann könnten wir uns nicht einmal mit einem Wagen bis zur nächsten bewohnten Ortschaft herauswinden.

Die gestern geschossenen Addras haben wir noch am Abend im Licht der Autoscheinwerfer abgehäutet. An ihren Körpern, die hier vor dem Zelt blieben, hat sich im Laufe der Nacht irgendein Raubtier zu schaffen gemacht. Ich erwachte von einem verdächtigen Geräusch. Ein leises Knurren und Knochenknacken war zu hören. Ich wusste, dass irgendetwas unsere Gazellen dezimierte. Vorsichtig zog ich den Zelteingang beiseite, aber der Mond war bereits untergegangen, ich sah nichts. Leise griff ich nach dem geladenen Gewehr, das neben meinem Bett lag, in die linke Hand nahm ich die Taschenlampe, die ich unter meinem Kissen hervorzog . . . Unterdessen hörte das Geräusch draußen auf, sie mussten mich bemerkt haben.

Etwa eine Viertelstunde lang lauerte ich, als ich erneut Bewegung hörte. Ich drückte den Knopf der Lampe: Vier grün leuchtende Augenpaare leuchteten um die Gazellenkadaver auf . . . Ich feuerte unter eines der Augenpaare – es wurde still. Lautlos, im Augenblick verschwanden die geheimnisvollen Räuber.

Ich kroch unter meinen vier Decken hervor, ging fröstelnd um das Lager herum, sah aber nichts. Man zielt sehr unsicher im Licht einer so schlechten kleinen Lampe. Lieber hätte ich meinen Stock nach den grünäugigen Unbekannten geworfen.

Am Morgen stellte sich heraus, dass mein Schuss doch getroffen hatte: Eine Spur war blutig; wir folgten ihr auch eine Zeit lang, aber vergeblich. Die Plünderer waren entkommen, aber zumindest waren sie erschreckt. Den Spuren nach zu urteilen, müssen es Hyänenhunde (Lycaon pictus) gewesen sein. Hyänenhunde, auch Wildhunde genannt, sind Afrikas grimmigste und grausamste Raubtiere. Unten in Ostafrika hatte ich oft mit ihnen zu tun. In Rudeln gejagt ziehen diese schwarz-weiß-bunten, weißschwänzigen Bestien umher, und welches Wild sie sich vornehmen, für das gibt es keine Rettung. Mit langsamen, aber weiten Sprüngen verfolgen sie ihr auserwähltes Opfer, lautlos, ohne Eile, aber unermüdlich. Wie schnellfüßig die flüchtende Gazelle auch sein mag, welchen Vorsprung sie auch gewinnt, die Verfolger rücken mit schicksalhafter Unerbittlichkeit vor, weichen niemals zurück, ermüden niemals, sie erreichen ihre Beute gewiss. Und wenn sie sie erreichen, reißen sie sie nicht auf einmal nieder, erledigen sie nicht schnell, sondern schnappen nur immer wieder zu, beißen sie im Laufen, beginnen im lebendigen Zustand an ihr zu fressen. Mit mittelalterlicher Grausamkeit quälen sie sie zu Tode.



Első addaxomat autóra pakoljuk

Alles Wild fürchtet sie auch, es flieht aus der Gegend, in der die Wildhunde umherziehen. Vermutlich könnten diese gemeingefährlichen Köter auch die Oryx-und Addax-Antilopen vertrieben haben. Aber nicht nur ihre Grausamkeit, auch ihre Entschlossenheit ist bewundernswert. Vor drei Jahren überzeugte ich mich auf dem ostafrikanischen Massai-

Plateau davon. Seit Tagen hatte ich bemerkt, dass das Wild seltener wurde, ohne sichtbaren Grund wegzog, und das Wenige, das zurückblieb, ebenfalls unruhig und schreckhaft war. Eines Morgens kam ich endlich hinter den Grund des Alarms: Ich stieß auf die Ruhestörer: elf Hyänenhunde. Sie hielten gerade auf mich zu. Sie galoppierten dort vor mir her, kaum fünfzig Schritte entfernt, aber sie jagten nichts, sie waren nicht von Jagdleidenschaft getrieben, sonst hätten sie mich bald verlassen, ich hätte unter ihnen nicht viel Schaden anrichten können. Als ich den ersten erschoss, blieben die anderen sofort stehen. Ich erschoss noch einen. Daraufhin fielen die übrigen über ihre verwundeten Gefährten her, zerfleischten und bissen wütend die Sterbenden. Mich empörte die Grausamkeit der abscheulichen Bestien so sehr, dass ich der Reihe nach alle elf erledigte. Nicht einer von ihnen blieb übrig, um davon zu berichten.

Vor dem Aufbruch richtet das Jagdamt in Nairobi einen besonderen Aufruf an jede Jagdexpedition, den Hyänenhund nicht zu schonen. Ihn auszurotten, wo man ihn trifft.

Heute trafen wir lediglich auf Dorcas-Gazellen und auf die Überreste eines zerrissenen Straußenhahns. Auch das war das Werk der Wildhunde. Im feinen Sand war jede Spur deutlich zu sehen; die Wüste ist ein offenes Buch, wir konnten jede Phase der Tragödie des Straußenhahns daraus lesen.

Fünf Verfolger waren es, aber auch der alte Straußenhahn muss ein ausdauernder, guter Läufer gewesen sein; sie müssen ihn lange gehetzt haben, bis er erschöpft war. Man sah deutlich, wo der Strauß stehen blieb, wo er die Flucht aufgab und den Kampf aufnahm. Die Hunde umzingelten ihn, aber auch der Strauß muss hart gekämpft haben, er gab seine Haut nicht billig her. Der Strauß ist ein außerordentlich starkes Tier, über zwei Meter hoch; mit seinem gewaltigen, muskulösen Bein kann er so zutreten, dass jede Wildhunderippe davon bricht. In einem Umkreis von etwa hundert Metern fand der Kampf statt; dreimal gelang es dem Strauß, aus dem Hundekreis auszubrechen, aber beim vierten Mal überwältigten sie ihn doch.

So sehr mir der brave alte Strauß auch leid tut, mir kam er gelegen. Endlich habe ich Federn, mit denen ich meine schmutzigen Pfeifen reinigen kann. Ich beschloss, heute Nacht die Hunde hereinzulegen.

Es gelang nicht. Und dabei hatte ich mich so schlau vorbereitet!

Die Gazellenreste von gestern schleppte ich vor mein Zelt, in fünfzehn Schritt Entfernung. Direkt neben meinem Zelt stand einer der Wagen, dessen Scheinwerfer ich auf das Aas richtete. Zwei Schnüre, die am Schalter des Autoscheinwerfers befestigt waren, führte ich in mein Zelt. An eine Schnur knüpfte ich einen Knopf, um sie im Dunkeln nicht mit der anderen zu verwechseln. Wenn ich nämlich an der mit dem Knopf zog, gingen sie an; wenn an der ohne Knopf, gingen die Lampen aus. Ein Ende eines langen Seils banden wir an das Aas, das andere Ende an mein Bettbein, damit ich aufwachte, wenn draußen am Köder gezerrt wurde.

Das geladene Gewehr hielt ich neben mir bereit. Ich probierte auch die Lampen aus, sie funktionierten prächtig, sie warfen tageshelles Licht auf das Aas – das soll mal ein Wildhund sein, der hier satt werden will!

Sie kamen nicht.

Es stellte sich heraus, dass sie ohnehin vergeblich gekommen wären. Denn H. kroch zweimal aus seinem Zelt, um an meinem Seil zu rucken. Er wollte mich aufscheuchen, aber ich wachte nicht einmal auf. Man schläft gut in dieser feinen Wüstenluft.

Heute trafen wir unterwegs doch noch auf die Hunde. Es mochten etwa zehn sein. Ich raste hinter ihnen her und feuerte einen Kugelhagel in ihre Richtung. Sie waren weit weg, sie flohen – auch der rasende Wagen rüttelte sehr, aber dennoch bissen zwei Hunde in den Sand!

Wildspuren fanden wir heute viele, recht frische; dennoch sahen wir kaum Wild. Es scheint, als zöge es nach Süden. Einige Dorcas-Gazellen, einige Addras und hier und da ein, zwei Addax-Antilopen zeigten sich. Von der Oryx haben wir bisher noch nicht einmal eine Spur gefunden. Wenn wir nur Benzin hätten! Sobald wir die Oryx-Antilopen erreichen, könnten wir auch schon Richtung Heimat umkehren . . .

Morgen können wir nur noch mit einem Wagen fahren, so sehr schwindet unser Benzin. Den anderen lassen wir im Lager, das wird der „Rettungswagen". Wenn wir bis vier Uhr nachmittags nicht zurück sind, folgt er unseren Spuren. Mit Wasserüberschuss können wir auch nicht prahlen. Wieder messen wir die tägliche Ration mit apothekerlicher Genauigkeit ab. Das Waschen ist wieder Musik der Vergangenheit. Schon seit zwei Tagen fehlt es im Programm.

Nach der Anstrengung des ganzen Tages heimgekehrt, die im Laufe des Tages geschossenen Antilopen auszuweiden, abzuhäuten, ihre Häute zu vergiften, ölige Gewehre zu putzen, und dann ungewaschen zum Abendessen zu sitzen! Die zur Verfügung stehenden zwei Gläser Wasser trinke ich entweder aus oder ich kann mir meine schmutzigen Hände damit spülen. Lieber trinke ich es.

Wir sind schon zweihundertfünfzig Kilometer von unserem zurückgelassenen dritten Wagen entfernt, weiter können wir nicht gehen. Das Wild, namentlich die Oryx-Antilopen, haben wir immer noch nicht erreicht, obwohl sie nicht mehr weit sein können; wir fanden ganz frische Oryx-Spuren. Aber wenn wir unsere Reise entlang des nun nach Westen abbiegenden Wadi Hawar fortsetzten, bliebe uns kein Benzin für die Rückreise. Ja, wenn wir jetzt sofort umkehrten, könnten wir schon dann nicht mehr alle drei Wagen nach Hause fahren, einer müsste zurückbleiben. Die Situation ist etwas kitzlig.

Die nächste Außenstation der Zivilisation ist das von hier aus direkt südlich, in Luftlinie dreihundertfünfzig Kilometer entfernt liegende El Fasher; dort können wir Benzin bekommen. Wir haben gerade unseren Vorrat gemessen: Die dreihundertfünfzig Kilometer bis El Fasher könnte man gerade noch schaffen – wenn die Karte nicht falsch ist und wenn das Gelände mit dem Auto befahrbar ist! Von hier aus hat noch nie ein Auto den Weg quer nach El Fasher gewagt, die Gegend ist völlig unbekannt, eine leere Weiße klafft auf der Karte. Wir wissen so viel vom Hörensagen, dass eine hohe Gebirgskette den südlichen Rand der Wüste begrenzt. El Fasher liegt jenseits der Gebirgskette. Kann man dort mit dem Auto drüberfahren? Aber wir haben keine andere Wahl. Wir müssen es wagen, und zwar so bald wie möglich.

Zuerst müssen wir für den zurückgelassenen Wagen zurückgehen, schließlich haben wir unter ihm den Großteil unseres noch vorhandenen Benzins vergraben. Mit beiden Wagen wagen wir nicht umzukehren, aus Mangel an Treibstoff. A. geht also mit einem Wagen zurück, wir zwei bleiben mit dem anderen Wagen hier.

A. ist gestern zurückgefahren; wenn ihm nichts zustößt, kann er bis zum Abend hier sein. Unsere Lage ist nicht die angenehmste. Unsere Wagen sind verstreut. Einer hier, der andere zweihundertfünfzig Kilometer entfernt und der dritte unterwegs zwischen den beiden. Wenn A. jetzt – Gott bewahre – irgendwo stecken bleibt, dann sehen wir wahrlich alt aus.

Wir haben vereinbart, dass wir, falls A. nicht innerhalb von zwei Tagen zurückkehrt, er also offensichtlich in Schwierigkeiten geraten ist, ihm mit dem hier stehenden Wagen nachfolgen. Würden wir ihm jedoch nachfahren müssen, verbrauchten wir erneut Benzin und könnten die Wagen auch nicht bis El Fasher fahren. Zudem pfeift der Wind, er weht nicht nur unsere Augen und Münder, nicht nur unser Zelt voll Sand, sondern verweht auch A.s gestrige Spur, er unterbricht die Verbindung zwischen uns. Schmutzig und tatenlos sitzen wir den ganzen Tag, warten auf das gute Glück und verfluchen die Wüste. Jetzt möchte ich, dass mir jemand den Zauber der Wüste zeigt! Denn ich suche ihn wahrlich vergeblich.

Gestern gegen Abend – wir bereiteten gerade mit H. die bisher erbeuteten Wildhäute vor – bemerkten wir ein Addax-Rudel am Horizont. Sie näherten sich uns im Gänsemarsch, ihr Anführer hielt direkt auf unser Zelt zu. Woher mochten sie wohl kommen, wohin mochten sie streben in dieser Öde, wo das Auge an keinem einzigen Busch oder Grashalm hängen bleiben kann, wo wir vom nächsten Wasser so weit entfernt sind wie Budapest von Fiume! Es kann sein, dass sie unser einsam grünes Zelt von weitem für einen Busch hielten und Zuflucht vor dem Sandsturm suchten. Uns kamen sie jedenfalls gelegen, für unsere Küche war frisches Fleisch schon sehr nötig. Wir holten die Gewehre hervor und erwarteten das herannahende Rudel so an der Zelttür. Die Addax-Antilopen blieben jedoch stehen, noch bevor sie in Schussweite waren. Irgendwie gefiel ihnen der Busch nicht. Argwöhnisch musterten sie ihn, beobachteten ihn, wogen die Frage des weiteren Herankommens langwierig ab und entschieden schließlich, dass Vorsicht besser als Nachsicht ist – sie bogen ab.

Aber wir waren auch nicht untätig. Wir sprangen auf den hinter dem Zelt versteckten Wagen, rasten ihnen nach und schossen bald eine von ihnen für das Abendessen.

Kaum waren wir zu den Addax-Antilopen losgefahren, bemerkten wir, dass hinten etwas aus dem Wagen flog, aber wir hatten es eilig, wir hatten keine Zeit anzuhalten, nicht einmal um zurückzuschauen. Wir dachten, wir würden es auf dem Rückweg auflesen. Wir lasen es auch auf, aber nicht ganz einfach. Eine Kiste Würfelzucker war herausgeflogen, unser Zuckervorrat für einen Monat. Als hätte es gehagelt, so sah der Sand aus, er war ganz weiß von dem verstreuten Zucker. Bis zum Abend hockten wir dort. Wir sammelten Zucker, mit viel Sand.

Vorhin sagte ich, wir seien vom nächsten Wasser so weit entfernt wie Budapest von Fiume. Ich sage das nicht einfach so, ich habe es auf der Karte nachgeschaut. Tatsächlich müssten die gestern gesehenen Addax-Antilopen etwa vierhundert Kilometer marschieren, wenn sie durstig würden. Aber sie werden nicht durstig! Selbst wenn sie durstig sind, trinken sie nicht.

Das Wild der Wüste kommt monatelang ohne Wasser aus, ja, die Addax-Antilope trinkt angeblich selbst dann nicht, wenn man es ihr anbietet. Im Zoo von Khartum lebt ein alter Addax-Bulle. Jeden Abend wird er aus seinem Gehege gelassen, er kann frei im Park des Zoos spazieren gehen. Es gibt auch einen schmalen Teich im Park, der alte Addax spaziert jeden Abend an ihm vorbei, aber es ist ihm noch nie in den Sinn gekommen, daraus zu trinken.

Trotz seiner kümmerlichen, trockenen Kost ist er in ausgezeichneter Kondition; wie all das Wüstenwild. Sie sind so rund, so muskulös; glänzend im Fell, als lebten sie von Hafer und Rüben. Die Nackenhaut des ausgewachsenen Addax-Bullen ist zweieinhalb Zentimeter dick, wie die eines Nashorns. In einem wissenschaftlichen Werk lese ich, dass hier eine Kletterpflanze wächst, deren kleine, bittere, melonenförmige Frucht die Addax-

Antilope kaut und daraus ihren Feuchtigkeitsbedarf deckt. Bisher haben wir noch keine einzige solche Pflanze gefunden.

A. ist gekommen!

Er hat glücklicherweise unseren dritten Wagen und die restlichen Benzinkisten mitgebracht. Ein schwerer Stein fiel uns allen dreien vom Herzen, mit einem dumpfen Aufprall in den weichen Sand.

A. konnte sich nur mit Hilfe seines Kompasses orientieren, von seiner gestrigen Spur war keine Rede mehr, der Wind hatte sie völlig getilgt. Ich wundere mich, dass er so genau zurückfand, ich hätte mich sicher verirrt.

Unsere drei Karren sind also wieder beisammen, wir haben sie beladen, bereit zum Aufbruch. Unsere seelischen Akkumulatoren sind wieder mit guter Laune und Zuversicht aufgeladen. Morgen brechen wir nach Süden auf – schnurstracks Richtung El Fasher!

Wir kommen hervorragend voran. Das Gelände ist weit geschwungen, sanft hügelig, der Sand ist glatt und hart. Wenn wir den ganzen Weg über einen solchen Weg hätten, könnten wir bis zum Abend in Fasher sein! Unser Optimismus braucht nicht viel – eine halbe Stunde gutes Gelände lässt uns schon Luftschlösser bauen. Wenn wir morgen in Fasher Benzin und gutes frisches Wasser laden, können wir übermorgen schon wieder zurückkommen, in ein, zwei Tagen erledigen wir die Oryx-Antilopen, und dann ab nach Hause!

Dabei hätten wir längst gewohnt sein können, dass eine solche verfrühte Freude gewöhnlich Enttäuschung zum Preis hat. Auch diesmal ist der Spaß bald zu Ende. Nur eine Stunde lang können wir uns über den guten Weg freuen. Der Boden beginnt steinig zu werden. Anfangs erreichen wir nur vereinzelte, kleinere Steinfelder, aus dem Sand ragende Steininseln, denen wir mit kleineren oder größeren Umwegen noch ausweichen können, ohne unsere festgelegte Marschrichtung ändern zu müssen. Aber die steinigen Abschnitte häufen sich rapide, es gibt immer mehr Stein und weniger Sand, ein endloses schwarzes Granitmeer dunkelt vor uns, und die sich immer mehr verengenden, zickzackförmigen Sandadern verlieren sich bald darin.

Vergeblich versuchen wir, das Geröll zu umfahren, es scheint weder Ende noch Länge zu haben; einen zu großen Umweg können wir jedoch nicht riskieren, da unser Benzin nur in gerader Richtung bis Fasher reicht! Gegen Mittag sind wir schon so in die übereinander liegenden Steinplatten verstrickt, dass wir nur noch kriechen; wir bleiben ständig stecken und wundern uns nur, dass die Wagen noch nicht zerbrochen sind.

Gegen Abend ändert sich die Lage nicht. Wir drehen uns, wir holpern hin und her, aber wir finden nicht heraus. Wir schlagen das Lager auf und finden nur mit großer Mühe einen Platz, wo wir die Zeltheringe zwischen den Unmengen an Steinen einschlagen können.

Etwas trockenes Gebüsch zeigt sich um das Lager. Wir tragen es zusammen und entzünden ein ordentliches Feuer. Wie gut es tut, sich neben den lodernden Scheiterhaufen zu hocken, bei einer Tasse Tee und einer Pfeife Tabak das Grammophon zu hören, von zu Hause zu plaudern. Bisher hatten wir noch kein einziges Mal Gelegenheit, ein Feuer zu machen; aus Holzmangel kochten wir unser Abendessen auf dem Petroleumkocher. Heute ist die Nacht besonders kalt, das Thermometer ist auf vier Grad gesunken, da kommen die in der Glut gebackenen heißen Kartoffeln gerade recht.

Wenn wir nur morgen aus dieser Felsenfalle herauskommen! Unser Trinkwasser reicht bei gebührender Sparsamkeit noch für drei Tage. Zwar liegen noch dreihundert Kilometer vor uns, und zwar unbekannte dreihundert Kilometer! Wenn nur die Wagen durchhalten, wir halten durch. Wir trösten uns damit, dass wir Pioniere sind, hier hat wohl noch kaum ein weißer Mensch gelagert, aber wahrscheinlich auch kein schwarzer. Es findet sich auch nicht so leicht ein Narr, der diesen nutzlosen Ort aufsucht.

Auf uns haben sie gewartet.

Sobald es hell wird, brechen wir auf. Wir lassen dieses verfluchte Gefängnis aus Stein hier, geben es der Stille, der Sonne und dem Wind zurück; möge es weiterhin ihr persönliches Eigentum bleiben. Doch jetzt, wo die Dunkelheit die öde Landschaft verhängt hat, wo wir nichts anderes sehen als das, was der Schein des Feuers beleuchtet – unsere freundlichen Zelte, die Schattengestalten unserer ruhenden Wagen – jetzt, wo wir die heimische Luft einsaugen, die dem Grammophonklang folgt – vergessen wir alles, was außerhalb des Lichtkreises unseres Lagerfeuers liegt. Jetzt sind wir zu Hause . . .

Es ist, als würden wir auf einem hohen Berggipfel hausen, als würden um uns herum Tiefen gähnen. Unser Lager ist eine Insel, die aus einem Sternenmeer hervorragt. Tatsächlich ist der Himmel bis ganz nach unten mit Sternen geschmückt, mancher Stern hängt so tief, dass man glauben könnte, es sei das Blinken eines fernen Lagerfeuers. Wie beruhigend, wie friedlich alles ist! Es ist gar nicht wahr, dass sich eine labyrinthartige Steinwüste um uns herum ausbreitet. Sieht man mal, wozu ein kleines Zelt, ein lodernder Holzstoß und ein Teller warmer Suppe fähig sind! Sie schaffen Gemüt, Zufriedenheit, ein wirkliches Zuhause selbst in der ödsten, verzweifeltsten Umgebung.

Wir fühlen uns, als hätten wir schon immer hier gewohnt. Wir Wanderer mit dem Zigeunerleben müssen uns allerdings beeilen, wenn wir unser Heim liebgewinnen wollen. Denn am nächsten Abend müssen wir uns schon wieder mit einer neuen Bleibe anfreunden. Und so schnell, wie wir sie gründen, so schnell zerstören wir sie auch wieder. Mit ein, zwei Rucken bricht das Zelt zusammen wie ein zerplatzter Luftballon. Betten, Tische, Stühle verlieren mit einem Griff ihre Individualität, werden zu klein zusammengerollten, gleichförmigen Gepäckstücken . . .

Und diese paar Quadratmeter, die wir in ein paar Stunden liebgewonnen, zum Heim erhoben haben, werfen wir wieder der Unbekanntheit zurück. Höchstens eine leere Sardinendose und einige Zigarettenstummel lassen wir als Andenken hier. Na, und eine einzige Grammophonnadel. Die Grammophonnadel wechseln wir abends, nicht nach jeder Platte. Man muss sparen. An dieser einsamen Grammophonnadel wird man später leicht feststellen können, wo jene berühmten ungarischen Wüstenreisenden gelagert haben.

Am 10. Febr.

Wir hatten heute einen mühsamen Tag. Von morgens bis abends gelang es uns, insgesamt nur vierzig Kilometer zurückzulegen, aber wir sind endlich doch aus den Felsen herausgekommen. Wenn Sie Fantasie besitzen, können Sie sie jetzt heranziehen. Ich fürchte jedoch, dass Sie sich eine so erbärmliche Autofahrt dennoch nicht vorstellen können. Wir kommen aus dem Staunen über die Wagen nicht heraus. Selbst mit bestem Willen kann man sie nicht kaputt kriegen.

Wir sahen viel Wild. Auf Dorcas-Gazellen trafen wir ständig, und am Nachmittag zogen drei große Addax-Rudel – jedes etwa fünfzig bis sechchzig Tiere stark – an uns vorbei. Wir behelligten sie nicht, wir versuchten nicht einmal zu fotografieren. Unsere einzige

Sorge: vorankommen! Es liegt noch ein weiter Weg vor uns, das Benzin schwindet und das Wasser schwindet. Die Addax-Antilopen interessieren nicht mehr. Nur eine Sache interessiert: El Fasher!

Wegen des unangenehm blendenden Lichts tragen wir schwarze Brillen. Ich könnte Seiten über diese Brillen schreiben, Lobeshymnen. Ich musste in die Libysche Wüste kommen, um zu lernen, was die schwarze Brille wert ist. Ohne sie wäre das feurige Glitzern der Wüste unerträglich; das blendende Licht des Sandes, seine in unsere Augen geworfenen Staubkristalle würden Kopfschmerzen und Augenentzündungen verursachen. Hier drinnen hinter der Brille ist die Welt viel schöner als draußen in der Wirklichkeit. Unter dem Schutzschild des schwarzen Glases werden die störenden Lichter gedämpft, die Schatten werden schärfer, die weiß glühende Sonne wird kraftlos, die blinkende Spiegelung des Sandes wird zu einem harmlosen Ocker, die in der Luftspiegelung bebenden Lichtseen zu dunkelgrünen Meeren. Eine angenehme, matte Beleuchtung ergießt sich über die Landschaft, selbst das grelle Blau des Himmels trübt sich zu Grau.

Die dunkle Brille erzeugt eine Stimmung wie vor einem Gewitter. Ich warte förmlich darauf, dass der Himmel grollt. Hier kann ich freilich lange warten. Dennoch tut die Illusion des trüben Wetters gut, denn sie erinnert an Regengeruch, an Feuchtigkeit – an Wasser. An das, was in dieser Heimat der ewigen Dürre am meisten fehlt. Mangels anderem nehmen wir auch die Täuschung der schwarzen Brille gern an.

Jetzt verstehe ich, warum die Araber Springbrunnen so schätzen. In Ägypten sieht man selbst in Wohnungen winzige, emporsteigende Wasserstrahlen. In manch einem Kairoer Laden plätschert ein kleiner Wasserfall oder eine künstliche Quelle mitten im Raum. In der Seele des arabischen Volkes lebt die Erinnerung an viel Durst, an viele wasserlose Wüstenreisen. Deshalb ehrt es die Mächtigkeit des Wassers. Die Wüste hat es gelehrt. Jedes Wüstenvolk ist ein Wasseranbeter. Am liebsten hört es das Plätschern des Wassers aus nächster Nähe. Möglichst in seinem Zimmer. Sicher ist sicher.

Am 11. Febr.

Auch heute sind wir den ganzen Tag gereist, und es gibt noch keine Spur von El Fasher. Dabei wollten wir schon vorgestern dort sein. Den Umständen entsprechend sind wir heute allerdings ziemlich vorangekommen, wir haben hundertzwanzig Kilometer bewältigt, obwohl auch das heutige Gelände nicht gelobt werden kann. Aus der eigentlichen Wüste sind wir, wie es scheint, herausgekommen; der Sand ist zu Ende, auch die Steine sind zu Ende. Blassgelbes, dorniges Gestrüpp bedeckt die hügelige Landschaft. Dieser Boden erinnert an ein ausgetrocknetes, bültiges Sumpfgebiet, jedes Grasbüschel prangt auf einem eigenen Hügel, der Wagen rüttelt so darauf, als gäbe es gar keinen Gummi auf dem Rad. Wir sind schon in die Regenzone gelangt; diese Gegend wird schon etwa zwei-bis dreimal im Jahr beregnet, davon wächst all dieses Unkraut.

Bild
Die blassblaue Silhouette einer Gebirgskette von interessanter Form zeigt sich in der Ferne. Dort sollen angeblich schon Menschen wohnen, auch Wasser verzeichnet die Karte dort. Zwischen jenen kegelförmigen, pilzartigen vulkanischen Formationen könnte El Fasher liegen. Schon gegen Mittag tauchte die Gebirgskette auf, aber selbst jetzt, bei Sonnenuntergang, scheint sie nicht wirklich näher zu sein.

Wild haben wir auch heute genug gesehen. Die Addax-Antilopen sind zwar verschwunden – sie halten sich an die Wüste –, aber Dorcas-und Addra-Gazellen gibt es auch hier viele, ja, sogar zwei Weißoryx-Antilopen kamen uns vor die Augen. Diesem seltenen Wild sind wir heute zum ersten Mal begegnet. An ihren dünnen, in einem langen Bogen nach hinten

ragenden Hörnern haben wir sie schon aus etwa fünfhundert Schritten erkannt. Ich versuchte, mich an sie heranzupirschen, aber sie ließen mich keineswegs näher als die ursprünglichen fünfhundert Schritte heran. Dort zitterten sie in der perlmuttfarbenen Luftspiegelung, schneeweiß, wie irgendwelche märchenhaften Wunderhirsche. Allmählich verschlang sie die Ferne. Hinter ihnen herfahren konnte man nicht, das Gelände erlaubte keine Geschwindigkeit über fünfzehn Kilometern.

Strauße sahen wir ebenfalls reichlich. Wir hätten sie fast nicht erkannt; wie irgendwelche mit Lanzen bewaffnete Riesen wirkten sie in der Ferne. Die Luftspiegelung malte sie bald weiß, bald schwarz; sie kleidete sie in so viele Formen, dass sie allem ähnlich sahen, nur eben keinem Strauß.

Mittags, als wir uns im Schatten eines unserer Wagen zum Essen niederließen, setzte eine von uns weggeworfene Zigarette das trockene Unkraut in Brand. Das Feuer entstand unter dem Wagen. Bis wir es bemerkten, bis wir aufsprangen und den Wagen in Bewegung setzten, schlugen schon beidseitig die Flammen hoch. Glücklicherweise geschah kein Unglück. Auch unser restliches Benzin war auf diesem Wagen!

Morgen müssen wir ankommen. Der Schuh drückt schon sehr. Das heißt, das Benzin schwindet.

Am 12. Febr.

Den ganzen Tag lassen wir uns in diesem Riedgrasmeer durchschütteln. Das Unkraut wird immer dichter und höher, es verdeckt völlig die von Erdferkeln und Wüstenfüchsen gegrabenen Löcher. Wir machen solche Sätze hinein, dass wir uns fast die Zunge abbeißen. Aber die braven Fords halten durch. Sie schnaufen, sie entrüsten sich, sie bleiben stecken. Dann stemmen sie sich wieder dagegen, stürmen weiter. Sie beißen die Zähne zusammen, jeder Muskel spannt sich bis zum Zerreißen, die Adern treten auf ihrer Stirn hervor, aber sie geben nicht nach. Wunderbare Wagen!

Die am Horizont blauenden Berge mit den gezackten Kämmen entfalten sich immer mehr. Es werden immer mehr, ihre Form wird immer fantastischer, als wären sie keine Berge, sondern bucklig-knorrige Ungeheuer von verzerter Gestalt. Auch ihre Farbe hat sich verändert. Das sanfte Blau ist von ihnen verschwunden, sie sind kalt-eisenfarbig geworden, nur auf ihrer höchsten Spitze flimmert etwas Gold – die schwindende Erinnerung an die untergehende Sonne.

Unsere Umgebung hat sich ebenfalls gewandelt. Die Wüstenlandschaft ist endgültig verschwunden, und die gelbe Grassteppe wird durch Buschwerk und niedrige Baumgruppen belebt. Hier und da zeigt sich auch ein ausgedehnter Seegrund. In seinem knochentrockenen, rotbraunen Boden sind unzählige alte Kamelspuren zu sehen. Wie ich schon sagte, regnet es hier bereits gelegentlich; dann grünt dieses trockene Unkraut offensichtlich auf und wird zur Weide für die Kamele der Eingeborenen, die in den Bergen hausen.

Könnten wir doch nur ein wenig schneller vorankommen. Beim Aufbruch am Morgen waren wir sicher, heute die Berge zu erreichen. Doch wie es scheint, beenden wir den Tag wieder einmal nur mit dem Gedanken: „Vielleicht morgen“. Den ganzen Tag bewegen wir sich mit einer Geschwindigkeit von zehn bis fünfzehn Kilometern pro Stunde fort, außer wenn einer unserer Wagen in den Bodenunebenheiten stecken bleibt, was unaufhörlich passiert. Nur selten können wir in den zweiten Gang schalten, vom dritten ganz zu schweigen. Fast ständig quälen wir uns im ersten Gang ab. Unser Benzinverbrauch ist

dementsprechend hoch. Morgen werden wir uns wohl oder übel von einem unserer Wagen trennen müssen.

Wir sind gerade dabei, eine zum Lagern geeignete, ausgetrocknete Schlammmulde zu suchen – inmitten des brennbaren Unkrauts ist die Brandgefahr zu groß –, als in einigen hundert Schritten Entfernung ungewöhnliche Dinge unseren Blick fangen. Eine Gruppe pilzförmiger, bronzefarbener Buckel hebt sich braun vom blassen Grashang ab. Wir richten die Ferngläser darauf: – Strohgedeckte Hütten! Ein Eingeborenendorf.

Der wirklich große Stein fällt uns erst jetzt vom Herzen. Es dämmert bereits vollständig, als wir in das „Dorf" hineinhoppeln. Obwohl man es kaum so nennen kann. Nicht einmal als kleines Dorf. Es besteht aus insgesamt vier Hütten, und die Bevölkerung aus zwei Zwergziegen sowie einem fuchsgesichtigen, aus lauter Rippen bestehenden Kuvasz. Außer diesen zeigt sich keine Menschenseele, obwohl wir mit den ratternden Wagen genug Lärm machen. Doch genau das ist es, was den Eingeborenen Angst einjagt.

Wir ahnten sofort, dass sie sich aus Furcht versteckt hatten. A. geht mit einem unserer Schwarzen die Hütten der Reihe nach ab. Erst aus der vierten gelingt es ihnen, eine zusammengeschrumpfte, zahnlose alte Frau hervorzuzerren, genau so eine, der ein abergläubischer Jäger lieber nicht begegnen möchte. Diesmal jedoch freuen wir uns über sie. Ich wage zu behaupten, dass ich mich über eine Hexe noch nie so gefreut habe. Nach unserer mühsamen, ja, was soll man leugnen, manchmal etwas besorgniserregenden Wüstenüberquerung ist diese auf ihrem Besenstiel reitende Alte in unseren Augen ein weißflügeliger Rettungsengel: – das Symbol der Erleichterung, des dankbaren Aufatmens, der Sorglosigkeit. Ein handgreiflicher Beweis für unsere erfolgreiche Wüstenüberquerung.

Das gemeinsame Ausfragen durch A. und unsere drei Schwarzen löst dem Engel die Zunge. Sie lässt uns wissen, dass die übrigen Mitglieder ihrer Familie fortgegangen sind, um Wasser zu holen. Sie erwartet sie jetzt zurück; sie waren im Morgengrauen aufgebrochen. Dass der Brunnen dort, unter jenem spitzen Berg liegt, eine halbe Tagesreise entfernt. Dass es zwei Tagesreisen bis Kuttum sind, wo bereits ein englischer Beamter wohnt. Von dort ist es nicht mehr weit bis El Fasher, irgendwo dort drüben, hinter den großen Bergen ... sie selbst war zwar noch nie so weit weg, hat aber schon oft davon gehört. Dass sie zwar schon weiße Männer gesehen hat, aber solch einen furchterregenden, knatternden Wagen noch nicht. Deshalb habe sie sich versteckt; sie hatte Angst, der Teufel sei gekommen, um sie zu holen. Um sie mitsamt Ziegen und Hund gänzlich zu verschlingen.

Wahrlich, wahrlich...

Mit großer Mühe zerstreuten wir den Schrecken der Großmutter und fuhren dann zum Nachbarhügel hinüber, um zu lagern. Die alte Frau ließen wir zurück, aber all die auf ihr und ihrer Familie schmarotzenden Fliegen kamen mit uns. Ein so dichter Fliegenschwarm summt auch jetzt um uns herum, dass wir kaum damit fertig werden, nach ihnen zu schlagen. Wir schmecken ihnen. Ich wundere mich auch nicht; wir müssen noch schmutziger gewesen sein als jene arme alte Frau. Und dabei dürfte auch sie schon lange kein Waschwasser mehr gesehen haben.

Wir sind in tadelloser Stimmung. Schon allein dafür hat es sich gelohnt, sich durch diesen hässlichen Sand durchzukämpfen. Auch unsere drei Schwarzen sind aufgeheitert. Sie pfeifen, singen und preisen A., den „kabir choisz aue", von dem sie immer wussten, dass er sie aus der Not herausführen würde. Deshalb hatten sie keine Angst, keinen Augenblick lang.

Wogegen die Wahrheit ist, dass wir seit einer Woche so gut wie keine Stimme von ihnen gehört haben. Mit bestürzten Mienen gingen sie umher, und wenn sie sprachen, dann jammerten sie höchstens, dass das Wasser ausgeht, kaum noch Benzin da ist, wir hier sowieso nicht mehr herauskommen und verdursten werden. Man darf sie nicht ernst nehmen.

Der Rest der Dorfbewohner ist ebenfalls eingetroffen. Drei Männer, zwei Frauen und einige Heranwachsende. Zwei kleine graue Esel kamen auch mit ihnen; sie trugen das Wasser in Schläuchen aus Ziegenhaut. In einer nach außen gekehrten, zu einem Sack zusammengenähten Ziegenhaut. Die mit Wasser gefüllte Haut hängt quer auf dem Rücken des Esels, wie eine Art aufgeblähter Kadaver. Sogar das Euter der einstigen Ziege ist noch vorhanden; das ist die Öffnung des Schlauches, dort lassen sie das Wasser heraus. Es gibt das Wasser leichter ab als seinerzeit die Milch.

So zufrieden haben wir schon lange nicht mehr zu Abend gegessen. Wir haben also wieder genug Wasser! Schmutzig, mit dem Geschmack von Ziegenhaut, aber – genug! Es reicht sogar für eine bescheidene Wäsche. Und unser Benzin wird gerade noch bis Kuttum reichen. Dort werden wir dann wohl welches bis El Fasher beschaffen können. Von den einheimischen Eingeborenen nehmen wir morgen einen Führer mit, damit wir durch das Umherirren in den Bergen nicht unnötig Zeit und Benzin verlieren.

Ein kurzer Rückblick auf den bisher zurückgelegten Wegabschnitt: Am 26. Januar verließen wir Wadi Halfa, heute ist der 12. Februar. Achtzehn Tage sind wir unterwegs. In Nord-Süd-Richtung haben wir die Libysche Wüste durchquert, siebzehnhundert Kilometer zurückgelegt und unterwegs nur zweimal Wasser erreicht: in der Oase Merga und am Natron-Brunnen. Wir schossen fünf Addax, vier Addra, einige Dorcas-Gazellen und zwei Wildhunde. Bei allen drei Wagen haben wir das Fahrgestell angeknackst; bei einem hängt die Karosserie schon so schief, dass es schlimm anzusehen ist.

Sonstige Probleme haben wir nicht.

Jetzt, da wir es hinter uns haben – stelle ich fest, dass solch eine Wüstenautofahrt mit weitaus mehr Risiken verbunden ist als die Jagdexpeditionen in Zentralafrika. Es stimmt, dass es hier keine Malaria gibt, keine Schlafkrankheit oder andere tropische Plagen. Es gibt auch keine unangenehme Hitze; die Luft ist rein, gesund und völlig bazillenfrei. Auch gefährliche Wildtiere schrecken den Jäger nicht. Egal wie schlecht jemand schießt, er wird hier nicht zu Schaden kommen.

So viel können wir auf der Habenseite der Wüste verbuchen. Demgegenüber stehen auf der Lastenseite die Gefahr des Verirrens, Benzinmangel, Wassermangel, Steckenbleiben, Wagenbruch, Feuer und der Ausfall der Instrumente. Lauter Möglichkeiten, die anderswo höchstens Unannehmlichkeiten oder Zeitverlust bedeuten, hier jedoch leicht die Haut des Jägers kosten können.

Kurz und ehrlich: Vor der Wüste habe ich mehr Angst als vor noch so vielen zähnefletschenden Löwen. Dabei nennen die Araber sie „Allahs Garten“. Geschmackssache. Ich gärtnere nicht gerne darin.

Meine Gefährten schlafen, nur aus dem Zelt unserer drei Schwarzen hört man noch leises Reden. Und dort drüben, auf dem jenseitigen Hügel, bellt der fuchsgesichtige Hund aus dem Dorf. Er bellt schon lange, aber nicht wütend. Mit eintönigem, mondsüchtigem Kläffen bellt er in die Nacht hinein. Ich höre dem nächtlichen Hundebellen gerne zu. Es zähmt die Nacht, macht sie friedlich und heimisch. Es ist die Stimme der heimischen Nacht, wie das Quaken der Frösche oder die Flöte des Hirten. Wie wohl das tut nach der

beklemmenden Stille der Wüstennächte! Und aus der fernen Fremde tut es immer gut, sich nach Hause zu erinnern. Die instinktive Sehnsucht des Wanderkindes nach der Mutter.

Aber warum bellen die Hunde nachts? Warum bellen sie auch dann, wenn es nichts anzubellen gibt? Stundenlang starren sie in die Dunkelheit und bellen, bellen unaufhörlich. Mit hartnäckiger Beständigkeit versuchen sie, die Aufmerksamkeit des Menschen auf etwas Geheimnisvolles zu lenken, auf ein Phantom, das nur sie sehen. Was mögen sie wohl sehen? Ist ihr Sinn wirklich um so viel feiner als der unsere? Von uns sehen nur Heilige und kleine Kinder manchmal das Unsichtbare.

Wir sind in Kuttum angekommen. Es war gut, dass wir einen Wegweiser aus jenem Vier-Hütten-Dorf mitgenommen haben. Er hat uns durch so verschnörkelte, gewundene Bergpässe geführt, dass es Abend wurde, bis wir hier ankamen. Einhundertsechzig Kilometer sind wir gefahren, obwohl es in Luftlinie kaum mehr als fünfzig sein dürften. Ohne Führer wären wir selbst in zwei Tagen nicht hierhergekommen.

Kuttum ist ein „Großdorf". Es hat etwa fünfundzwanzig Hütten, ja, sogar zwei richtige Lehmhäuser mit Strohdach gibt es: die Wohnung und das Büro des englischen Beamten. Kuttum ist der am tiefsten vordringende Fühler der sudanesisch-englischen Verwaltung. Das Ende des längsten der von Khartum, der Hauptstadt, aus verzweigten Fühler. Eine abgelegene kleine Schraube jenes Mechanismus, den die Engländer „Civil Service" nennen. Ein Mechanismus, dessen die ganze Erdkugel fest im Griff haltende Federn auf die Knopfdrucke im Londoner Maschinenhaus mit gleicher Präzision in jedem Gebäude funktionieren, auf dessen Dach der „Union Jack", die englische Flagge, weht.

Im Laufe meiner Reisen bin ich ein großer Bewunderer dieser blau-rot gekreuzten Fahne geworden, war sie für mich doch immer das Aushängeschild für herzlichsten Empfang, beispielhafte Gastfreundschaft und freundschaftliches Wohlwollen. Nirgends erhielt ich bereitwilligere Unterstützung, zuverlässigere Helfer als beim englischen Kolonialbeamten. Das Empfehlungsschreiben eines jeden von ihnen – jene paar Zeilen, auf deren Umschlag eine fett gedruckte Aufschrift verkündet: „On His Majesty's Service" – sicherte geöffnete Türen bei jeder englischen Behörde, die sich in irgendeinem Winkel der Welt verbarg. Ich kann sagen, damit kam ich weiter als mit meinem Pass. Ich freute mich auch, als ich über den Dorfhütten, am Hang, die bunte rot-blaue Flagge auf dem Dach des strohgedeckten Bungalows erblickte! Ich wusste, was das bedeutete: sauberes Wasser, ein Bad, Mittagessen, freundliche Menschen.

Ich wurde auch nicht enttäuscht. Zwei gut gelaunte junge Männer empfingen uns: der „D. C." – nennen wir ihn Oberstuhlrichter – und sein Stellvertreter, nennen wir ihn Stuhlrichter. Aus diesen beiden besteht die weißhäutige Bevölkerung von Kuttum. Dennoch langweilen sie sich nicht. Sie haben Unmengen zu tun. Einer von ihnen ist meistens unterwegs. Obwohl ihr „Bezirk" sehr ausgedehnt ist – bei uns würden drei Komitate hineinpassen –, bereisen sie ihn mehrmals im Jahr. Mit dem Auto, zu Pferd, auf dem Kamelrücken, zu Fuß – wie es das Gelände erlaubt.

Sie organisieren, unterrichten die Schwarzen, bringen ihnen Soldatenspiele und verschiedene Sportarten bei, lassen sie Straßen bauen, halten Gericht über sie und – treiben von ihnen die Steuern ein. Sie sammeln sie in die große Londoner Spardose. Nach Erledigung ihrer amtlichen Geschäfte jagen sie, spielen Tennis, ja sogar Polo und Fußball. Die übrigen Teammitglieder stammen aus den Reihen der Schwarzen.

Sie haben ein altes Auto, mit dem sie nach El Fasher zum „Einkaufen" fahren. El Fasher ist einhundertvierzig Kilometer entfernt. Von dort sind es weitere vierhundertfünfzig bis

El Obeid, dort ist die Endstation der Eisenbahn. Von dort tuckert der Zug noch anderthalb Tage bis zur Hauptstadt des Sudans, Khartum. „Wir fahren nicht oft in die Hauptstadt", sagen die Herren von Kuttum, „die Reise ist etwas langwierig. Es dauert eine Woche, bis wir dort sind." Nach England fahren sie alle zwei Jahre für fünf Monate Urlaub nach Hause.

Der „Oberrichter" hat uns gebadet und gut zu Abend essen lassen. Danach haben wir uns noch lange mit ihm unterhalten. Wir erzählten, wie es uns bisher ergangen war und was unser weiteres Ziel ist. Wir luden uns voll mit gutem Rat, Wegweisungen und fremder Erfahrung. Inzwischen traf ein neuer Gast ein: das junge Oberhaupt des fernen Tuareg-Stammes. Er kam auf dem Kamelrücken, viele Tagesreisen weit her, er hat mit den englischen Beamten zu sprechen. Er wurde sofort hereingeführt.

Ein in schneeweiße Leinentücher gewickelter, mit einem schneeweißen Turban gekrönter, kohlrabenschwarzhäutiger junger Mann trat ein. Eine hohe, hager Gestalt. Stolzen Blicks, dennoch von bescheidenem Lächeln, ein lautlos schreitender Wilder. Wir standen alle auf, begrüßten den Ankömmling mit Handschlag, dessen leiser, höflicher, etwas überlegener Art man im ersten Moment das Privileg, den Adel ansah. Das ist nicht nur eine Person, – sagte ich mir – das ist mehr, das ist eine Persönlichkeit.

Eine schwarze Ziegenhaut wurde in der Zimmermitte ausgebreitet; darauf kauerte sich der vornehme Fremde im Türkensitz nieder. Ihm wurde schwarzer Kaffee serviert, den er mit großem Ernst schlürfte. Währenddessen ließ er schweigend seinen staunenden, schwarzsamtenen Blick über uns wandern.

Der Diskurs kam nur schwer in Gang. Der schwarze Prinz antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen nur mit kurzen Silben. Bedacht, fein. Ich hörte jedem seiner Worte aufmerksam zu, verstand aber kein einziges. Die beiden Engländer und A. konnten mit ihm sprechen; wir zwei mit H. trugen nur mit höflichem Mienenspiel und mehr oder weniger treffenden Handbewegungen zum Gespräch bei. Bald wurden wir auch schläfrig. Es ging auf Mitternacht zu, wir verabschiedeten uns von unseren Gastgebern und traten hinaus in die Nacht.

Vom Hof aus blickte ich durch das offene Fenster noch einmal zurück. Ein typisch afrikanisches Bild blieb mir in Erinnerung: Eine matt leuchtende Petroleumlampe und die spielerische Flamme des Lehmkamins erfüllen den niedrigen, geräumigen, mit Wildhäuten und bunten Schilfmatten geschmückten Raum mit unbestimmter Beleuchtung. In den großen Sesseln vor dem Kamin strecken sich die beiden khakigekleideten Engländer bequem aus: die unvermeidliche Pfeife im Mund, in der Faust das zu so später Stunde ebenfalls unvermeidliche Whiskyglas. Vor ihnen auf dem Boden, auf dem Teppich aus schwarzer Ziegenhaut, mit der Kaffeetasse in der Hand, der weißgekleidete, schwarzhäutige Fürst. Das erobernde Europa und das geduldige Afrika. Zwei getrennte Welten. In freundschaftliche Verkleidung gehüllte Feinde ... Leise setzen sie die Verhandlung fort ...

Wir aber legen uns zur Ruhe. Unsere Betten sind hier auf der offenen Veranda des Bürogebäudes aufgereiht. Die Nacht ist silbern, obwohl kein Mondschein herrscht, nur die Sterne leuchten. Sie leuchten so hell, dass man vielleicht sogar bei ihnen lesen könnte. Doch ständig entwischt einer von ihnen, läuft aus der Welt hinaus. So viele Sternschnuppen habe ich noch nie gesehen.

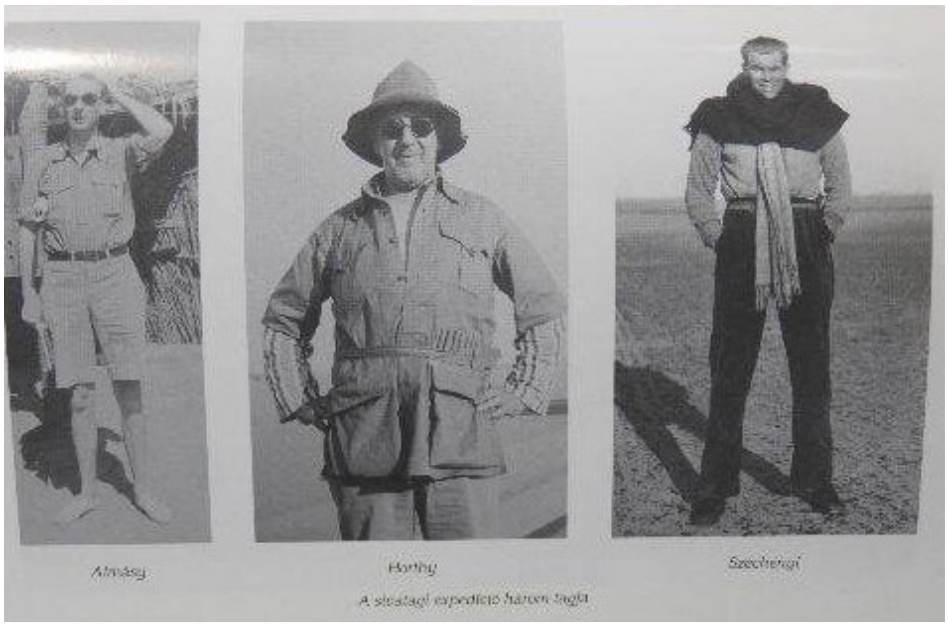
Und wie wunderschön sie sind. In einem blitzenden Kreisbogen pflügen sie über das Firmament, ihr Kopf ist bläulich-grün, hinter ihnen sprüht ein feuerroter Schweif. Ein regelrechtes Feuerwerk. Himmlische Raketen.

Unten im Dorf aber tanzen sie. Mit leiser, melodieloser Nasenstimme ertönt das monotone, sich ständig wiederholende Lied. Rhythmisch, mit dumpfem Klopfen begleitet die Trommel: dumta-dumta-tadumta, dumta-dumta-tadumta ... Dazwischen schreit mal ein Esel auf, brüllt ein Kamel, kläfft ein Hund ... Dumta-dumta-tudumta ... In Kuttum ist Ball.

Am 17. Februar nachmittags haben wir El Fasher erreicht! Vielleicht werden Sie sich erinnern, dass wir uns vor vier Tagen, als wir Wadi Hawar verließen, gegenseitig damit ermutigten, dass wir am nächsten Tag in El Fasher sein würden! Wir sind auch hierhergekommen – am vierten Tag. Heute reden wir uns ja leicht, wir haben von dem Beamten in Kuttum Benzin bekommen. Aber gestern! Gestern waren wahrlich nur noch wenige Liter in den Wagen, als wir in Kuttum einfuhren. Aber das war gestern, warum das noch erwähnen!

Auch heute waren wir seit dem Morgengrauen unterwegs. Aber heute genossen wir trotz der schlechten, steinigen, stellenweise wahrlich halsbrecherischen Straße das Fahren. Denn heute kamen wir auf einer richtigen Straße! Ohne Kompass, Rechnerei, Ungewissheit und die Gefahr des Verirrens. Wir hatten Zeit uns umzusehen, Zeit auf anderes zu achten als auf die Instrumente. Zu sehen gab es genug. Nacheinander erreichten wir die Eingeborenendörfer. Über jeden Schwarzen, jede Ziege, jeden Vogel freute ich mich besonders.

Meinetwegen bräuchten wir die Wüste nie wieder zu sehen. Doch wenn wir nach Hause wollen, müssen wir uns wohl erneut hineinwagen. Man könnte zwar bis Khartum fahren und von dort entlang des Nils nach Ägypten hochruckeln. Doch dieser Umweg würde nicht nur unsere finanziellen, sondern auch unsere zeitlichen Vorbereitungen stark übersteigen.



Ein überraschend freundliches, herzliches Volk wohnt hier in der Gegend! Viel besser als in Ostafrika. Dort achtet man kaum noch auf den weißen Mann, mit Verachtung wendet man sich beim Anblick des herannahenden Autos ab. Hier grüßt jeder, winkt, Männer, Frauen, Kinder gleichermaßen. Sie rennen hinter dem Wagen her, freuen sich, feiern uns regelrecht. Und alle lächeln! Das Licht der Sonne funkelt in ihren Augen. Dies sind die Kinder der Sonne. Und sie sind viel besser aussehend als die Ostafrikaner. Eigentlich sind das gar keine Mohren, sie haben keine flachen Nasen, keine dicken Lippen. Dies sind größtenteils noch berberische Hamiten. Schwarzhaarige mit edlen Zügen, mit Christusgesichtern. Viele unter ihnen sind bronzefarben, ja es finden sich sogar ganz

blasse, milchkaffeefarbene. Interessante, intelligente, vornehme Gesichter. Biblische Köpfe. Beim Letzten Abendmahl saßen solche.

Unsere Autos erregen in jedem Dorf lebhaftes Aufsehen. Dabei dürfte das Auto hier keine Neuigkeit mehr sein; auch für den Beamten aus Kuttum ist dies der Weg, wenn er hier vorbeischaut. An manchen Stellen erregen wir sogar Panik. Kamele, kleine Buckelrinder, hängeohrige Ziegen, an manchen Orten rennen sogar die Frauen und Kinder bei unserer Annäherung auseinander. Wie Geflügel beim Anblick eines Sperbers. Die Männer lachen über sie. Die Mutigeren berühren sogar unseren Wagen, unter den großen Ovationen des Frauenvolkes.

Es geht auf den Nachmittag zu, als wir vor unserem derzeitigen Quartier – dem „Hotel" von Fasher – anhalten, einem unbewohnten Lehmgebäude ohne Türen, Fenster und Möbel.

El Fasher ist die „Hauptstadt" der sudanesischen Provinz Darfur, der einstige Sammelplatz des Sklavenhandels. Darfur kam erst vor Kurzem unter englische Oberhoheit. Erst 1916 gelang es, in blutigem Kampf den berühmten Ali Dinar zu besiegen, den als Propheten auftretenden, rebellierenden Sultan von Darfur. Ali Dinar selbst fiel damals, mit ihm ging der Kern seines Heeres unter. Ein englischer Statthalter zog in den glänzenden Palast des Sultans ein, in dem er auch jetzt wohnt. Auf dem Sandhügel neben der „Stadt", hier, in unmittelbarer Nachbarschaft unseres luftigen Lehmhauses, schimmert zwischen einigen Palmen der zweistöckige Gouverneurspalast weiß hervor, die einstige Residenz von Ali Dinar.

Dort essen wir zu Abend; der Gouverneur hat uns eingeladen. Er erzählt, dass sein Vorgänger, der schwarze Sultan, nie im Palast gewohnt habe; er ließ ihn nur zur Steigerung seines herrscherlichen Ansehens bauen. Aus seiner Lehmhütte zog er nie aus; seinen schneeweißen zweistöckigen Palast betrachtete er nur als Sehenswürdigkeit, mit der er seine aus benachbarten Stämmen eintreffenden Gäste täuschte. Der Gouverneur – ein etwa sechzigjähriger, hochgewachsener, hagerer Militär – empfängt uns, als wären wir alte Freunde. Er hatte schon von uns gehört, wusste, dass wir in der Wüste umherstreifen; man hatte ihn aus Kairo benachrichtigt. Aber er hatte doch nicht erwartet, dass wir uns bis hierher verschlagen lassen würden.

Nach dem Abendessen finden sich nacheinander die anderen ein. Es kam die vollzählige weiße Kolonie von El Fasher: drei Beamte, drei Offiziere, ein Human-und ein Tierarzt. Freundliche, gut gelaunte Kameraden allesamt. In Uniform gekleidete Sportleute. Viel erfahrene, viel gesehene, tropenerprobte, dennoch lachende Männer. So zufrieden, so gut gelaunt, als ob ihre Tage rein mit Vergnügen vergingen. Dabei sind sie von morgens bis abends in Arbeit. Es stimmt, dass sie gegen Abend ebenfalls Polo und Tennis spielen oder jagen gehen. Darauf verzichtet wohl selbst der Engländer in der Hölle nicht. Jedoch sehen sie zwei lange Jahre lang nur sich gegenseitig und El Fasher, dieses am Ende der Welt liegende Drecknest. Na, und solch einen, ganz selten hierher verschlagenen Gast, wie wir es sind.

Bis zum Morgengrauen dauert der Abend beim Gouverneur. Sie lassen sich von uns jedes Detail unserer Reise erzählen. Wir besprechen den Sudan, England, Ungarn. Hitler, Mussolini, Mustafa Kemal. Pferde, Gewehre und Automobile. Wir sprechen über Eingeborene, Kolonialisierung, Verkehr, Dattel-und Kamelzucht, Gott und die Welt. Es fiel mir auf, dass über das in heimischen Männergesellschaften meist unvermeidliche Thema – die Frau – kein einziges Mal gesprochen wurde. In El Fasher gibt es keine weiße Frau. Darüber lohnt es sich zwei Jahre lang, bis zum nächsten Urlaub, gar nicht zu sprechen ...

Februar. El Fasher.

A. ließ uns wissen, dass die Instandsetzung der beschädigten Wagen vier bis fünf Tage in Anspruch nehmen wird. An einem zeigen sich zwar nur kleinere Mängel, die wird der örtliche Mechaniker bis morgen beheben, aber die anderen beiden müssen auseinandergenommen werden. Alles Mögliche an ihnen ist gebrochen; es ist ein Wunder, dass sie sich bis hierher geschleppt haben.

Der Gouverneur hingegen fragte uns, ob wir nicht Lust hätten, ein Mähnenschaf zu schießen? Denn falls ja, würde er uns gerne einweisen. H. und mich muss man zu so etwas nicht lange ermutigen. Besonders wenn es sich um solch ein seltenes Wild handelt, eine uns beiden unbekannte, begehrenswerte Trophäe. Dieses mähnige Bergschaf, das „Barbary Sheep" der Engländer, ist Afrikas einzige Wildschafart. Im Norden, in den Gebirgen von Marokko und Algerien, kommt es ebenfalls vor, aber nur noch sehr vereinzelt. Hier in den Felsbergen um Fasher ist es auch überaus selten. Ein vom Aussterben bedrohtes Wild, das getrost zu den afrikanischen Leckerbissen gezählt werden kann. Sein schneckenförmiges Horn macht jeder Trophäensammlung Ehre. Von meinen Jagdbekannten – und das sind nicht wenige – hat nur A. ein Wildschaf geschossen, und auch er stieß eher zufällig darauf, letztes Jahr, während seiner archäologischen Forschungen im Uweinat-Gebirge.

An abgelegenen, schwer erreichbaren Orten haust dieses Wildschaf. Es zur Strecke zu bringen, erfordert viel Mühe und viel vergebliches Bergsteigen. Man kann es nicht in die Falle locken, wie ich es etwa mit dem Löwen tue, auch mit dem Auto kann man es nicht einholen, wie den Großteil der Antilopenarten des Flachlandes. Das Horn des Mähnenschafs ist gleichwertig mit dem Horn des Bongo oder der Sitatunga, so etwas wie für den ungarischen Jäger das Fell des Luchses ...

Vom Gouverneur hören wir, dass man in der etwa zweihundertfünfzig Kilometer von hier entfernten Meidob-Berggruppe am ehesten Wildschafe finden könne. Bis dorthin können wir sogar mit dem Auto fahren, der Weg ist passabel, ja wenn wir im Morgengrauen aufbrechen, können wir vielleicht bis zum Abend dort sein. Dort gibt es jedoch noch keine Wildschafe. Von dort müssen wir den Weg auf dem Kamelrücken fortsetzen. Nach weiteren zwei bis drei Tagen Klettern können wir in die Nähe der Reviere der Schafe gelangen. Kamele können wir von den Eingeborenen mieten, die unterhalb der Berge wohnen. Im Glücksfall könnten wir also nach acht bis neun Tagen wieder hier sein – mitsamt Schafshörnern.

Wir haben also beschlossen, morgen früh aufzubrechen. A., den die Jagd ohnehin nicht sonderlich interessiert, bleibt hier und lässt während unserer Abwesenheit unsere beiden kranken Wagen instand setzen. Der dritte wird heute schon fertig, mit dem können wir morgen starten. Der Gouverneur gibt uns auch einen erfahrenen Führer mit, der uns nicht nur bei der Wegweisung, sondern auch bei der Beschaffung der Kamele und beim Dolmetschen behilflich sein wird. Bei unserer Ankunft beabsichtigen wir, ebenfalls auf Rat des Gouverneurs, vor allem einen gewissen Bergbewohner namens Bahar Soliman ausfindig zu machen. Dieser Soliman ist offensichtlich der berüchtigtste Wilderer des Meidob-Gebirges, da er die Wechsel der Wildschafe am besten kennt. Wenn sonst keiner, so wird uns Bahar Soliman bestimmt ein Schaf schießen lassen.

So gut es gestern tat, hier anzukommen, so gut wird es morgen sein, wieder aufzubrechen. Mit einem Tag Untätigkeit gebe ich mich zufrieden. Vom gesellschaftlichen Leben war es auch genug. Trotz der beispielhaften Gastfreundschaft der Engländer. Wir sind zum Jagen gekommen, nicht zum Gastieren. Meine einzige zerlumpte Hose und die Schuhe mit den

zerrissenen Sohlen sind ohnehin nicht für ein festliches Abendessen beim Gouverneur gemacht.

Ich muss sagen, bei Tag ist dieses El Fasher weniger begeisternd, als es gestern Abend schien. Ein heißer Sturmwind wirbelt den trockenen Sand auf, eine dunkelgelbe Staubwolke legt sich auf die öde, nur durch einige struppige Palmen gezierte Landschaft. Wir waren drüben, in der zehn Minuten entfernten „Stadt". Hitze, Staubschlucken, Dreck und Fliegenmassen. In knöcheltiefen grauen Staub ist diese Stadt gebaut: eine Reihe von strohgedeckten Lehmhütten, an deren Ende auch einige richtige Häuser prunken, die Wohnungen indischer Händler. Was den Dreck betrifft, so versuchen sie darin selbst die Hütten der Eingeborenen zu übertreffen.

Es gibt auch zwei indische Basare. Sie sind wie jeder afrikanische indische Basar. Das heißt, man bekommt in ihnen alles, viel mehr als in unseren Dorfläden. Alles, was das Herz und der Mund eines afrikanischen weißen Mannes für ein paar Groschen begehren mag: Konserven, Schnürsenkel, Nähnadeln, Teesiebe, Briefpapier, Strümpfe, Kerzen und Hosentöpfe. Sogar Zahnstocher. Über letztere haben wir uns besonders gefreut, da wir vergessen hatten, welche mitzubringen, und in der Wüste auch kaum Holz zu finden war, aus dem wir welche hätten schnitzen können.

Heute ist übrigens auch „Wochenmarkt". Wir sind über den Marktplatz gegangen. Bunte Schilfmatten farben den mit Kamel-und Ziegenerdung übersäten Sand. Inmitten seiner Matte sitzt der unaufhörlich gestikulierende Händler, der seinen Mund keinen Augenblick hält, um ihn herum türmen sich seine Waren: Gewaltige Ballen Leinen – vorerst noch weiß, aber bereits zu ewiger, schmutziger Graue verdammt. Denn sobald sie verkauft sind, zieren sie den Körper ihres künftigen Besitzers ohne jede Hoffnung auf Wäsche bis zum endgültigen Zerlumpen. Viele Arten von Lanzen. Messer, Dolche, mit silberbeschlagenem Griff, in Schlangenhautscheiden. Schnur aus Kamelschwanz gedreht – zum Festbinden des Turbans gedacht. Aus Orangen und Bananen errichtete gold-und blassgelbe Pyramiden. Schmuck. Um diesen herrscht das größte Gedränge. Eine ganze Schar von Käufern hockt darum herum, meistens Frauen, in dunkelblaue Tücher gewickelt, auch ihre schwellenden Lippen sind blau tätowiert, ihre Nägel – nach religiöser Vorschrift – dunkelrot gefärbt. Stundenlang feilschen sie um einen Armreif aus Messing oder Silber, einen Nasenring, einen Ring. Sie begutachten und probieren sie so lange, bis sie müde werden. Sie legen sich an Ort und Stelle hin, schlafen eine Runde, um mit frischer Kraft das Feilschen von Neuem zu beginnen. Man sieht auch so manche runzlige alte Hexe. Ihre zu schwarzen Pfeifenstielen vertrockneten Handgelenke können sie vor lauter schweren Ringen kaum noch heben, ihre letzten Zähne haben sie längst verloren, aber einen neuen Armreif bräuchten sie immer noch. Die Eitelkeit nimmt hier vom Alter keine Notiz.

Musikinstrumentenhändler: Sie verkaufen Trommeln und eine seltsame, einsaitige gitarrenähnliche Art. Schuster: Hinter Bastionen aus blutroten und zitronengelben Lederpantoffeln locken sie die Käufer an. Auch Metzger fehlen nicht: Sie verkaufen Fleisch von Schafen, die rituell für gläubige Muslime geschlachtet wurden. Das blutige Fleisch ist unter den darauf schwärmenden Fliegen kaum zu sehen. Solch ein Geruch geht von den Metzgern aus wie auf dem Schlachtfeld, wenn man tagelang um den Schützengraben herum nicht aufräumen konnte ...

Barbiere sitzen unter den Marktleuten; hockend rasieren sie den Kopf des vor ihnen hockenden Gastes. Man sieht auch friedlich Domino spielende Paare sowie gläubige Beter, die in andächtiges Gebet versunken sind: Auf den Knien rutschend verbeugen sie sich gen Mekka, ihre bronzefarbenen Gesichter mit den Adleraugen schlagen sie immer wieder in den heißen Sand.

Paukenbäuchige, nackte Winzlinge – an den Hälsen der weiblichen rasselt bereits Schmuck – „spielen Murmeln“ mit steinhart getrocknetem Kamelmist. In ihren Nasen, in ihren Augen-und Mundwinkeln halten die Fliegen Versammlungen ab. Dieselben Fliegen, die eben noch auf dem verdorbenen Fleisch oder auf den Augen trachomkranker Bettler saßen. Die Kinder stört es nicht, sie greifen nicht einmal nach der Fliege; nur wenn sie sich auf den Augapfel setzt, blinzeln sie ein wenig ... Was habe ich noch gesehen? Ach ja, Kosmetiker! Sie verkaufen Duftwasser, duftende Räucherstäbchen, Ambersteine. Und Henna-Farbe – für die Nägel.

Wir kehren zu unserem Quartier zurück, beladen mit Jahrmarktsgeschenken. Unaufhörlich bläst der heiße, drückende Wind. Er trägt den Sand, hüllt den sich hinter uns entfernenden Marktplatz in gelben Nebel. Unmengen von Wildtauben gibt es hier. Die Luft ist voll von ihnen, zu Hunderten könnte man hier Tauben schießen! Sie sind von verschiedener Art. Es gibt unter ihnen auch spitzschwänzige, fasanenartige, aber die meisten sind so wie bei uns die im Käfig gehaltene Turteltaube. Nur etwas dunkler als jene. Überall gurren sie, überall machen sie den Hof, auf Hausdächern, Bäumen, Zäunen, mit jenem charakteristischen, nicht enden wollenden Verbeugen, mit jener ausdauernden Fleherei, die dem Verbeugen des betenden Mohammedaners so sehr ähnelt ...

Am 16. Februar brechen wir früh am Morgen mit unserem einzigen betriebsfähigen Wagen auf. Zu zweit nehmen wir mit H. auf dem schmalen Sitz Platz, am Trittbrett klammert sich der Führer des Gouverneurs fest: ein gewaltiger Kerl, ein kohlrabenschwarzer „Askari“ (Soldat), auf der einen Schulter ein Gewehr, auf der anderen das mit unzähligen Patronen gespickte Bandolier. Den Koch nehmen wir auch mit, er balanciert oben auf den Benzinkisten. Vorerst fahren wir noch nach Osten auf der nach El Obeid führenden Straße, erst später werden wir nach Norden abbiegen.

Mühsam schwinden die Kilometer. Berg und Tal, tiefer, einsinkender Sand, viele Steine, noch mehr Löcher. Ich wage es nicht, den ohnehin schon mitgenommenen Wagen zu fordern, denn wenn er jetzt stecken bleibt, kommt niemand hinter uns, der helfen könnte. Noch immer hat der heiße Wind nicht aufgehört, wir sehen vor Staub kaum etwas. Es gibt auch nicht viel zu sehen. Durch eine unfreundliche, ausgedörrte Gegend, durch trockenes Dornengestrüpp unter kahlen Felsbergen windet sich der Weg.

Eingeborenen begegnen wir immer wieder. Sie kommen, um den Kelch der Herrlichkeiten von Fasher bis zur Neige leeren zu können. Die Kapuzen ihrer Burnusse ziehen sie sich über das Gesicht und benutzen sie als Staubschutz. Auf dem Kamelrücken schaukelnde, gestaltlose Lumpenbündel. Völlig haben sie sich in ihre schmutzigen Laken eingewickelt. Manche reiten auf Kamelen, manche auf Eseln, manche gehen zu Fuß. Aber eine langstielige Lanze hat jeder bei sich.

Ein interessanter Anblick ist es, wenn ein Kamelreiter und ein Eselreiter nebeneinander herziehen. Besonders wenn sie debattieren. Der in der Höhe schwankende Kamelreiter hat gut reden mit dem tief unter ihm hoppelnden Eselreiter. Er ist stark im Vorteil. Zwei Meter größer. Aber so winzige Esel habe ich noch nie gesehen. Bei uns ist ein ordentlicher Ziegenbock nicht kleiner. Erstaunlich, dass sie den Menschen tragen können. Sie tragen ihn nicht auf dem Rücken, sondern am höchsten Punkt, ganz am Ende ihres Hinterteils. Selbst so reicht das stelzenartige Bein des Reiters bis zum Boden und pflügt unaufhörlich durch den Sand.

Später wird der Weg besser, ich kann mutiger vorankommen. Bis es Abend wird, gelingt es mir auch, unser Ziel zu erreichen, den am Fuße der Meidob-Berge tiefer werdenden Malha-Krater. Gerade rechtzeitig, denn kaum taucht das Eingeborenendorf neben dem

Krater auf, entsteht solch ein unerwarteter „Habub“ – ein Sandsturm –, wird die Welt so stockfinster, dass ich keinen Schritt weiter gehen könnte.

Eine dunkelbraune, undurchsichtige Sandwand treibt der Orkan vor sich her. Ein schmutziges, dichtes Knäuel, in dem man nicht nur nichts sehen, sondern kaum atmen kann. So brausen, pfeifen, brüllen die entfesselten Windgesellen; es ist zu befürchten, dass sie uns samt Auto forttragen. Den Koch reißen sie sogar vom Wagendach herunter. Wir rücken also alle zusammen, ziehen Decken und Mäntel über die Köpfe und warten so, bis das Unwetter über uns hinwegzieht. Es dauert nicht länger als zehn Minuten. Es wird hell, und auf einmal kühlt sich die Luft angenehm ab.

Furchteinflößend ist solch ein Habub. Ein imposanter, unbändiger Wutanfall der Natur. Er macht den Menschen klein. In unserer Kindheit stellten wir uns das Weltende so ähnlich vor. Als unerbittlichen, alles mitreißenden Wirbelwind. Als Riesen-Habub. Windstiller, in Gold getauchter Morgen. Keine Spur vom gestrigen verrückten Wetter. Der „Wakil“ (Chef) des Dorfes steht bereits hier vor unserem Zelt, er ist gekommen, um seine Aufwartung zu machen. Sein hinter ihm stehender Begleiter müht sich mit einem an einem Strick angebundenen, langhaarigen schwarzen Schaf ab. Das Schaf will frei sein, es mag es nicht, dass man an seinem Strick zerrt. Wenn es erst wüsste, was es erwartet? Hierzulande ist es nämlich eine Höflichkeitsregel, dass der Chef seinen weißen Gast mit seinem schönsten schwarzen Schaf beschenkt.

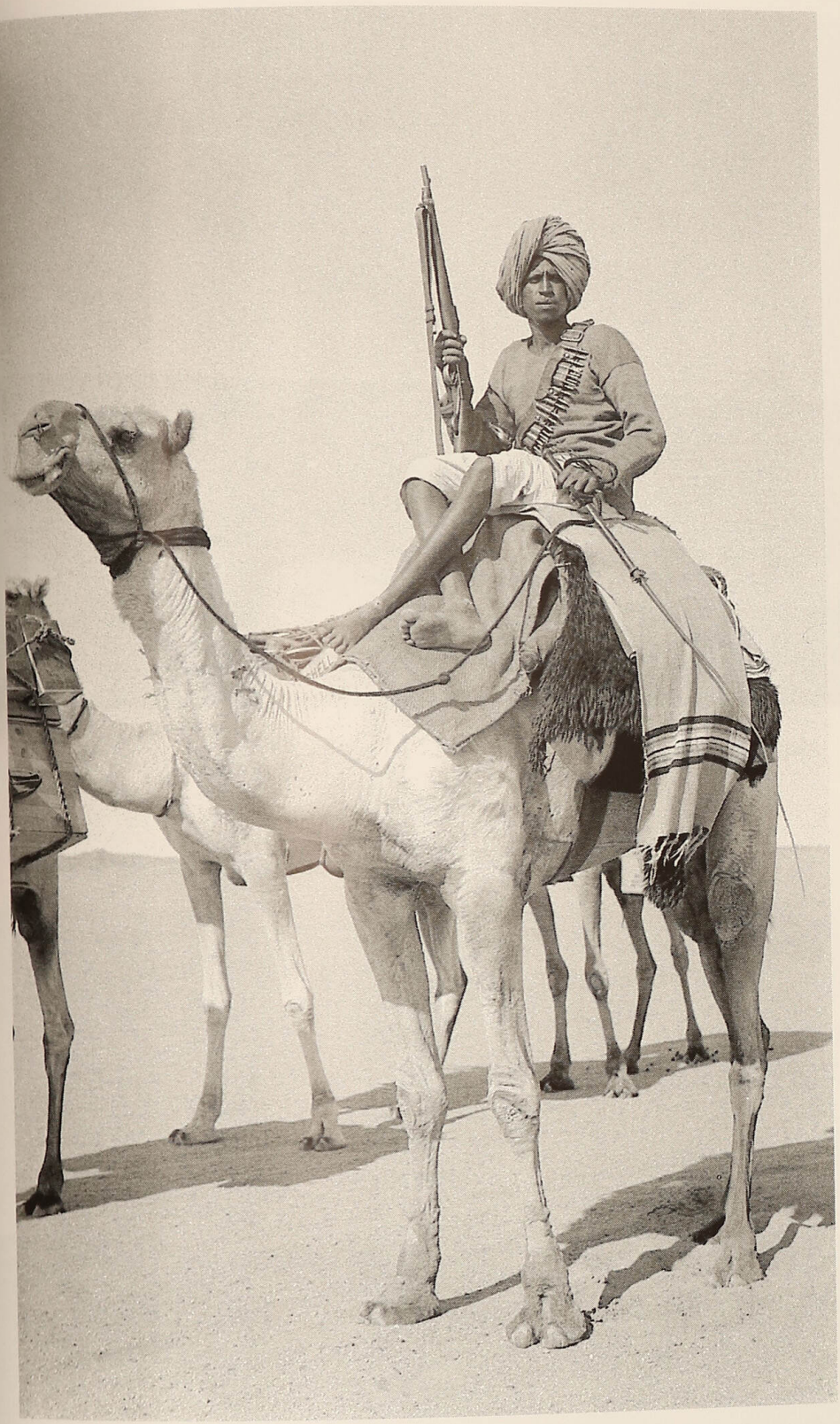
Kaum treten wir aus dem Zelt, wird das arme Tier niedergeworfen, jemand kniet sich darauf, ein Messer blitzt auf, und nach einigem Zappeln verstummt das schönste schwarze Schaf des Dorfes. Wir bedanken uns für das Geschenk, obwohl wir Schaffleisch nicht mögen. Unsererseits erfreuen wir den Chef mit Würfelzucker, Zigaretten und zwei leeren Benzinkanistern. Viel Zeit vergeht mit gegenseitigen Höflichkeiten, schließlich können wir zum Thema übergehen – zur Kamelfrage.

„An Kamelen herrscht kein Mangel“, spricht der Wakil, „derzeit befinden sie sich zwar noch unten auf dem Grund des Kraters, aber ich schicke sofort nach ihnen, sie werden im Handumdrehen hier sein. Ihre Tagesmiete beträgt sechs Piaster pro Stück, mitsamt Treiber.“ Sechs Piaster, auf Ungarisch eine Pengő vierzig. Hier ist die Nachfrage nach Mietkamele offensichtlich nicht groß.

Wir bitten den Wakil, er möge schleunigst seine sechs tüchtigsten Kamele vorführen, dann machen wir uns an den Abbruch des Lagers. Wir packen all unsere Sachen in für den Kamelrücken geeignete Bündel, aber vorerst gibt es noch nichts, worauf wir sie festbinden könnten. Wir warten von morgens bis elf Uhr. Dann trottet ein einsames, röhrend und indigniert grunzendes, rotbehaartes Kamel herein. Von seinem Treiber erfahren wir, dass die anderen fünf noch unten im Krater ausgewählt werden. Der Wakil ist inzwischen spurlos verschwunden; er hat sich mit dem geschenkten Zucker und den Zigaretten zurückgezogen. Wir wollen uns daranmachen, vorerst wenigstens diesen einen Kamelrücken zu beladen, aber sein Treiber fleht uns an, wir mögen auf die anderen warten. Sein Kamel – so sagt er – lasse nur dann Gepäck auf seinen Rücken, wenn es sehe, dass auch anderen Kamelen um es herum Lasten aufgepackt werden. Erst das gemeinsame Missgeschick macht es fügsam.

Da wir sehen, dass es hier in nächster Zeit ohnehin keinen Aufbruch geben wird, gehen wir den eine halbe Stunde entfernten Malha-Krater besichtigen. Wunderbar! Ein interessanteres, überraschenderes Bild habe ich selten gesehen. H. hat recht, dass es sich schon allein deshalb gelohnt hat, hierher zu reisen. Wir blicken in ein zwei Kilometer breites, etwa zweihundert Meter tiefes, vollkommen kreisrundes Becken hinunter. Wir sitzen in der obersten Sitzreihe des größten Amphitheaters der Welt und beobachten von

dort mit dem Fernglas das sich unten regende Leben. Wie in einem Ameisenhaufen wimmeln unter uns die Akteure der Riesenarena, ameisenkleine Kamele, Rinder-und Schafmassen in unzähligen Scharen. Ein kreisrunder See schimmert schwarz in der Mitte des Kraters, wie das Zentrum einer riesigen Zielscheibe. Um ihn herum buntet es sich, in kleinere und größere Gruppen zusammengerottet, das Unmengen an Tieren. Das Getöse ihres Brüllens und Blökens, das Schreien und Pfeifen ihrer Besitzer ist von hier oben kaum noch zu vernehmen. Ein Kranz aus verstreut stehenden, hohen Laubbäumen säumt den Rand des Kraterbodens; hinter den Bäumen steigt die Felswand fast senkrecht zum Himmel empor. Hier und da sieht man das Schlängeln schmaler Serpentinenpfade, auf denen das unzählige Vieh im Gänsemarsch zieht. Von weit her kommen sie zum Trinken hierher; die Kamele und Schafe der gesamten Umgebung halten hier ihre Versammlung ab.



A kormányzó katonát is adott kísérőül

Antikvárium.hu

Der Wakil hatte recht: an Kamelen herrscht kein Mangel. Es wundert mich auch nicht mehr, dass wir den ganzen Vormittag vergeblich auf unsere Mietkamele warten. Schließlich braucht man fast einen halben Tag, nur um den Boden des Kraters zu durchqueren – und erst recht, um aus so vielen Kamelen die sechs besten auszuwählen!

Doch als wir zum Lager zurückschlendern, röhren dort tatsächlich schon alle sechs. Unter ihnen sind zwei ungeheuer große, von blasser MilchkaffeeFarbe – die Reitkamele, die für uns beide ausgesucht wurden.

Aufbruch und Tücken des Rittes

Das Beladen ist mit dem üblichen Lärm und Aufregung verbunden. Das ganze Dorfvolk versammelt sich, jeder redet bei der Arbeit mit: dieses Paket solle nicht auf dieses Kamel, sondern auf jenes; dieses Bündel müsse man nicht so, sondern anders binden. Die Treiber geraten mit den Zuschauern in Streit, und die Kamele lärmen unaufhörlich – auch sie nehmen an der Debatte teil.

Doch siehe da: jedes Gepäckstück ist festgebunden, jeder Zorn vergessen. Die Kamele liegen zwar noch da und wissen nicht einmal, was sie auf dem Rücken tragen. Ihre kleinen Köpfe am Ende der schlangenartigen Hälse sind unbeweglich, doch ihre halb geöffneten Augen, die herabhängenden Unterlippen und die in tausend Falten geworfene Nase sind der Spiegel von Griesgrämigkeit und Weltverachtung.

Wir steigen in den Sattel. Gestalten in Burnussen hieven uns wie Mehlsäcke auf den Rücken der beiden milchkaffeefarbenen Tiere. Wie eine Schlange, der man auf den Schwanz getreten ist, wirbelt der Kopf meines Kamels mit einem wütenden Zischen herum. Es bleckt seine schmutzig-gelben, von schaumigem Speichel bedeckten Zähne gegen mich; ich warte fast darauf, dass es auch noch einen Giftstachel herausstreckt. Ich blecke zurück – das ist das gegenseitige Kennenlernen. Wir mögen uns nicht. Das Beste kommt jedoch erst noch: das Aufstehen.

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn unter einem das Kamel aufsteht. Wenn es sich stückweise entfaltet, um mit vier gewaltigen Rucken das wackelige Gerüst seiner Mastbeine aufzubauen. Dabei schlägt man mit dem Rückgrat zweimal gegen den Sattelknauf und mit dem Kopf ebenso oft gegen den Nacken des Kamels, aber – das Ziel ist erreicht! Man thront oben in unbekannter Höhe, alles unter einem wird klein, man ist ein großer Mann geworden, ein stolzer Kamelreiter!

Mit langsamen, wiegenden Schritten setzt sich das Tier unter einem in Bewegung. Seine Samtsohlen berühren lautlos den Sand. Man selbst vollführt dort oben Schwedengymnastik. Man beugt sich vor und zurück. Das selige Schaukelpferd der Kindheit fällt einem ein; so ähnlich fühlte es sich an. Na ja, so sehr hat es einen dann doch nicht geschaukelt. Und vor allem wurde einem darauf nicht schwindlig. Wenn es einem reichte, konnte man absteigen. Aber davon kann hier keine Rede sein! Ich wage nicht einmal, hinunterzusehen!

Eine Weile schaukeln wir nur so dahin. Es ist kein Vergnügen, aber wir bemühen uns, darüber zu lachen. Die Achterbahn im Prater oder das Pferdekarussell sind auch kein Genuss, und doch muss man sich darüber freuen. So ist es auch mit dem Kamelreiten.

Nach einer gewissen Zeit vergeht einem jedoch der Humor. Wenn die verschiedenen Buckel und Kanten des Rahmens, den man spöttisch Sattel nennt, beginnen, die an ein besseres Schicksal gewöhnten Körperteile unaufhörlich zu quälen; wenn die Beine

einschlafen und man von jedem einzelnen Wirbel des Rückens separat Notiz nimmt, dann ist das Kamel als Verkehrsmittel nicht mehr lustig.

Wir haben schon lange aufgehört, uns zu amüsieren.

Könnte ich wenigstens mit dem Elenden sprechen, ich würde ihn bitten anzuhalten. Ich klammere mich zwar ständig an diesen zwei Meter langen Strick, dessen anderes Ende durch die Nase meines Kamels gezogen ist. Mit dessen Hilfe sollte ich mit ihm in Kontakt treten. Aber ich lasse ihn lieber locker hängen; ich werde gewiss nicht daran ziehen, denn wer weiß, ob man das am anderen Ende nicht missversteht. Eher soll mir das Kreuz brechen.

Über den Sonnenuntergang habe ich mich schon lange nicht mehr so gefreut! Lange stand sie an einer Stelle, wollte nicht tiefer sinken, als hätte sie absichtlich das Tageslicht verlängert. Als hätte sie Freude an meinem Leiden gehabt. Nun hat sie es sich doch anders überlegt, ist untergetaucht, es ist dunkel geworden, wir können nicht weiter, wir müssen lagern, wir müssen absteigen!

Das Absteigen übertrifft die Besteigung noch. Ein Kamel, das sich selbst abbaut und schrittweise zusammenklappt, ist noch schwerer zu reiten als eines, das sich aufrappelt. Minutenlang muss man an seinem Nasenstrick zerren, bis es sich unter furchterregendem Krächzen und dumpf gurgelndem Röcheln zur ersten Bewegung des Hinlegens entschließt: dem Niedersinken auf die Knie. Aber für heute genug vom Thema Kamele . . .

In den Bergen von Meidob

Es ist spät am Abend. Der wolkenlose Himmel über uns gleicht einem großen, dunkelblauen Saphir, der mit Diamantenstaub bestreut ist. Wir lagern auf dem sandigen Boden einer steilen Schluchtsenke. Zwei Feuer lodern nahe beieinander. Auf dem einen wird unser Abendessen zubereitet, am anderen liegen wir herum und lassen unsere vom Kamel durchgeschüttelten Glieder ruhen.

Nach Aussage unserer Leute werden wir morgen ankommen. Aber vielleicht auch erst übermorgen. Ich habe mich an so etwas gewöhnt. Am besten fragt man gar nicht erst. Schon deshalb nicht, weil sie es offensichtlich selbst nicht wissen. Heute Morgen behaupteten sie, morgen; mittags, übermorgen; und am Abend hieß es, dass wir erst am dritten Tag das Revier der Wildschafe erreichen würden. Bis wir dort ankommen, werden wir jedenfalls gelernt haben, Kamele zu reiten.

Nur etwa einen Steinwurf von hier entfernt liegen unsere Kamele im Knäuel, schwarze Schattenumrisse im blassen Silber des Sandes. Sie ruhen sich aus. Aber still sind sie auch jetzt nicht. Ständig würgen sie hoch, ihr Inneres grollt. Aber dafür können sie nichts. Das Kamel hat sieben Magen. Vor dem Aufbruch nimmt es Wasservorräte für Tage in sich auf. Und dann amüsiert es sich damit, seinen Wasservorrat von einem Magen in den anderen schwappen zu lassen.

Am Morgen dauert es lange, bis unsere sechs Kamele zusammengetrieben sind. Während der Nacht sind sie weggelaufen und in sechs verschiedene Richtungen davongestratzt. Und das, obwohl wir eines ihrer Vorderbeine hochgebunden hatten.

Aus den Erfahrungen von gestern klug geworden, satteln wir heute nach einer verbesserten Methode. Auf das von den Schwarzen als Sattel bezeichnete antike Folterinstrument legen wir Decken, Mäntel und Zeltplanen. Obenauf kommt die rot-weiß gestreifte Matratze unserer Feldbetten. Auf die Matratze setzen wir uns. Das ist im Vergleich zu gestern ein wahrer Genuss. Zwar schwanken wir nun in noch schwindelerregenderer Höhe und müssten noch tiefer fallen, aber wir haben das gestrige Leiden auf ein Minimum reduziert. Ja, wir haben heute sogar schon gelernt, während des Ritts die Position zu wechseln.

Wir können nun nicht mehr nur nach vorne, sondern auch seitwärts oder gar nach hinten gewandt sitzen. Dadurch ruhen wir abwechselnd verschiedene Körperteile aus. Beim Rückwärtssitzen muss man jedoch vorsichtig sein. Denn das Kamel trabt mit Vorliebe unter Bäumen hindurch, deren Äste gerade so seinen Buckel passieren lassen. Dass auf seinem Buckel noch ein Deckenbauwerk, auf den Decken eine Matratze und auf der Matratze ein Mensch ist, würde es um nichts in der Welt berücksichtigen. Es tut so, als wüsste es nichts davon. Der Ast trifft einen in solchen Momenten völlig unvorbereitet.

Immer mehr dringen wir in die Berge ein. Vorerst folgen wir noch den Windungen des sandigen Talgrundes, in dem wir nachts geschlafen haben. Doch das Tal wird immer enger und verengt sich zu einem trockenen Bachbett. Beidseitig ragen die Berge immer höher auf. Wir geraten zwischen so steile Felswände, dass selbst die frühe Nachmittagssonne nicht mehr zwischen sie hineinzuscheinen vermag.

Hier bräuchte man eigentlich Maultiere oder kletterfeste Esel. Es ist eine wahre Gottlosigkeit, die armen Kamele hier hinaufzuzwingen. Wir kraxeln an Orten herum, die für Gämsen geeignet wären. Wir verlassen das Bachbett und stolpern bereits über einen serpentinenartigen Felsfad an der Flanke einer steilen Granitwand. Der Fußweg ist

schmal; das auf dem Rücken des Kamels breiter werdende Gepäck bleibt immer wieder an der Felswand hängen. Und auf der anderen Seite gähnt eine unfreundliche Tiefe. Von einem Kamel, das etwa ausrutschen und dort hinunterstürzen würde, könnten wir uns verabschieden.

Wir steigen ab. Genug der Luftakrobatik. Ich vertraue meinen eigenen Beinen mehr. Auf zwei ist es auch leichter zu achten als auf vier. Nur war ich, als ich von zu Hause aufbrach, nicht auf ernsthaftes Bergsteigen vorbereitet. – „Wir werden nur im Sand gehen, dort auch größtenteils mit dem Auto, belasten wir das Gepäck nicht mit schwerem Schuhwerk" – so lautete die Instruktion. Jetzt sehe ich mit meinen für die Wüste gedachten Segeltuchschuhen mit Gummisohle toll aus! Aus dem einen lugt schon mein großer Zeh neugierig hervor, beim anderen ist der Absatz abgerissen. Andere Schuhe habe ich gar nicht dabei. Und wie weit bin ich noch vom Wildschaf entfernt?

Das Gehen wird ständig mühsamer. Hoffentlich gibt es mit unseren Kamelen keinen Ärger. Sie passen aber auch auf, die armen Geschöpfe; sie wissen, was ein Fehltritt kosten kann. Wenn sie an eine kritische Stelle kommen, setzen sie jeden ihrer Füße so vorsichtig und bedacht ab! Sie heben ihn erst an, wenn die anderen drei an einem sicheren Ort stehen. Dabei stöhnen sie so sehr, dass es wehtut zuzuhören. Mit solchen sandtauglichen Pantoffelfüßen, schwer beladenem Rücken – und vor allem mit sieben Magen – sollte man eigentlich gar nicht zu einer Alpentour aufbrechen.

Dabei ziehen sie auf diesem halsbrecherischen Pfad seit Menschengedenken hin und her. Die ansonsten rauen, scharfen Felsen sind hier im Pfad glatt geschliffen; der ansonsten mattgraue Granit ist hier glänzend schwarz poliert. Jahrhunderte von Kamelfüßen haben diese Steine abgenutzt. Drinnen, tief im Gebirge, wohnen ebenfalls Menschen; zwei, drei Siedlungen gibt es dort, die Einheimischen benutzen diesen Pfad.

Stellenweise erreichen wir weite Geröllfelder. Hier sind unsere armen Kamele in noch größerer Verlegenheit. Der lose, runde Stein gibt unter ihnen immer wieder nach, sie verlieren das Gleichgewicht. Dabei fallen sie leicht auf den Bauch, das Gepäck fliegt herunter oder bleibt, falls es oben bleibt, schief hängen; man muss es abnehmen und neu festbinden. Auch die Steine müssen unter dem Kamel weggeräumt werden, sonst kann es nicht wieder auf die Beine kommen. Wir geraten in eine neue Gebirgsenge. Zwischen zum Himmel ragenden, schwarzen Wänden windet sich der Pfad und wird so eng, dass sich unsere Kamele in den Kurven kaum hindurchzudrängen vermögen.

Die Brunnen von Aichu

Am oberen Rand der beidseitigen Steinwand hausen blaugraue Felsentauben. Alles ist voller Höhlen dort oben in der Felswand, ein endloses Taubenhaus. Ihre Bewohner flattern bei unserer Annäherung scharenweise heraus. Die eine oder andere bleibt an der Mündung ihres Lochs sitzen: eine bläulichgraue Kugel im schwarzen Fels. Hätte ich doch wenigstens, wenn schon keine Schrotflinte, so doch mein Repetier-Flobert mitgenommen! Es wäre ein Vergnügen, diese fetten Blaubrüstler herabzuschießen. Und was für ein feines Abendessen sie abgäben!

H. und ich stapfen nun voraus, denn hinter der ständig steckenbleibenden, sich verkeilenden Karawane ist das Klettern noch ermüdender. Nichtsahnend folgen wir dem Verlauf der hin und her schlingernden Schlucht – es mag vier Uhr nachmittags sein –, als sich uns unerwartet ein überraschendes Bild bietet: Die Schlucht weitet sich ein wenig, bildet eine bühnengroße Bucht, dahinter schließt sich die beidseitige Felswand wieder und versperrt den weiteren Weg. Auf dem bühnenartigen Platz aber – drängen sich Kamele, graue Esel und bunte Ziegen!

„Die Aichu-Brunnen", melden unsere Kameltreiber, „von hier aus erreichen wir bald das Dorf Konoichono, dort wird unser Lager sein."

Eine perfektere Freilichtbühne als den Aichu-Brunnen könnte man gar nicht bauen. Die glänzend schwarze Felswand, die die kreisrunde Arena umschließt, ist so gestuft, als wäre sie tatsächlich als Zirkusarena gedacht gewesen. Auf der Bühne findet auch jetzt eine Vorstellung statt: eine jahrtausendealte Szene mit biblischen Figuren. Vier runde Löcher mit kaum einem Meter Durchmesser gähnen schwarz am Fuße der Felswand. Es sind acht bis zehn Meter tiefe Steinbrunnen. In schmutzige Laken drapierte, bärtige Gestalten schöpfen das trübe Wasser in Ziegelfellsäcken an langen Seilen empor. Sie schütten es in das flache Steinbecken, das als Tränke dient. Wie auf Befehl beugen sich die Schwanenhälse der umstehenden Kamele herab, kleine Esel drängen sich dazwischen, unter den Kamelbeinen tümmeln sich die winzigen Ziegen. Gierig schlürfende Mäuler kranzen das Becken. Ein, zwei Minuten Schlürfen, und die Tränke ist schon leer. Die Köpfe schnellen hoch, Nasen tropfen taufrisch – aber schon kommt der nächste Ziegenfelleimer hoch, das Wasser plätschert – und wieder gurgeln die vielen unersättlichen Kehlen . . .

Nur die sanftmütigen Kamelfohlen dürsten. Trinken können sie noch nicht, sie wagen sich auch nicht in das große Getümmel, ihren ungehorsamen Holzbeinen können sie kaum befehlen. Das Euter ihrer Mutter aber ist mit einer Schnur abgebunden! Herzlose Menschen haben den Hahn zugedreht, sie trinken selbst das ewig rechtmäßige Erbe des Kamelkindes. Hilflos gaffen die Armen, kaum ein paar Tage alt, aber bereits zu lebenslanger Wüstenwanderung verurteilt . . .

Von morgens bis abends geht hier das Tränken vor sich. Mensch und Tier der umliegenden Bergdörfer kommen hierher um Wasser. Sogar aus fünfzehn Kilometern Entfernung kommen sie – aus steinigen, schluchtigen, unbewohnten fünfzehn Kilometern! Den Bewohnern der Meidob-Berge ist dies die einzige Wasserquelle. Den ganzen Tag lang schöpfen sie aus diesen vier kleinen Brunnen, seit Menschengedenken. Auch die Scharen der blauen Tauben kommen hierher zum Trinken; sie sitzen in Gruppen oben in der Felswand. Immer wieder lassen sie sich zwischen den Wald von Beinen herab, die um die Tränke herumtrampeln, und tauchen verstohlen ihre ausgetrockneten Schnäbel ein.

Am Fuße der Felswand liegen flache Steinblöcke, als wären es künstlich gehauene Bänke. Auf ihnen sitzen und dösen die von weit her gekommenen Hirten und Wasserträger. Dort warten sie, bis ihr Vieh satt ist. Lange warten können sie freilich nicht, denn oben, am Rand der Wand, erscheinen neue Eselköpfe, Ankömmlinge mit trockenen Kehlen. Der Platz ist klein, man muss Platz machen; wer getrunken hat, kann gehen. Auf der Serpentine eines steilen, winkligen Fußweges wickelt sich der Verkehr ab. Ausweichmöglichkeiten gibt es natürlich nicht; die Abwärtsstrebenden müssen auf die Hinauskletternden warten.

Schlanke Mädchen mit festen Brüsten stehen an einem der Brunnen. Sie haben sich bis zur Taille entkleidet und führen eine primitive Waschung durch. Sie besprengen ihren Oberkörper ein wenig, geben aber sehr Acht, dass ihr mit ranziger Butter in unzählige kleine Zöpfe gedrehtes Haar nicht irgendwie nass wird. Ihr Kopf wird nie von Wasser berührt, es sei denn, es regnet auf sie herab. Es regnet selten. Vielleicht einmal im halben Jahr fällt Regen. Sieh mal einer an, sie sind schon fertig mit der Toilette! Dafür hat es sich ja gelohnt, fünfzehn Kilometer Berg zu steigen. Die Männer jedoch, dort am anderen Brunnen, scheinen eine etwas gewissenhaftere Waschung vorzunehmen. Aber das geziemt sich für sie auch. Sie müssen nach der Waschung zum Gebet schreiten. Sie müssen mit Allah kommunizieren . . .

Auch unsere Treiber trinken, waschen sich und beten dann. Mit imposanter Andacht und überzeugtem Glauben verneigen sie sich gen Osten. In solchen Momenten gibt es nichts, was sie stören oder aus ihrer entrückten Frömmigkeit bringen könnte. Diese Leute haben gelernt, das Wasser zu schätzen. Sie danken Allah auch für jeden Schluck, den sie durch ihre sonnengegerbte Kehle rinnen lassen können.

Der große Mohammed hat weise gehandelt, als er das Gebet in Form einer körperlichen Übung anordnete. Ein guter Mohammedaner bleibt bis ans Ende seines Lebens körperlich beweglich und geschmeidig. Vorausgesetzt, er betet regelmäßig.

Nach Aussage unserer Führer werden wir von hier aus im Nu unseren endgültigen Lagerplatz erreichen. Da ich solch ein „im Nu“ gut kenne, beschleunigen wir nach Möglichkeit das Tränken und das Füllen unserer Wasserbehälter.

Eine ungemütliche Nacht

Bis wir endlich fertig sind und unsere Karawane sich aus der Mausefalle der Aichu-Brunnen mit großer Mühe auf den Gipfel der gerölligen Hochebene hinaufgequält hat – ist die Sonne bereits besorgniserregend tief gesunken. In sanftem Goldlicht schwimmt um uns herum die karge Steinwelt, in jenem mystischen Dämmerlicht, das die Sonnenuntergänge Afrikas so sehr charakterisiert. Ein kalter Wind kommt von der Wüste her, der übliche abendliche Wüstenwind. Er bläst nicht stark, er spielt nur, er ist überlegen, als wäre er sich bewusst, dass eine unerschöpfliche Antriebskraft hinter ihm steht: der Winddruck von hindernisfreien tausend Kilometern . . .

So wie auch die kleinen Wellen, die an den sandigen Strand des Meeres rollen, spüren, dass die Kraft des ganzen Ozeans hinter ihnen steht. Oder – um einen realistischeren Vergleich zu bemühen – wie ein mit lässiger Überlegenheit Karten spielender Jüngling, dessen leichte Bonhomie vom sicheren Hintergrund eines Millionärs-Papas genährt wird.

Doch nun ist es völlig Nacht über uns geworden. Der kalte Wind nimmt immer mehr Anlauf, bekommt immer mehr Verstärkung aus der Wüste. Unter unseren Führern entsteht Uneinigkeit, ob wir weitergehen sollen oder nicht, ob das Dorf nah oder fern ist? Habe ich nicht unten am Brunnen gesagt, dass ich das afrikanische „im Nu“ bereits

kenne? Am klügsten ist es anzuhalten und so schnell wie möglich das Lager aufzuschlagen. Denn auf die in solchen Fällen fälligen nächtlichen Verirrungen – ich hatte das Vergnügen, sie während meiner langen Wanderungen kennenzulernen – lege ich lieber keinen Wert.

An einem so unangenehmen Ort habe ich schon lange nicht mehr gelagert. Die Kamele können wir nur so hinlegen, dass wir eine entsprechende Mulde unter ihnen öffnen, das heißt, die Gesteinsbrocken unter ihnen wegwälzen. Für unser Zelt müssen wir einen ebensolchen Platz „ergraben". Holz gibt es auch nicht, mit dem wir ein Feuer machen könnten. Der Petroleumkocher, von dem wir unser Abendessen erwarten, wird ständig vom Wind ausgeblasen. Zu allem Überfluss stellt sich heraus, dass wir vergessen haben, Kerzen einzupacken. Eine Lampe haben wir auch nicht; bisher brauchten wir keine, da wir bisher mit den Autoscheinwerfern leuchteten.

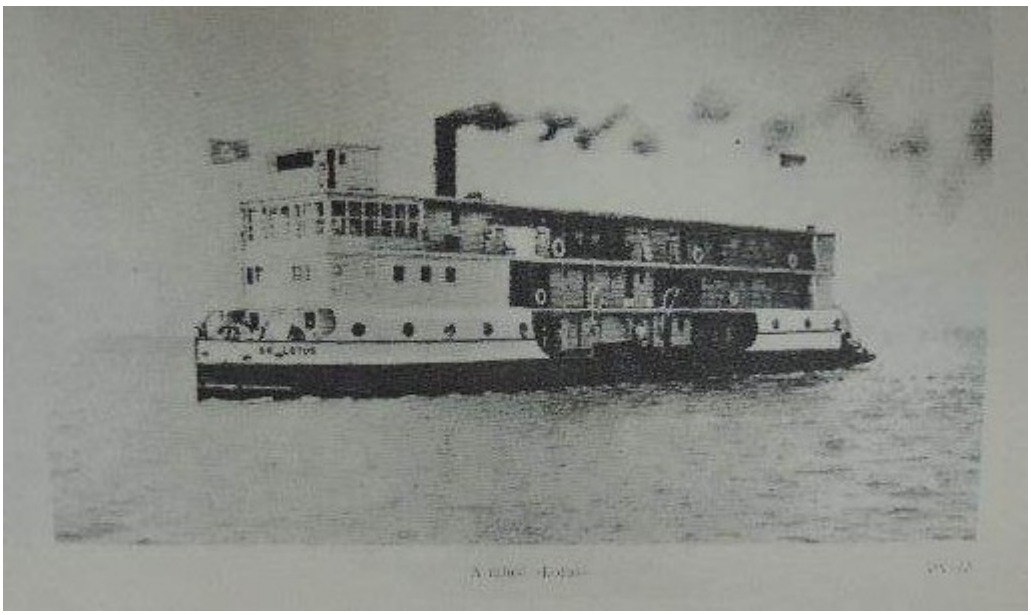
Wir frieren. Dabei kamen wir tagsüber mit dem Schwitzen nicht nach. Es würde mich nicht wundern, wenn unsere Poren die Geduld verlören. Mal müssen sie sich weiten, mal wieder zusammenziehen. Letztlich können wir sie auch nicht völlig zum Narren halten.

Bei Tagesanbruch gelingt es, etwas Brennstoff aufzutreiben. Wir hocken alle hier um die Glut herum und wärmen unsere während der Nacht erstarrten Glieder. Für uns geht es ja noch, wir konnten wenigstens unter Decken in einem Zelt schlafen. Aber unsere armen Schwarzen hüllten sich nur in ihre Tageslumpen und konnten sich höchstens an ihr Kamel schmiegen, um sich zu wärmen.

Der Morgen ist sonnig und windstill. Man kann klar zu den uns umgebenden grauen Berggipfeln hinaufsehen, den Vorposten der Meidob-Bergkette. Während unsere Kamele bepackt werden, suchen wir mit dem Fernglas die beidseitigen Felswände ab – vielleicht erblicken wir ein verirrtes Wildschaf?

Völlige Reglosigkeit überall. Nicht das geringste Lebenszeichen zeigt sich in diesem spröden Steinhaus. – Aber doch! Dort oben, im Meer der Bläue, kreist ein einsamer Adler! Ein großer Herr muss das sein, ein Alleinherrscher. Sein Adlerauge kann wohl selbst von dort aus sein Reich nicht überblicken. Kreischend begrüßt er den neugeborenen Tag.

Die erste Begegnung mit dem Wildschaf



Unser Weg ist weiterhin sehr schlecht. Nicht zum Reiten geeignet. Doch die Notwendigkeit, die Schuhe zu schonen, zwingt mich zurück auf den Rücken meines Kamels. Dabei wäre es richtiger gewesen, Fußgänger zu bleiben. Denn nach kaum einer halben Stunde Marsch überrascht mich mein Kamel damit, dass es mit einem tiefen Stöhnen unerwartet hinfällt. Aber nicht etwa Bein für Bein, wie es das sonst zu tun pflegt. Nicht stückweise. Diesmal klappen alle vier Beine mit einer einzigen Bewegung unter ihm weg. Ich falle auch von seinem Rücken – mitten in ein dichtes Dornengebüsch.

Für die anderen ist dieser Anblick offensichtlich überaus erfreulich! Aus ihrem schallenden Gelächter schließe ich zumindest darauf. Es fehlt nur ein Haarbreit, und auch H. fällt vor Lachen nicht herunter. Irgendwie hält er sich doch fest. Dabei sah es schon so aus, als könnte auch ich lachen. Nachdem man mich aus den Dornen herausgezogen hatte, setzte ich mich erneut auf. Dieses bucklige Kamel soll nicht glauben, dass es recht hat. Es ging dann auch vernünftig. Es sah ein, dass Gewaltlosigkeit zwecklos war. Ganz zu schweigen davon, dass es sich selbst mehr wehgetan hatte als denjenigen, den es abgeworfen hatte.

Es dauert nicht lange, bis wir ans Ziel kommen. Am Boden eines länglichen Tals stehen ein, zwei Grashütten, um sie herum bewegen sich einige menschliche Gestalten.

„Konoichono“, sagen die Kameltreiber. So heißt das Dorf; dort, in seiner Nähe, wird unser Lager sein.

Der „Wakil“ des Dorfes – ein kleiner, einäugiger, krummbeiniger, lebhafter Bergnigger – hat bereits irgendwie von unserer Ankunft erfahren. Er muss Trommeltelegrafie erhalten haben (in ganz Afrika erfolgt der Nachrichtendienst durch Trommelsignale). Er erwartet uns bereits an der Spitze seines Gefolges sowie seines schönsten schwarzen Schafes, das geschlachtet werden soll. Auch ein krummer Säbel baumelt an der Hüfte des Wakils, passend zu seinen krummen Beinen. Es folgt ein lange dauerndes Grüßen, wiederholtes Händeschütteln.

Dies ist ein äußerst höfliches Volk. Es ist eine Geduldsprobe abzuwarten, bis zwei von ihnen ihre Begrüßung beendet haben. In langen Sprüchen vollziehen sie den gegenseitigen Gruß. Es ist eine Anstandsregel, dass sie sich beim Händeschütteln etwa zehn Minuten lang die Hände schütteln, begleitet von folgenden Fragen: „Wie geht es dir? Bist du stark? Ist Allah mit dir? Sind deine Ziegen gesund? Ist deine Hütte in gutem Zustand? Sind deine Frauen fett? Wachsen deine Kinder gut?“ So viele und wer weiß wie viele ähnliche Fragen folgen aufeinander. Eine auswendig gelernte Grußformel, die man pflichtgemäß herunterrasselt. Auf Deutsch bedeutet das Ganze nichts anderes als „Guten Tag“.

Der Gefragte beantwortet alle Fragen mit Ja. Eine Grundregel der Höflichkeit. Wenn der Ankommende, außer Atem, die Flut von Fragen beendet hat, tauscht er die Rolle mit dem Gefragten. Nun fragt dieser, jener antwortet. Die Fragen sind leider identisch, es ist schon langweilig zuzuhören. Aber das ist unvermeidlich. Das müssen wir abwarten, egal wie eilig wir es haben.

Zum Glück haben wir Zeit. Erst nach Beendigung des gegenseitigen Ausfragens lassen sie die Hände des anderen los, erst danach kommen sie auf das vernünftige Gespräch zu sprechen. In solchen Momenten stellt sich heraus, dass bei dem einen gestern die Mutter gestorben ist, dem anderen neulich die Ziegen eingegangen sind, der dritte seit langem kränkelt und zwischendurch seine Hütte schon dreimal zu Staub verbrannt ist. Aber während des Begrüßungsaktes wäre es eine empörende Unhöflichkeit, über all das zu sprechen. Ein gut erzogener Sudanese tut so etwas nicht. Danach folgt noch die gnädige

Annahme des Geschenkschafes, und erst dann erfahren wir, dass der vom Gouverneur empfohlene Wildschafexperte, der bereits erwähnte Bahar Soliman, nicht zu Hause ist. Er ist verreist, auf den Markt gegangen, man erwartet ihn erst in zehn Tagen zurück.

Oje, oje.

Der krummbeinige Wakil schwellt jedoch die Brust und flößt uns frisches Vertrauen ein, indem er sagt: „Wenn Soliman nicht hier ist, bin ich hier! Und mein Sohn und meine Verwandten. So viel wie Soliman wissen auch wir noch. Genau wie Soliman zeigen auch wir euch die Wildschafe!“

Und schon bittet er uns auf den nahen Felsenaussichtspunkt, von wo aus er uns das Schlachtfeld erklärt. Wir erfahren, dass auf den drei flachen Bergen, die vor uns aufragen, die Wildschafe hausen. Viele gibt es von ihnen nicht: auf jedem Berg etwa zwei oder drei. Dass man jeden der Berge in einem halben Tag besteigen könne – wenn man sich beeile. (Mein Blick wandert unwillkürlich zu meinen Tennisschuhen, zu meinem fies hervorlugenden großen Zeh.) Dass wir nach Belieben unter den drei Bergen wählen und uns dann im Morgengrauen auf den Weg machen sollen. Dass es an geschickten Führern nicht fehlen werde. Dass er bereits Beobachter auf alle drei Berge geschickt habe; am Abend würden sie einen genauen Bericht über den Aufenthaltsort und den Zustand der Schafe bringen.

Und dass vor zwei Jahren ein weißhäutiger großer Herr hier war, mit dem sie auch bald einen großen Widder schießen ließen – aber sie bekamen nur zehn Piaster Trinkgeld dafür. Wir dankten dem Wakil für seine begeisternde Rede und machten uns an die Einrichtung unseres Lagers. – Wenn dieser Krummbeinige die Wahrheit sagt – sagten wir zueinander –, ist die Schafjagd gar keine so große Sache. Vielleicht halten meine Schuhe sogar durch.

Unsere Zuversicht wurde später noch mehr bestärkt. Kaum eine Stunde, nachdem der Wakil gegangen war, rennt er schon zurück, zusammen mit einem keuchenden Boten. Er berichtet, dass siehe da, einer seiner Beobachter bereits zurückgekehrt sei; er habe ein Wildschaf am Fuße des nächsten Berges gesehen! – Schnell die Gewehre, in zehn Minuten sind wir dort, wir schießen es gleich, bringen es gleich nach Hause. Am Abend essen wir schon Wildschaffleisch!

„Ein Teufelskerl, dieser Wakil“, sage ich, „der ist wirklich mehr wert als zehn Piaster. Jener große Herr von vor zwei Jahren muss ihn offensichtlich verkannt haben.“

Und schon schnappen wir uns unsere Ausrüstung. Schon stapfen wir dem Wakil und dem keuchenden Boten hinterher. Wir wetzen klappernd die Zähne auf den großen Widder. Wir gelangen zum Fuße des Berges. Schon bis dahin sind wir so außer Puste, dass wir kaum sprechen können. Erst recht, bis wir oben auf dem Gipfel ankommen. Denn dieser verdammte Wakil ließ uns hinaufklettern! Hinauf, er kannte kein Erbarmen.

Wir umrundeten das oben liegende Plateau, blickten in jede Schlucht, jedes Seitental, jeden Kessel. Unserem suchenden Blick konnte nicht nur kein Wildschaf, sondern nicht einmal eine etwas fülligere Maus entkommen. Es wurde Abend, bis wir zu Hause ankamen. Außer einer schönen Aussicht hatten wir nichts gesehen. Meine einzige Unterhaltung waren meine Schuhe. Ständig musste ich anhalten und ihre sich lösende Sohle festbinden.

Vor dem Schlafengehen halten wir erneut Kriegsrat. Morgen brechen wir noch vor Sonnenaufgang auf, damit wir bei Dämmerung bereits vor Ort sein können. H. nimmt

den Berg Nummer eins, ich den Berg Nummer drei in Arbeit. Mit der Nummer zwei hatte ich heute bereits das Vergnügen, Bekanntschaft zu machen. Auf dem – gibt es nicht viele Wildschafe.

Die Jagd auf dem dritten Berg

20. Februar, vier Uhr nachmittags

Jetzt, um vier Uhr nachmittags, bin ich nach Hause gekommen. Seit dem Morgengrauen habe ich mich mit dem Berg Nummer drei abgemüht. Ich bin viel geklettert. So viel, wie man von fünf Uhr morgens bis jetzt nur klettern konnte. Über meine Schuhe könnte ich wieder einiges erzählen, aber jetzt habe ich sie ausgezogen und will sie vergessen. Ich fürchte jedoch, dass meine wundgelaufenen Füße mich noch einige Tage lang daran erinnern werden. Morgen bekomme ich von H. ein Paar echte Schuhe.

Jener dritte Berg liegt am weitesten vom Lager entfernt. Eineinhalb Stunden braucht man, bis man unter ihm ist. Von dort aus kann man ihn erst mit gut drei Stunden Kraxelei besteigen. Er ist auch nicht besser als seine Gefährten. So unangenehm es ist, auf ihn hinaufzuklettern, so angenehm ist es, dort oben zu sitzen und umherzuschauen. Eine noch schönere Aussicht als gestern bietet sich von dort. Man sieht bis zum Malha-Krater, man kann die Route unserer dreitägigen Kameltour überblicken. Sogar die Wüste ist zu sehen – ein mit dem Himmel verschmelzendes, im Nichts verschwindendes Nebelmeer.

Es gibt dann auch weniger erfreuliche Teile der Aussicht: eine Kette neuer Berge! Vom Lager aus sieht man sie nicht, sie werden von den näheren Bergen verdeckt. Was folgt daraus? Wenn auf diesen drei näheren Bergen Wildschafe herumlaufen, warum sollten sie dann nicht auch auf jenen anderen herumlaufen? Und wenn sie hier nicht sind, sind sie gewiss auf einem der nächsten Berge. Aber auf welchem wohl? Und wenn es hier so viele Berge gibt, wie wagt es der Krummbeinige zu behaupten, dass es nur drei gibt? Und überhaupt, welchen Sinn hatte es, drei Berge zu besteigen, wenn es fünfzehn gibt?

Über diese Dinge grübelte ich nach, verarztete meine Schuhsohlen und band aus den um mich her prangenden, edelweißartigen Blumen einen Strauß. Währenddessen umrundeten meine Führer – zwei Jünglinge mit besseren Beinen als ich, die barfuß waren – das flache Gipfelplateau, um in die verborgenen Schluchten hinabblicken zu können, die angeblichen Ruheplätze der Wildschafe.

Nach nicht langer Zeit rennt einer von ihnen zurück – er winkt von weitem –, offensichtlich hat er etwas gesehen. Ich schnappe mein Gewehr, eile ihm entgegen . . .

Seine Rede verstehe ich nicht, aber aus seiner anschaulichen Gestik entnehme ich, dass er fünf Schafe auf der anderen Seite des Berges gesehen hat. Seinen Gefährten hat er dort gelassen, der behält sie im Auge. – Sehr große Schafe – kebüür hálesz! Schon renne ich los, so weit es meine Schuhsohlen zulassen. Der Beobachter hat die Sache anscheinend ungeschickt angestellt. Sie müssen es bemerkt haben. Er mag sich bewegt haben, und ein zufällig hinabrollender Steinbrocken mag die Schafe aufgeschreckt haben. Als wir dort ankommen, sind sie schon weit weg, am Fuße des nächsten Berges, in der Luftlinie etwa dreihundertfünfzig Meter entfernt.

Es sind sechs: vier alte und zwei Lämmer. Ob ein Widder unter ihnen ist, weiß ich nicht. Bei allen vieren sind gleich lange, halbkreisförmig gewundene Hörner zu sehen. Für Augenblicke bleiben sie immer wieder stehen, blicken zurück. Sie eilen nicht, sie trotten gemächlich dahin.

Ich lege mich an den Fels, versuche dasjenige anzuzielen, das am größten scheint. Aber – ziehendes Wild aus dieser Entfernung könnte höchstens ein Zufallsschuss treffen! Ich

drücke das Gewehr gar nicht erst ab. Ich begnüge mich damit, dass ich das Wildschaf gesehen, ja sogar angezielt habe. Lange schaue ich ihnen noch nach. Im Fernglas sind sie kaum noch zu sehen, aber das Geräusch der in ihrer Spur herabrollenden Steine ist immer noch zu hören. Ja, als sie in den Schluchten des benachbarten Berges verschwinden, höre ich immer noch das ferne „Steinen", jenes „Steindeln", das bei österreichischen Gamsjagden unser Herz höher schlagen lässt.

Schließlich hört auch das auf. Da musste ich einsehen: die Schafe sind entwischt.

Damit konnte ich mich jedoch nicht zufrieden geben. Sie konnten ja nicht einfach aus der Welt verschwinden! Sie waren nicht einmal sehr erschrocken, früher oder später werden sie schon stehen bleiben. Also los – hinterher!

Eine feine Sache ist solch ein jugendlicher Eifer, der sogenannte Unternehmungsgeist. Aber für einen Jägersmann ist er oft nutzlos. Diesmal war er es auch. Das bereits aufgeschreckte, misstrauisch beobachtende Wildschaf an solch kargen Felshängen zu erreichen, ist unmöglich. Es sieht den Menschen viel eher, als dieser es sieht. Schade um jeden Tropfen Schweiß, jeden Zentimeter Schuhsohle.

Wie gesagt, ich bin jetzt um vier Uhr nach Hause gekommen. Von den Schafen habe ich nicht einmal mehr das Poltern gehört. H. erging es nicht viel besser. Außer einigen alten Schafspuren hat er nichts gesehen. Dabei ist auch er den ganzen Tag auf seinem Berg herumgestolpert. Aber er ist auch wütend auf ihn geworden. Er schwor, dass er ihn gewiss nicht mehr besteigen werde. Höchstens anschauen werde er ihn, sagte er, aber nur von unten. So viele Wildschafe sehe er auch hier unten, wie dort oben.

Ein neuer Versuch

Wo wir gerade bei Schafen hier unten sind: Unser Lager wird völlig von der Herde des Dorfes überschwemmt. Rot-weiß-scheckige, kläglich blökende, zwerghafte Tierchen, aber wir können nicht bestimmt feststellen, ob es Schafe oder Ziegen sind? Jedenfalls sind sie sehr freundlich und mitteilsam. Sogar ins Zelt kommen sie herein, um zu blöken. Beim Verlassen hinterlassen sie unangenehme Fliegenschwärme als Andenken.

Angespornt durch den gestrigen Misserfolg, machen wir uns im Morgengrauen erneut an das Klettern. Auch H. hat seinen gestrigen Schwur zurückgenommen. Im Laufe der Nacht hat er sich mit dem Berg versöhnt.

Mittags sind wir beide schon wieder zu Hause. Wild hat keiner von uns gesehen. H. hat diesmal die Schafjagd unwiderruflich satt bekommen und sie seinerseits für endgültig beendet erklärt. Ich glaube nicht, dass er sich noch einmal versöhnen wird.

Nach einer kurzen Mittagspause kommt mir der Gedanke, dass ich es noch einmal mit dem Berg Nummer eins – dem von H. – versuchen werde. Er liegt am nächsten; wenn ich mich beeile, kann ich es bis zum Abend schaffen, die Sonne steht noch hoch genug.

„Wenn du alte Schafspuren sehen willst, dann geh nur", stichelt H., „aber wenn du ein Schaf schießen willst, dann bleib hier. Warte bis morgen und versuche es erneut an deinem eigenen Berg. Auf dem weißt du wenigstens, dass es Schafe gibt, das heißt, dass es welche gab. Auf diesem hier aber weiß ich, dass es keine gibt."

Die Leute wiederum sagen beharrlich, dass es dort sehr wohl welche gibt. Es gebe nur viele Spalten, das Wild ziehe sich leicht zurück, manchmal sei es tagelang nicht zu sehen. Das Ende der Debatte war, dass ich zwei Stunden später – bereits so gut wie oben auf dem Gipfel des Berges war.

Dieser ist vielleicht noch steiler als die anderen beiden, dafür aber wesentlich niedriger. Auf seinem flachen Gipfel prangen trockenes, gelbes Gras und einige zwerghafte Gebüschgruppen. Nach Aussage meiner Begleiter zieht das Wildschaf gegen Abend auf diese Grasfläche zum Äsen. Sie mögen recht haben, denn an den kargen Felswänden der steilen Hänge ist nicht die geringste Weide zu sehen.

Das flache Gipfelplateau des Berges hat etwa einen Kilometer Durchmesser. Als flach kann man es auch nur im übertragenen Sinne bezeichnen, denn kleinere Schluchten und Felsgruppen unterbrechen es ständig. Auf solch eine Felsanhöhe steige ich hinauf, um das Gelände überblicken zu können . . . Das Sichtfeld meines Fernglases beginnt den Berggipfel abzusuchen – eins nach dem anderen – nichts – dort drüben auch nicht – aber – dort – bewegt sich was –

„Schafe! Da sind sie!"

Sie mögen außerhalb der Schussweite sein, fünf-bis sechshundert Schritte entfernt. Vier oder fünf bewegen sich in dem Gras, das nur etwas heller ist als sie selbst. Nur die Oberseiten der gelblich-braunen Rücken sind zu sehen, und manchmal ein, für einen Augenblick aufhorchender, mit Schneckengehörn verzierter Kopf.

An einem günstigeren Ort könnte ich sie gar nicht antreffen. Auf dem unebenen Gelände verspricht das Heranpirschen leicht zu werden. Nur mit dem Wind stimmt

etwas nicht. Er ist gewiss nicht der beste. Damit muss ich jedoch rechnen, denn bis ich unter den Wind gelangen könnte, würde es Abend über mir werden.

Ich lasse meine zwei Männer zurück, jetzt werden sie nicht mehr gebraucht. Nach jeweils vierzig bis fünfzig Schritten Annäherung lege ich mich auf den Bauch auf irgendeine geeignete Erhebung und vergewissere mich: Sind die Schafe noch arglos? Die Sache geht in Ordnung, ohne jedes Problem schleiche ich mich auf etwa dreihundert Schritte heran. Von hier aus sind sie immer noch weit. Aber weiter wage ich mich kaum vor. Mir scheint, sie werfen ihre vorsichtigen Köpfe bereits häufiger hoch . . . Eines von ihnen scheint bereits direkt in meine Richtung zu sichern. Dass es mich sieht, befürchte ich zwar nicht. Aber der verräterische Wind hat offensichtlich bereits den Samen des Verdachts in es hineingestreut.

Von hier aus kann ich sie gut begutachten. Es sind vier. Jedes hat ein schönes Gehörn, dennoch schaue ich mir jenes ganz links als das stärkste an. Es hält sich auch etwas abseits von den anderen auf, sein Nacken ist auch dicker, das mag der Älteste unter ihnen sein . . .

Ich ziele immer wieder. Das hohe Gras verdeckt es halb, die Entfernung ist groß, das Fadenkreuz des Zielfernrohrs tanzt noch aus dem Widder heraus . . .

„Nein!“ – Noch wage ich nicht, den Abzug durchzuziehen. Ich krieche noch bis zu jener nächsten Steingruppe. Bis dahin lassen sie mich wohl noch gewähren . . . Auch das gelingt. Es mögen immer noch zweihundertfünfzig Meter sein, aber von hier aus darf ich mich keinen Schritt mehr rühren. Den großen Widder verdeckt das Kraut jetzt fast völlig, er steht auch mit dem Heck zu mir, es ist unmöglich dorthin zu schießen.

Aber ich muss vielleicht auch nicht eilen. Mir scheint, sie haben sich etwas beruhigt. Auch der Wind scheint sich auf etwas Günstigeres gedreht zu haben . . . Ich liege auf dem Bauch, das Gewehr am Gesicht, und warte, dass der große Widder seine Flanke zeigt. Währenddessen spreche ich zu mir selbst:

„Nur Geduld. Bloß nichts überstürzen. Wenn du schon so weit bist, vermassel es nicht wie ein Esel. Du hast Zeit. Du hast Muße. Sie haben keine Ahnung von dir. Warte, bis dein Atem ganz ruhig geht.“

Doch der große Widder bewegt sich . . .

Langsam tritt er auf das Felspodium – dreht sich zur Seite – stellt sich auf den Wachturm – eine unbewegliche Bronzestatue –, nur seinen langen, zottigen Bart, der über die Brust verläuft, lässt er im Wind wehen . . .

„Jetzt aber . . .“

Im Nachhinein ist es leicht, all dies schön zu beschreiben. Ob ich in jenem Augenblick tatsächlich an einen Wachturm oder eine Bronzestatue dachte, das weiß ich heute selbst nicht mehr. Ich halte es nicht für wahrscheinlich. In solchen Momenten bleibt keine Zeit für derlei Dinge. Die Fantasie hat erst jetzt, im Nachhinein, Zeit für ein wenig Malerei . . . Der Rest, was nach dem Knall des Schusses geschah, ist gar nicht mehr interessant. Das war bereits Sache der Kugel. Sie erledigte es, schnell und ehrenvoll.

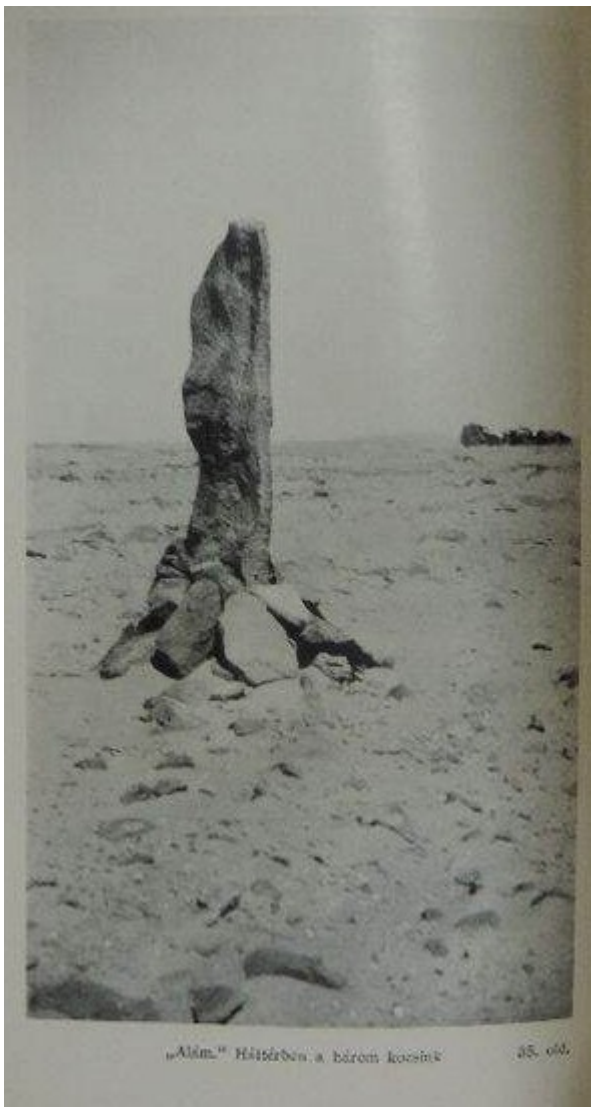
Kaum war der Widder niedergestürzt, lärmten meine beiden Schwarzen schon hinter meinem Rücken. Die Jagdleidenschaft hatte in ihnen die Oberhand gewonnen, sie waren mir hinterhergekrochen, die Taugenichtse, obwohl ich streng befohlen hatte, sich nicht

zu rühren. Sie hielten nicht einmal bei mir an, sondern rannten in blindem Tempo auf den erlegten Widder zu. – Lasst sie gehen, dieses Schaf erschrecken sie nun nicht mehr!

Doch in den Händen der Wettläufer blitzt ein Messer auf – das bringt mich zur Besinnung: – Die wollen ja meinen Widder „schindschā-en"! Ihm die Kehle durchschneiden! Sie verunstalten die schöne Trophäe! Schon brülle ich aus vollem Hals, sie sollen stehen bleiben, keinen Schritt weiter! Doch sie beachten mich gar nicht, der mohammedanische Eifer hat sie gepackt. Schon sind sie fast da . . .

Mit einem plötzlichen Gedanken schieße ich mit dem Gewehr in die Luft. Daraufhin stutzen sie. Noch gerade rechtzeitig. Nun verstehen sie mein wütendes Winken. Schweigend warten sie auf mich. Ein rechtgläubiger Mohammedaner darf nur Fleisch von solchem Wild essen, dessen Kehle entweder er selbst oder einer seiner Glaubensgenossen durchschneidet, noch bevor das Wild verendet ist! Mit diesem Schächten – dem „Schindschā-en" – ruinieren sie natürlich die Nackenhaut des Tieres, die dadurch für das Ausstopfen unbrauchbar wird.

Sie nehmen es mir sehr übel, dass ich die Messerei verhindert habe. „Wie viel schönes Fleisch geht verloren!" – Ich verstehe sie zwar nicht, aber ihre vorwurfsvollen Blicke verraten, dass sie dies wiederholen. Ich versuche sie zu beruhigen – ebenfalls nur mit Zeichensprache –, dass sie sowieso zu spät gekommen wären, das Schaf sei sofort verendet; ein leblos geschindschā-tes Tier lasse Allah ohnehin nicht zu essen zu. Und außerdem gebe es unten im Dorf genug bunte Schafe – oder bunte Ziegen? –, die könnten sie nach Belieben schindschā-en.



Unterdessen betaste ich mit Freude die dicken Schnecken des wahrlich starkgehörnten Widders. Ich kämme seine zottige, lange Mähne, in der sich die Disteln und Dornen der ganzen Gegend angesammelt haben. Einen der Schwarzen lasse ich als Wache beim Widder zurück, mit dem anderen mache ich mich auf den Heimweg. Es ist dunkle Nacht, als wir das Lager erreichen. H. schreibt am Feuer. – Na, hab ich es nicht gesagt? – so empfängt er mich. – Was? – frage ich. – Dass du umsonst hinaufkletterst! – Du hattest recht – antworte ich –, aber nur fast.

Groß ist die Überraschung, als sich herausstellt, dass die Sache doch gelungen ist. H. freut sich so sehr über die gute Nachricht, als hätte er den Widder selbst geschossen. – Zumindest haben wir nicht umsonst gelernt, auf Kamelen zu sitzen – bemerkt er in bester Laune. Dabei hätte er allen Grund, sich zu ärgern. Schließlich hat auch er sich genug abgemüht, ist mit seinem schmerzenden Bein zweimal auf jenen großen Berg hinaufgekrochen, ohne etwas gesehen zu haben. Und ich gehe auf seinen Berg und schieße sein Schaf! Doch H. fehlt sogar der Keim des „Schussneids“. Mit diesem häufigen Mangel der Jäger kann er nicht prahlen. Er freut sich über den Erfolg seines Gefährten. Und vielleicht weiß er gar nicht, dass er damit meine Freude verdoppelt . . .

Wir lassen den krummbeinigen Häuptling rufen. Wir ordnen an, dass er sofort vier oder fünf kräftige Burschen auf den Berg schickt, sie sollen den Widder so schnell wie möglich herunterbringen. Der Alte ziert sich, es ginge eher morgen; jetzt sähen sie den Weg nicht, brächen sich den Hals, könnten das schwere Tier nicht tragen, verirrten sich usw. usw. Diesen grundlosen und rein aus Faulheit geborenen Ausflüchten kann ich schon deshalb nicht nachgeben, weil ich weiß, dass der beim Widder zurückgelassene

Bursche wegläuft, wenn er nicht über kurz oder lang Verstärkung bekommt. Die meisten Schwarzen fürchten sich allein. Besonders nachts. Ihre abergläubische Natur sehnt sich nach der Sicherheit der Gesellschaft. Doch selbst wenn es nicht die Furcht wäre, würde das Frieren den armen Schafshüter unweigerlich heruntertreiben. Er hat nichts, worin er sich einhüllen könnte, nicht einmal Streichhölzer, um ein Feuer anzuzünden. Dort oben aber ist die Nacht hundekalt. Ohne Wache hingegen würden die Geier meinen Widder im Morgengrauen im Handumdrehen erledigen. Wenn ich ihn schon vor den Messern der Schwarzen bewahrt habe, wäre es schade, ihn den Geiern zu geben.

Nach langwieriger Beratung bricht schließlich das halbe Dorfvolk auf. Sie tragen Fackeln, Decken, Essen mit sich. Sie übernachten oben beim Widder. Sie bringen ihn herunter, wenn es getagt hat.

Morgen, sobald wir mit der Kopfhaut des Widders fertig sind, brechen wir nach unten auf. Ich versuche, H. zum Durchhalten zu bewegen. Ich möchte, dass es auch ihm gelingt, noch ein Schaf zu schießen. Aber ich rede vergeblich. Er ekelt sich vor dem Berg. Wir haben gefrühstückt, im Großen und Ganzen auch gepackt. Es ist nach neun Uhr, aber der Widder ist immer noch nicht da. Sie hätten längst unten sein müssen. Haben sie ihn etwa verloren? Endlich ein Bote: – „Wir haben ihn schon vom Berg heruntergebracht, aber wir schaffen es nicht weiter, schickt ein Kamel, das wird ihn hereinbringen."

Es geht auf Mittag zu, bis das Kamel herbeischlendert. Samt Schaf. Es trägt es so stolz, als hätte es ihn zumindest selbst gefangen. Es betrachtet den Widder auf seinem Rücken als Ehre. Nicht so wie uns.

Wir ziehen dem Widder das Fell ab. Wir schneiden den Kopf ab. Wir loben den säbelbeinigen Wakil und geben ihm ein Empfehlungsschreiben. (Lesen kann er es nicht, dennoch verlangt er danach. Er hat schon etwa vier Empfehlungsschreiben, die er mit besonderer Sorgfalt in einer Ledertasche aufbewahrt.) Wir loben jeden, geben jedem die Hand, beschenken jeden. Wir verteilen all unser Kleingeld. Sogar das unseres Kochs und das des Soldaten der Gouverneursverwaltung. Aber selbst das reicht nicht, wir müssen Papiergeld hervorholen.

Die Banknote nimmt der Wakil jedoch mit misstrauischem Kopfschütteln entgegen. Er ruft seine Berater zusammen. Sie geben sie von Hand zu Hand, studieren das Pfund Papier einzeln, es gefällt ihnen ganz und gar nicht. Dass sie dafür so und so viele silberne Piaster in Fasher bekommen, das geht ihnen irgendwie nicht in den Kopf. Sie halten das für eine große Gaunerei. – Es vergeht ein halbes Jahr, bis einer von uns nach Fasher kommt, wer weiß, was dieses Papier bis dahin wert ist – sagen sie zweifelnd. – Aber gute Leute – erklären wir geduldig –, es geht doch nicht um ungarische Pengő, sondern um englische Pfund! Hier kann nichts passieren. Schließlich akzeptieren sie die Banknote, aber nur ungern. Sie sind felsenfest davon überzeugt, dass wir sie betrogen haben.

Mit dem Abstieg möchte ich mich nicht näher befassen. Ich bemerke nur so viel, dass es sich bergauf wesentlich leichter kamelt als talabwärts . . . Wir nehmen einen anderen Weg nach unten. Etwas steiler, aber kürzer. Wir kommen am nächsten Tag auch nicht beim Malha-Krater an, sondern in einem Dorf namens Mazrub, wohin wir unser Auto bereits vorausgeschickt hatten. In Mazrub erleben wir einen neuen Empfang durch den Häuptling, ein neues schwarzes Geschenkschaf, das Schreiben eines neuen Empfehlungsschreibens. Schließlich bezahlen wir die Miete der Kamele, zünden den Wagen an und kehren den Meidob-Bergen den Rücken. Ich begehre auch nicht, sie wiederzusehen: Ich habe nun mein Wildschaf!

Am nächsten Tag, dem 23. Februar, fahren wir in Fasher ein. Unsere zwei kranken Wagen wurden in der örtlichen Militärwerkstatt instand gesetzt. Es scheint, als biete sich hier selten derlei Extraarbeit. Sonst hätten sie uns nicht mit einer so hohen Rechnung beglückt. Sicherlich fordern sie so viel unter dem Titel „entgangener Gewinn". So ergeht es dem, der nach El Fasher geht, um ein Auto reparieren zu lassen. Am Nordpol hätten sie wahrscheinlich noch mehr verlangt. Aber wir können wenigstens beruhigt aufbrechen. Die Wagen haben sich ausgeruht, sehen gut aus, sind voller frischer Kraft und Lebensmut. Sie können es kaum erwarten, wieder loszufahren und von Neuem zusammenzubrechen.

Hier in Fasher lässt man die einfacheren Arbeiten von Sträflingen verrichten. Sträflinge reinigen die Amtsgebäude, begießen die Blumen, bessern die Wege aus, harken den Müll zusammen. Es sind so viele, dass es eine regelrechte Sorge ist, sie mit Arbeit zu versorgen. Und es werden immer mehr. Das Land ist groß, es gibt darin viel ungehorsames Volk, sie bespeeren sich, erschlagen einander. (Dabei hat man es ihnen schon so oft gesagt, dass man das nicht darf!) So müssen dann viele bestraft werden, es gibt viele Sträflinge. Ein Gefängnis gibt es nicht, der Schuldige wird zu Zwangsarbeit verurteilt. Manchen hat man die Beine zusammengekettet, aber so, dass sie gehen können, nur nicht rennen. Die meisten jedoch gehen frei einher. Viele haben sich schon so an das Sträflingsleben gewöhnt, dass man sie gar nicht bewachen muss; sie haben die Fasherer Sträflingskost liebgewonnen.

Auch diese unsere windige Behausung ist der Obhut zweier alter Meuchelmörder anvertraut. Sie putzen ein wenig, holen Wasser, bedienen den Gast, der sich ganz selten hierher verirrt. Verbrecher mit ehrlichem Gesicht und Dienstfertigkeit. Sie bekleiden eine Vertrauensstellung. Einer von ihnen ist schon seit sechs Jahren hier in Haft, in zwei Jahren wird er entlassen, aber ich glaube nicht, dass er sich darüber freuen wird. So gut wird er es zu Hause nicht haben.

Es ist Abend. Wir verabschieden uns vom Gouverneur und den anderen. Jedem geben wir eine Visitenkarte mit unserer genauen Adresse zu Hause: Jedem lassen wir versprechen, dass er uns besuchen wird. Das ist so Sitte. Man erwartet es von einem. Ich weiß, dass keiner von ihnen kommen wird. Sie wissen es auch. Aber sie versprechen es dennoch ganz sicher. Mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich mir vorstelle, dass meine afrikanischen Bekannten, die ich im Laufe meiner Reisen eingeladen habe und die alle ihr Kommen versprochen haben, eines schönen Tages alle auftauchen würden! Sie würden sich absprechen und mich mit gemeinsamem Entschluss beim Wort nehmen. Ich wäre ruiniert. Ich könnte ein ganzes Hotel für sie mieten.

Es ist Abend. Aber das habe ich vorhin schon gesagt. Von überallher ist Eselgeschrei zu hören. Der Grundton der abendlichen Symphonie des sudanesischen Dorfes. Bei den Baracken der schwarzen Soldaten wird zum Zapfenstreich geblasen. Und drüben, vom Moscheeturm der Eingeborenenstadt, klingt gedehnt das Klagen des Muezzins, der zum Abendgebet ruft . . .

Wir haben die Deichseln unserer Wagen – oder vielmehr ihre Kühler – nach Hause gewandt. Am Morgen verließen wir Fasher, jetzt sind wir in Kuttum angekommen. Von weitem dachten wir, es müsse ein großer Markt sein, so viel Volk wimmelt um das strohgedeckte Häuschen des Beamten herum. Von den Draußenstehenden erfahren wir, dass drinnen eine Strafverhandlung stattfindet. Es muss sich um eine ernste Sache handeln. Die Menge, die um das Haus hockt, herumliegt und aufgeregt schwatzt: das Heer der Vorgeladenen. Es sind viele. Damit es noch mehr werden, sind sie mit ihren Familien gekommen. Unser Freund, der uns letztes Mal bewirtet hat, kommt nur für ein

paar kurze Worte aus der Verhandlung zu uns heraus. Er raucht eine Zigarette mit uns, dann eilt er auch schon zurück: – Ich gehe, denn inzwischen sprechen sie sich drinnen noch gegen mich ab, dann kann ich von vorn anfangen. Lieber würde ich mit euch gehen. Jagen mag ich lieber als richten. Gute Reise! Wir haben ihn nicht mehr gesehen.

Von dem schwarzen Unteroffizier, der vor dem Büro postiert ist, hören wir, dass über einen Mörder geurteilt wird. Ein junger Mann aus einem Nachbardorf ist der Angeklagte. Er war auf dem Weg nach Fasher, in Begleitung zweier Damenbekanntschaften. Die Damen reisten auf Kamelen – auf ihren eigenen Kamelen –, der junge Mann marschierte zu Fuß nebenher. Mit der Zeit wurde er des Gehens müde. Er fasste einen kühnen Entschluss, erstach die Damen, versteckte sie im Gebüsch, schwang sich auf ihr Kamel und ritt, wie einer, der seine Sache gut gemacht hat, nach Fasher hinein, um zu feiern. Seit drei Tagen bedrängen sie ihn schon, aber er ist nicht bereit zu gestehen.

Mehrmals habe ich gehört, dass ein Eingeborener nicht so leicht zu einem Geständnis zu bringen ist. In solchen Fällen ist das gute Wort ebenso nutzlos wie Gewalt oder Drohung. Man muss zu einer List greifen. Den primitiven, zum Aberglauben neigenden Menschen kann man mit Leichtigkeit täuschen. Ein mir bekannter Beamter aus Tanganjika erzählte mir letztes Jahr Folgendes: Ein lange verfolgter, stadtbekannter Gauner ging ins Netz. Vergebens befragten sie ihn, er log das Blaue vom Himmel herunter, nichts konnte ihm bewiesen werden. Der Beamte ließ ihm alles durchgehen, tat so, als hätte er ihm jedes Wort geglaubt. Dann folgte das Abspielen einer zuvor besprochenen Szene. Ein regelrechtes mittelalterliches Gottesurteil. Eine Feuerprobe. Natürlich nur scheinbar. Die Schwarzen sind ausgezeichnete Schauspieler, für jede Komödie zu haben. Man stellte zwei Scheinkläger an die Wand. Der Beamte richtete ein lautes Flehen an Allah, er möge ein Wunder tun und zeigen, welcher von beiden der Gerechte und welcher der Lügner sei. Es folgte die Scheinhinrichtung. Auf die mit Platzpatronen abgegebene Salve blieb ein Delinquent stehen, der andere – laut vorheriger Absprache – stürzte nieder . . . Bei dessen Anblick kehrte der bis dahin hartnäckig leugnende Schuldige sogleich auf den Pfad der Wahrheit zurück. Dies erzählte mein Freund aus Tanganjika. Eine eher naive als listige Geschichte. Aber in der Welt primitiver Menschen hat jede Art von Aberglaube, Zauber und Magie tatsächlich außerordentliche Wichtigkeit. Afrika ist die Heimat der Augenwischerei, der Magie. Mit ein wenig Hokuspokus kann man hier noch sehr weit kommen. Unter den Eingeborenen ist der meistgefürchtete, einflussreichste und zugleich bestverdienende Mensch auch heute noch der Zauberer – der Wunderdoktor.

Am 27. Februar tauchen wir unsere Feldflaschen in das brackige Wasserloch namens Musbath. Wir tauchen sie gut ein, füllen all unsere Behälter bis zum Rand, denn die darauffolgenden vierhundertfünfzig Kilometer sind völlig wasserlos. Es ist kein schöner Ort, dieser Brunnen von Musbath. Inmitten einer öden, sandigen Ebene verbirgt sich in zwei oder drei halb eingestürzten Löchern ein gelber, schlammiger Fraß. Und damit niemand allzu großen Appetit beim Anblick des Brunnens bekommt, verwest unmittelbar daneben ein totes Kamel, ganz allein. Es hätte sich auch einen anderen Platz zum Endgültig-Ausstrecken wählen können. Platz gibt es hier genug, aber Brunnen umso weniger.

Morgen wagen wir uns erneut in die Wüste. Wir sind schon an ihrem Rand. Hier sind die letzten Büsche, hier geht das Leben aus. Hier ist der Zaun von „Allahs Garten“. Von hier aus dehnt sich die Wüste aus wie die Ewigkeit von der Grenze der Zeit . . . Von der Wüste her, weit draußen aus dem Feuer der sinkenden Sonne, nähert sich eine Karawane. Langsam bewegen sich die Kamele, traumhafte Gestalten im glänzenden Gold. Sie halten

hierher zum Brunnen. Ich glaube kaum, dass sie schmackhaft trinken werden. Oder macht es ihnen etwa nichts aus?

März. Erst am Nachmittag bemerken wir, dass eines unserer Zelte fehlt. Irgendwo ist es herausgefallen. Einen Wagen schicken wir sofort auf der Spur zurück, die anderen beiden halten wir an. In der Ahnung, dass der Zeltsuchwagen nicht so bald zurückkehrt, steige ich aus und krieche unter meinen eigenen Wagen, um zu schlafen. Als ich aufwache, ist niemand um mich herum. Der zurückgeschickte Wagen ist noch nicht gekommen, zudem ist auch der andere verschwunden, auf dem H. und A. reisen. Nur mein Wagen steht hier, mit verständnislosem Gesichtsausdruck, er kann nicht sagen, wo die anderen geblieben sind. Ich klettere auf seinen Rücken, um mich umzusehen. Davon werde ich auch nicht klüger. Vergebens suche ich mit dem Fernglas den Horizont ab, von den anderen beiden Wagen gibt es keine Spur.

Lassen sie mich einfach hier? Ohne eine einzige Abschiedszeile? Soll ich ein Wüsten-Eremitenleben beginnen, zu zweit mit einem alten Ford? Eine Weile rauche ich nur meine Pfeife und sinne nach. Bis ich bemerke, dass die Sonne rapide sinkt. Augenblicklich habe ich genug vom Zauber der Wüste! Eilig fahre ich der Spur von A. hinterher. Ich bin noch keine halbe Stunde unterwegs, als ich in der Ferne ein großes Rudel Wild erblicke. Ich halte sie für Addax, aber mein Fernglas korrigiert bald meinen Irrtum: Weiße Oryx ziehen am Horizont dahin, etwa vierzig oder fünfzig Stück. Mein Herz klopft. Nun ist es also da, jenes seltene Wild, das wir auf unserer Herreise vergebens gesucht haben! Die einzige Lücke in unserem Programm, der einzige unerfüllte Wunsch unseres Jägerherzens!

Ich bin gerade dabei, den Wagen stehen zu lassen, um zu versuchen, zu Fuß in die Nähe der Oryx zu gelangen – einige verstreute Tumbub-Büsche versprechen geeignete Deckung –, als weit in der Ferne, noch jenseits der Oryx – etwas aufblitzt . . . Ich weiß, was das ist. In der Wüste gibt es nichts, was so spiegelt. Es ist das Auto von A. und den anderen, auf dessen Glas der Strahl der untergehenden Sonne abglitt. Schnell hinauf auf das Wagendach! Mein Fernglas entdeckt auch bald H., der bereits eifrig bemüht ist, sich den Oryx zu nähern. Jede seiner Bewegungen sehe ich. Mal geht er geduckt voran, mal steht er wieder auf, kauert sich hin, guckt durch das Glas . . . Er richtet sich wieder auf, schleicht weiter vor . . . Jetzt legt er sich hin – zielt – na – jetzt – Aber nein. Er kniet wieder auf, kriecht weiter. Wieder zielt er, schießt aber nicht. Dies wiederholt er drei-oder viermal. Ich halte es mit den Nerven kaum noch aus. Ich komme ins Schwitzen. Neutes Hinlegen . . .

Jetzt aber springt das Oryx-Rudel ab! Erst danach erreicht mich das Knallen des Schusses. Die Oryx rennen – eine Staubwolke steigt hinter ihnen auf. Schau mal einer an! Hierher kommen sie – sie halten direkt auf mich zu . . . Doch nicht – sie biegen wieder ab! Dabei hatte ich schon gehofft, dass auch ich das Rudel besteuern könnte. Aber schau mal! Einer von ihnen bleibt zurück! Er bleibt stehen – taumelt – dann bricht er zusammen! Daraufhin springe ich in meinen Wagen. Und einige Minuten später messen wir gemeinsam mit H. das einhunderteins Zentimeter lange Horn des kapitalen Oryx-Bullen.

Wenigstens ist auch dies gelungen! Wir hatten schon befürchtet, dass wir ohne Oryx von hier abziehen müssten. Auch ich hätte klüger getan, wenn ich statt nachzusinnen nach Oryx geschaut hätte. Während wir uns mit dem Abschneiden des Kopfes abmühen, kommt auch der dritte Wagen an und bringt das verlorene Zelt. Ein kegelförmiger Hügel aus Steinen zeigt sich in der Nähe, dort fahren wir hinunter, um zu übernachten.

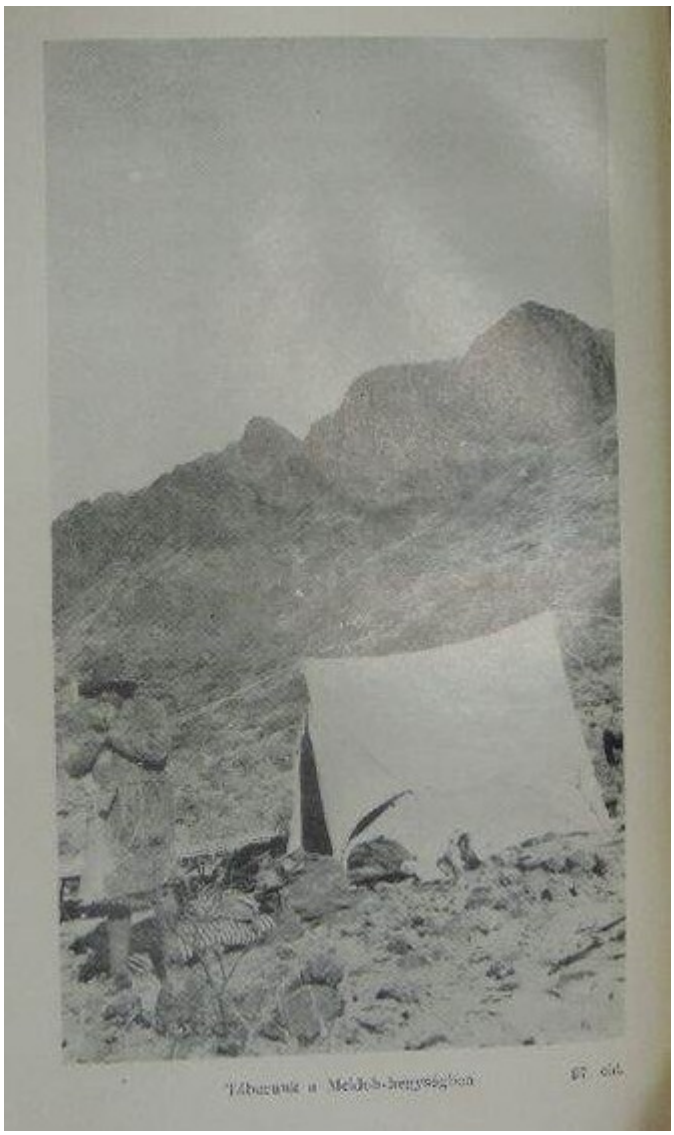
März. Wir sind wieder hier im Bett des Wadi Hawar. Unser Zelt steht unter demselben Baum, unter dem es heute vor einem Monat, am 4. Februar, stand. Hier ließen wir seinerzeit einen unserer Wagen zurück, hier ist auch das Loch, in dem wir unsere Benzinkisten vergruben. Damals ahnten wir nicht, dass sich unser Aufenthalt hier einen vollen Monat hinziehen würde. Wir hatten doch geplant, am 1. März wieder in Kairo und am 15. bereits zu Hause zu sein. Damals hatte ich noch nichts von El Fasher gehört, und von einem Wildschaf hatte ich erst recht nicht geträumt . . .

Seit drei Tagen habe ich keine einzige Zeile Tagebuch geschrieben. Den lieben langen Tag sind wir unterwegs, jagen ein wenig, fotografieren ein wenig. Abends vergeht die Zeit mit Abhäuten und Trophäenpräparieren. Inzwischen ist es auch mir gelungen, eine Weiße Oryx zu erwischen. Aus einem fünfköpfigen Rudel habe ich den einzigen Bullen herausgeschossen. Er ist wesentlich schwächer als der von H., aber die Hauptsache ist, dass er da ist, denn mehr haben wir nicht gesehen. Jetzt aber würden wir ohnehin vergeblich suchen, seit gestern ist keine einzige Oryxspur mehr zu finden.

Umso zahlreicher sind die Addax. Wir sehen wesentlich mehr als bei der Herkunft. Tagsüber liegen sie draußen auf dem offenen Sand, drei bis vier Kilometer vom buschigen Bett des Wadi entfernt, erst gegen Abend kommen sie wegen dieser paar welken Blätter herein. Mit ihrem Fotografieren habe ich viel Mühe, bei geringem Erfolg. Aufgrund der Ungeeignetheit des Geländes muss ich einsehen, dass die einzige zum Ziel führende Art des Fotografierens die gar nicht sportliche und für einen Jäger erst recht nicht würdige – Autohetzjagd ist. Die erste Bedingung hierfür ist wiederum, dass ich das Wild auf ausgedehntem, hartem Sandboden erreiche, damit ich den Wagen mutig laufen lassen kann. Die arme Addax ist keine sonderlich berühmte Läuferin, mit einer Geschwindigkeit von siebzig bis achtzig ist sie bald eingeholt. Wahr ist, dass es aus einem rasenden Wagen nicht am leichtesten ist, das ebenfalls rennende Wild zu fotografieren. Meistens löse ich den Apparat nur so nach Gefühl aus. Unterdessen muss ich mich mit einer Hand festhalten, um nicht hinauszufliegen. Damit es mir nicht so ergeht wie einem Mitglied der englischen Shaw-Expedition, den das Addax-Fotografieren letzte Woche fast das Leben kostete. Er hielt sich nicht genug fest und flog so aus dem plötzlich abbiegenden Wagen, dass er mit lebensgefährlichen Verletzungen nach Fasher transportiert wurde. Als wir neulich aufbrachen, war er noch immer in einem zweifelhaften Zustand. Auf unsere Nachfrage hin zuckte der Fasherer Doktor noch unbestimmt mit den Schultern.

So werde ich zu Hause wohl höchstens Bilder von rennenden Addax zeigen können. Denn darauf, dass ich mich arglos auf Fotografie-Entfernung heranschleichen könnte, besteht nicht die geringste Hoffnung. Draußen auf dem Sand gibt es überhaupt keine Deckung, und hier im Wadi stehen so vereinzelt einige mickrige Büsche, dass das Herankommen an das Wild nur um den Preis von viel Zeit und noch mehr Geduld gelingen könnte.

Wir aber müssen gehen. Wir können nicht weiter experimentieren. Sowohl unser Essen als auch unser Wasser und unser Benzin gehen zur Neige. Es ist bereits fraglich, ob es bis nach Hause reicht. Wie ich sehe, haben wir wieder nicht sparsam genug gewirtschaftet. Ich fürchte, in Kürze beginnt das Vergnügen von letztem Mal aufs Neue.



Gestern, als ich auf das zu fotografierende Addax-Rudel zufuhr, fiel mir ein kapitaler Bulle mit wesentlich längeren Hörnern als die übrigen ins Auge. Er ragte auch körperlich aus dem Rudel hervor. Ich ahnte sogleich, dass dies der wahre Bursche im Addax-Wirtshaus sein müsse. Der Bulle des Dorfes. Die laut Gesetz erlaubten drei Addax hatte ich bereits geschossen. Der Gerechtigkeit halber darf ich nicht mehr schießen. Aber diesen Großgehörnten hierzulassen, dazu brachte ich es doch nicht übers Herz. Ohne mit der Wimper zu zucken, beging ich die Übertretung. Ich habe es auch nicht bereut. Im Gegenteil, groß war meine Freude, als ich das immer bereite Maßband entlang des Horns des verendeten Bullen legte: Hundertsechs Zentimeter! Der neueste Ausweis der in England erscheinenden offiziellen Trophäenmaße gibt den Rekord des Addax-Horns mit neunundneunzig und einem halben Zentimeter an. Meines ist hundertsechs! Um sechseinhalb Zentimeter habe ich den bisherigen Champion-Addax geschlagen. Ich bin Weltrekordler geworden! Dafür hat es sich doch gelohnt, die Übertretung zu begehen!

Nun können wir uns bereits mit dem zweiten Rekord-Horn rühmen. Die neulich von H. erlegte kapitale Addragazelle übertrifft ebenfalls die beste Addra der offiziellen Liste! Wir haben auch beschlossen, dass wir die beiden Champion-Hörner nach London schicken, sobald wir zu Hause sind. Sollen sie die bereits abgetakelten Sterne der Addax und Addras in den Schatten stellen. Und sollen sie auch unsere Namen in das große Buch eintragen.

Über zwei seltsame Abenteuer will ich berichten. Beide sind heute geschehen. Vormittags, während wir mit A. die Addax umgingen, blieben wir stecken. Beim Erklimmen eines Sandhügels, der dem Anschein nach hart aussah, sich aber als umso

weicher erwies, versank unser Wagen. Keiner der Schwarzen war bei uns, also machten wir uns ans Ausgraben. Während der Arbeit zurückblickend, fiel mir eine dünne, grüne Schlange ins Auge. Ich muss vorausschicken, dass ich große Angst vor Schlangen habe. Egal wie dünn sie sind. Ich machte einen so großen Satz, als hätte sie mich schon gebissen. Wir wollten sie erschlagen, aber sie war geschickt, sie huschte unter den Wagen. Die Jagdleidenschaft packte uns. Wir warfen uns auf den Bauch, steckten unsere Köpfe unter den Wagen. Einer von uns scheuchte sie von hier aus auf, der andere lauerte von der anderen Seite auf die Schlange. Aber wie es sich für eine geschickte Schlange gehört, verschwand sie wie der Kampfer.

Auch wir wollten nicht beschämt zurückbleiben, wir suchten und suchten, bis wir sie schließlich doch noch erblickten. Aber nur ihre Schwanzspitze. Sie lugte aus der Scheibe der Bremstrommel hervor. Dort hatte sich ihr Besitzer zusammengerollt, aber seine Spitze draußen vergessen. Einen Schlangenschwanz, der aus einer Bremstrommel wächst, hatte keiner von uns bisher gesehen. Wir bestaunten ihn auch, aber da wir uns nicht trauten, ihn herauszuziehen, begnügten wir uns damit, dass er an einem guten Ort sei. Wir gruben den Wagen aus und fuhren los. Der Schlange sagten wir kein Wort. Seitdem haben wir sie nicht mehr gesehen, aber wir glauben nicht, dass sie sich noch einmal in die Nähe eines Autos wünscht. Ihr Kopf mag sich jetzt noch drehen. Dies ist also das eine Abenteuer.

Das andere ist wesentlich einfacher: Ich habe einen Geparden geschossen. Eine kurze Geschichte, nicht mehr als zwei Zeilen wert. Ich erblickte ihn, der Gepard floh – ich sprang heraus, der Gepard blieb stehen –, ich schoss, der Gepard kippte um. Bisher wussten wir nicht, dass Geparden, und noch weniger, dass auch Schlangen im Wadi Hawar hausen. Errötend gestehen wir, dass wir Jahrzehnte in solch dunkler Unwissenheit lebten. Aber jetzt wissen wir es. – Welche seelische Beruhigung!

Ich habe nie verhehlt, dass ich ein Feind der Wüste bin. Mindestens fünfmal habe ich es erwähnt. Aber jetzt, wo ich aus ihr herausfahre, wo ich sie bald hierlasse, möchte ich mich irgendwie mit ihr versöhnen. Denn – seien wir ehrlich – sie hat mir nichts getan. Sie hat mich bedroht – aber sie hat mir nichts getan. Und schließlich hat sie mir doch alles gegeben, was ich von ihr erwartete. Ich habe kein Recht, auf sie zornig zu sein. Richtigerweise müsste ich so sprechen: „Sieh her, du alter, seelenloser libyscher Sand – du weißt, dass ich dich hasse. Du weißt, dass ich es kaum erwarten kann, aus dir herauszukommen, du weißt auch, dass ich mich nie in meinem Leben in diesen unfreundlichen Schoß zurücksehnen werde. Dennoch will ich nicht, dass du mich der Undankbarkeit bezichtigst. Fünf Wochen lang war ich dein Gast. Deine Luft habe ich geatmet, mich mit deinen Addax unterhalten, dein brackiges Wasser getrunken – wie knapp du es auch gemessen hast. Und ich muss gestehen – wenn ich dich auch nicht liebe –, ich habe mich bei dir erträglich gefühlt, ich bin froh, dich kennengelernt zu haben. Dass ich sehen durfte, wie hässlich du bist. Danke für die Gastfreundschaft, hier ist meine Hand, schlag ein, lass uns nicht im Groll scheiden."

Dies müsste ich sagen. Aber ich kann mich nur schwer dazu durchringen. Meine Rechte, als wäre sie aus Blei, kann ich nicht ausstrecken, die versöhnliche Rede bleibt mir im Halse stecken. Denn ich weiß im Voraus, dass wir einander ohnehin nicht verstehen werden. In dem grausam unbeweglichen Gesicht der Wüste suche ich vergebens das leiseste Lächeln der Versöhnung, des Verstehens. Ich blicke in eine frostige, unverständliche Maske, in eine stumme, zu Stein erstarrte Sphinx . . . Ein hoffnungsloses Bemühen. Ich glaube nicht, dass ich mich jemals mit der Wüste versöhnen könnte. Ich verstehe, dass sie ihre Bewunderer hat, ich sehe ein, dass sie erschütternd ist, dass sie großartig ist in ihrer Gnadenlosigkeit, in ihrer verzweifelten Unendlichkeit. Aber diese

Leblosigkeit, diese schreckliche Leere schüchtert mich ein. Allein würde ich mich nicht trauen, hierher zu kommen. „Raumangst" würde mich packen. Ich müsste fliehen, vor mir selbst.

Im Urwald hat mich das Alleinsein nie gestört. Ein einzelner Vogel, ein einzelner Affe, ein einzelner glänzender Käfer – sogar ein Löwengebrüll reicht aus, damit ich mich heimisch, damit ich mich in Sicherheit fühle. Damit ich „in Gesellschaft" bin. Ich denke nicht an die Gesellschaft von Menschen, sondern an die Gesellschaft des Lebens, der lebenden Natur. Das Pochen der Lebensader, die Herztöne der Welt will ich um mich herum hören. Sei dies ein Elefantentrompeten oder ein Mückengeigen, Blumenduft oder Wasserrauschen, Vogelgezwitscher oder Donner . . .

Aber hier ist es still. Eine nicht enden wollende, verstockte, blutgefrierende Stille. Höchstens der Wind – höchstens er pfeift. Auch er zupft vergebens den Rücken der Sandwellen entlang, sie rauschen nicht als Antwort zurück. Sie kräuseln sich nicht, sie rasen nicht unter der Peitsche des Windes wie die Wellen des Meeres. Vergebens vergleichen wir die Wüste mit dem Meer, die Wüste ist noch lebloser als ein auf Leinwand gemaltes Meeresbild . . . Und erst noch diese hoffnungslos stummen Nächte unter diesen Sternen mit frostigem Blick! Aber genug des Wehklagens.

Vergebens muss ich jedoch den Kampf gegen die Wüste aufgeben. Es ist meine offizielle Pflicht. Von uns dreien vertrete ich die Wüsten-Opposition. A. ist hundertprozentiger Wüstenanhänger, H. hingegen neutral. Seine Neutralität gelingt ihm jedoch auch nicht immer zu bewahren; in solchen Momenten neigt auch er eher zu mir, das heißt, er schimpft eher über die Wüste, als dass er sie loben würde.

Seit vier Tagen verbrauchen wir nun fleißig die Wüstenkilometer. Wir verschlingen sie wie ein Italiener die Makkaroni, dennoch schwinden sie nur schwer. Umso leichter schwindet unser Benzin. Wir sprechen nicht viel darüber, aber wir sind uns alle drei darüber im Klaren, dass es hier wieder Ärger geben wird . . . Nach Wild suche ich hier vergebens, hier gibt es nichts mehr, was meine Aufmerksamkeit von der Wüste ablenken würde. Wohl oder übel beschäftige ich mich mit der Wüste. Aber je mehr ich sie anschaue, desto mehr komme ich dahinter, dass sie gar nicht so sehr eintönig ist! Sogar, wenn ich sie mit gehöriger Fröhlichkeit betrachte, ist sie ausgesprochen vielseitig. Ich könnte sagen, sie ändert von Stunde zu Stunde ihr Material, ihre Form, ihre Farbe. Auch heute hat sie mich mit so vielerlei Gesichtern unterhalten, es wird genügen, sie auf die Schnelle aufzuzählen: Mal schweres gelbes Mehl, mal leichter grauer Staub. Stellenweise feinkörniger, dichter Schotter, als hätte man ihn mit feinstem Donaukiesel aufgeschüttet. Stellenweise aber so glatt, hart und so rot wie ein gut gewalzter, moderner Tennisplatz – man müsste nur noch Linien darauf malen. Ihre Farbe wechselt je nach Sonnenstand. Mal schwefelgelb, mal ocker, mal lila, mal rosa. Manchmal aber glitzert sie so, als wäre sie von buntem Glassplitter gesprenkelt. Stellenweise bedecken kristallförmige schwarze Steine das gelbe Mehlmeer – Schokoladenbrösel, die in Kaffeekreme gestreut wurden. Wunderbare Felsformationen fehlen auch nicht: alleinstehende, kegelförmige blaue Berge, Halbkugeln, Gugelhupfformen. Auf manchen Gipfeln ist es, als verfiele eine graue Burgruine. Ich sah glänzend schwarze, feuchte, Onyx-ähnliche Felsblöcke, aber ich sah auch marmorweiße, ja sogar blasse fliederfarbene, aber auch orangefarbene und rosafarbene ebenfalls. Unzählige Purpur von Morgen-und Abenddämmerungen mögen diese im Sand vergessenen Felsen so vielfältig bemalt haben . . .

Heute hat sich sogar der einfarbige, gelbe Sand ins Zeug gelegt. Selbst der schwelgte in Variationen. Mal war er spiegelglatt, mal sanft gewellt. Mal warf er lange, konvexe Wellenbrecher auf, mal haushohe Verwehungen. Mal wiederum trug er eine so sanfte,

lockige Frisur, als hätte er sie beim Friseur brennen lassen. Und nach alldem gibt es immer noch jemanden, der es wagt, die Wüste der Eintönigkeit zu bezichtigen?

Aber schau mal! Der Wind ist aufgekommen. Er verstärkt sich rapide. Er peitscht mir die wirbelnden Sandkristalle ins Gesicht – lauter kleine Nadelstiche! Die Sicht um mich herum verschwindet, über mir das Blau des Heimes. In eine schmutzig-gelbe Staubwolke sind wir alle eingehüllt, und wir schlucken den Sand handvollweise . . . Ende aller Illusionen. Schade um jedes gute Wort, das ich an die Wüste verschwendet habe. Ich bereue es, sie flüssiges Schlammgold, glänzenden Onyx, funkelnden Edelstein, rosafarben und lila genannt zu haben. Wo sie doch eigentlich nichts als ein hässliches Staubmeer ist. Eine gewöhnliche Wüste. Für Kamele gemacht.

In fünfzehn Liter fassenden, quadratischen Blechkannen bewahren wir unser Benzin auf. Wenn wir in alle drei Wagen frisches Benzin füllen, werden wir um fünf bis sechs Kannen erleichtert. Die leeren Kannen pflegen wir wegzuwerfen. Heute Nachmittag füllten wir auf einem völlig offenen, unendlichen Sandfeld Benzin nach, und die ausgemusterten Kannen packte der Wind. Er begann sie zu rollen. Die Kannen rollten, schlugen immer munterer Purzelbäume, und bei jeder holprigen Drehung klangen und dröhnten sie schön, sie läuteten. Sie blieben mal zurück, mal überholten sie einander, je nachdem, welches Gelände welche erreichte, welche wie vom Wind in den Rücken gestoßen wurde. Aber dennoch entfernten sie sich ständig, klopften immer leiser ...

Uns bedurfte es natürlich nicht mehr. Auf einmal benannten wir die rennenden Kannen, schlossen sogleich Wetten ab und feuerten unsere Pferde brüllend an: „Gib Gas, Cagliostro – der Duce bleibt zurück –, drück auf, Mitropa!“ Eine Derby-Stimmung packte uns auf der Kannenrennbahn der Libyschen Wüste. Wir schrien aus vollem Hals, ein starker Wind wehte, auch den mussten wir überbrüllen . . . Bald darauf schrumpften unsere Pferde so sehr zusammen, dass sie selbst durch das Fernglas kaum noch zu sehen waren. Winzige, aufblitzende Pünktchen. Ihr Ton war längst nicht mehr zu hören, auch wir wussten nicht mehr, welche von uns führte. Sie jedoch lieferten sich noch immer ein tüchtiges Rennen, jagten und trieben einander unermüdlich an. Wie lange wohl? Wo hielten sie an? Wann ließ der Wind sie ausruhen? Wo werden sie übermorgen sein, wie viele bleiben endgültig stecken, wird es eine unter ihnen geben, die durch die ganze Wüste rollt – hinunter bis zu den Bergen von Fasher? Welche wird die Siegerin sein? – Die Mitropa?

Noch lange ist das Glas an unserem Auge. Aber nur noch eine einzige Kanne ist zu sehen. Muss ein Malheur passiert sein, sie steht an einem Ort, hat sie das Rennen aufgegeben? Doch nicht etwa die Mitropa? Die anderen sind bereits verschwunden. Sie sind aus dem Horizont hinausgaloppiert . . .

Auch der Leblosigkeit habe ich die Wüste bezichtigt. Auch das muss ich zurücknehmen. Wegen der Springmaus. Das heißt, wegen zweier Springmäuse. Gestern sah ich eine, heute auch.

Er ist haargenau wie ein winziges Känguru. Nur kaum rattengroß, bewegt er sich hüpfend auf seinen Hinterbeinen fort, aber so flink, dass ich ihn im ersten Augenblick für einen Vogel hielt, der vor dem Wagen davonhuscht. Seinen Schwanz, der wesentlich länger als sein Körper ist und in einer Quaste endet, spannt er sichelförmig an; auf dessen Spitze stützt er sich beim Sprung und nutzt ihn als Steuerruder. Die Vorderbeine drückt er fest an sein Kinn, man sieht sie gar nicht und glaubt, er besitze nur zwei Beine. In so langen, flachen Kreisbögen fliegt er dahin, als würde er den Boden gar nicht berühren. Doch er berührt ihn, wie ich an seinen Spuren feststellte: Hier und da liegen fünf bis sechs Meter Abstand zwischen den Abdrücken der beiden Sohlenballen. Diese

Maus überspringt also ihre eigene Körperlänge etwa um das Zwanzigfache. Eine deutlich sichtbare, immer wieder unterbrochene Linie verbindet auf dem weichen Sand die Spurpaare. Die Schwanzquaste, die beim Sprung ab und zu aufsetzt, zeichnet diese Linie.

Unsere Schwarzen nennen diese verblüffende Wundermaus „Gerboa". Ich habe vergeblich versucht, sie einzuholen, da ich keine sechs Meter weit springen kann. Dennoch gibt es hier so etwas wie Leben! Ein einziges klopfendes Äderchen im verkalkten Gefäßsystem der Wüste. Aber wovon lebt diese eine oder andere Gerboa wohl? Was sucht sie hier, und was befähigt sie zu solch gewaltigen Sprüngen?

8. März.

Heute, am allerletzten Tag unserer Autofahrt, wäre es uns fast schlecht ergangen. Zum Abschied grinste uns die Wüste mit ihrem hässlichen Totenschädel noch einmal gründlich an. Unseren Nachtlagerplatz, etwa vierhundert Kilometer von unserem Ziel Wadi Halfa entfernt, verließen wir heute früh am Morgen. Unser Benzinvörrat war in den letzten Tagen besorgniserregend geschrumpft, was vor allem dem ständigen, starken Gegenwind zuzuschreiben war. Die Wagen kamen schwerer voran und verbrauchten mehr Benzin.

Ich erwähnte seinerzeit am Nachmittag unseres Aufbruchs aus Wadi Halfa, dass wir unsere für die Wüste ungeeignete Abendgarderobe unterwegs deponiert und unter Steinen versteckt hatten. A. hatte in glücklicher Voraussicht auch einige Kanister Benzin neben die Smoking-Tasche geschmuggelt. Damals glaubte er sicher nicht, dass dies einmal lebensrettende Kanister sein würden.

Als wir heute Morgen aufbrachen, waren wir nur noch einhundertfünfzig Kilometer von den versteckten Benzinkanistern entfernt. Doch die Tanks der Wagen waren so gut wie leer; nur in einem blieben dreißig Liter Benzin, im anderen wesentlich weniger. Dieser blieb auch stehen, nachdem wir kaum zwanzig Kilometer gefahren waren. Wir ließen ihn zurück. Nach weiteren fünfzehn Kilometern blieb der zweite stehen. Einhundertfünfzig Kilometer vom vergrabenen Benzin entfernt! Im dritten schwappte nur noch ein winziger Rest. Die Lage wurde ernst.

A. machte sich mit einem der Schwarzen und unseren letzten zwanzig Litern Benzin auf den Weg, um die versteckten Kanister zu holen. Wir legten uns neben unseren hilflosen Wagen und warteten ab, was geschehen würde. Das geschah vor fünf Stunden.

A. ist gerade zurückgekommen. Er hat das Benzin gebracht. Wir sind über alle Sorgen hinweg. Aber diese fünf Stunden der Beklemmung im offenen Sandmeer, im Schatten unseres unbeweglichen Wagens, die werde ich so schnell nicht vergessen! Wir versuchten, uns gegenseitig mit geistreichen Anekdoten zu unterhalten. Wir rissen lässige Witze. Wir taten großspurig, aber in Wahrheit hatten wir schreckliches Lampenfieber. Ich zumindest sehr.

Was, wenn A.s Wagen unterwegs den Dienst versagt? Was, wenn er das versteckte Benzin nicht findet, wenn inzwischen auch seinem Wagen der Lebenssaft ausgeht? Was, wenn man unseren Benzinvörrat gestohlen hat, da hierher doch manchmal Karawanen kommen? – Und was wäre gewesen, wenn wir unseren Aufenthalt im Wadi Hawar nur um einen einzigen Tag verlängert hätten? Wenn wir nur einen einzigen Tag länger den Oryx hinterhergefahren wären? … Gott sei Dank sind das nun alles hinfällige Fragen. Aber während unserer fünfstündigen Ungewissheit haben sie unsere Fantasie ordentlich strapaziert. Den dreihundertfünfzig Kilometer entfernten Nil hätten wir zu Fuß niemals erreichen können.

Ich habe von vielen Reisenden gehört, dass die Wüste am Ende des Weges am gefährlichsten ist. Ihre tückischsten Streiche spart sie sich bis zuletzt auf. Den scheidenden Reisenden versucht sie dann, sozusagen an der Schwelle seines Zieles, an der Gurgel zu packen. Siehst du, auch diesmal blieb sie ihrer Gewohnheit treu. Sie streckte ihre kalte Knochenhand auch nach uns aus. Sie war zu kurz, sie erreichte uns nicht . . .

Es war schon nach Mitternacht, als einige Lichter am Horizont auftauchten – das Niltal! Bald erreichen wir das Flussufer. Wir wecken den schwer aus dem Schlaf findenden Fährmann aus seiner Hütte, denselben, der uns vor sechs Wochen übergesetzt hat. Von den Wagen trennen wir uns. Genau hier, unter den vier Dattelpalmen, wo wir vor sechs Wochen mit ihnen Bekanntschaft machten. Damals war Sonnenschein, jetzt ist Mondschein; damals blickte ich hungrig in die Wüste, jetzt kehre ich ihr satt den Rücken. Ich habe sie bis obenhin satt. Der Abschied von ihr fällt mir leicht.

Von den Wagen fällt er mir schwerer. Brave Wagen. Sie verdienen es, dass ich ihnen für alles danke, was sie getan und was sie für uns erlitten haben. Dass ich ihnen danke, dass sie durchgehalten haben, dass sie der Sache nicht überdrüssig wurden, dass sie nicht in Streik traten, dass sie uns ehrenvoll zurückbrachten. Ich müsste sie beschenken, sie in ihrem Alter glücklich machen, sie auszeichnen, ihnen eine Tapferkeitsmedaille an den Kühler heften. Sie werden nun nach Kairo zurücktuckern, mit schmerzenden, wunden Füßen, krank und todmüde. Sie werden im Getümmel der Großstadt untergehen – wer schert sich dort um einen alten, klapprigen Ford? Die vielen glänzenden, hochnäsigen Wagen werden auf sie herabblicken, kein Wort mit ihnen wechseln. Und doch lag es an ihnen, ihnen verdanken wir es, dass wir bei guter Gesundheit hier angekommen sind . . .

Wir laden in den Kahn des Fährmanns ein, wir gleiten hinaus auf den perlmuttfarbenen, träge dahinfließenden Fluss. Wir sprechen nicht, rauchen schweigend unsere Pfeifen und betrachten die Sterne – jene am Firmament und jene, die auf dem Spiegel des Wassers funkeln. Auch der alte Kahnführer sagt nichts, nur sein Ruder platscht leise. Über unseren Köpfen fliegen auf unsichtbaren Schwingen Reiher mit heiseren Stimmen . . .

Weise, vorsichtig und geräuschlos wiegt uns der alte Nil, der biblische Fluss – „Ägyptens Mutter“ –, wie ihn die Araber nennen. Wer Ägyptens Vater war, das ist mir leider nicht gelungen herauszufinden. Aber wir haben ja alle aus dem römischen Recht gelernt, dass die Person des Vaters stets von Ungewissheit umhüllt ist. Am besten ist es also, wenn wir auch hier nicht forschen.

Wir legen am Ufer von Halfa an, vor dem seinerzeit ausführlich beschriebenen Hotel. Auch hier ist es stockfinster, auch hier schlafen sie. Auch diese wecken wir auf, auch sie haben nichts dagegen, sie freuen sich über uns und machen sich daran, Abendessen zu kochen. Die geschäftliche Lage hat sich seitdem nicht geändert – auch dieses Mal sind wir die einzigen Gäste.

Ich bade in einer sauberen Badewanne, in unbegrenzten Mengen Wasser. Ich strecke mich in einem kühlen Bett mit weißen Laken aus, wie ein wollüstiger Sybarit. Ich bin nicht allein, ich habe Mitbewohner, die mich daran erinnern, dass ich noch in Afrika bin; ein in burgunderroten Samt gekleideter Nachtfalter sitzt über mir an der Decke, eine smaragdgrüne Eidechse auf dem Fensterbrett . .

Bild
Es herrscht eine große, wohltuende, alles ausgleichende Stille, die unsere Reise in das Staunen der Erinnerung dämpft. Nur der heilige Fluss platscht ab und zu im Schlaf. Betäubender Duft von Verbenen und Tuberosen strömt durch das Fenster herein – wie

lange habe ich so etwas nicht mehr gerochen! Seit sechs Wochen habe ich nichts anderes gerochen als Auto und Mensch. Auf mein Wort, der Verbenenduft ist mehr wert!

Es tagt. Ich blicke aus dem Fenster, die am jenseitigen Nilufer goldglänzende Wüste betrachte ich von hier aus dem Bett, aus gebührender Entfernung. Wieder einmal muss ich meinen Vergleich vom letzten Mal heranziehen – den Löwen mit der gelben Mähne. Ja! Ein auf dem Bauch liegender, auf Beute lauernder Löwe ist die Wüste. Aber jetzt sehe ich ihr gelassen ins Auge! Zwischen uns ist der Nil, das Gitter. Ich gehe nicht mehr hinüber! Ich gehe nicht in den Käfig des Löwen . . .

Heute Abend fährt die „Lotus“. Sie bringt uns nach Norden, den ziehenden Störchen hinterher, dem ungarischen Frühling mit Schnepfen, Morcheln und Maiglöckchen entgegen!

ENDE

NUBISCHER WILDBOCK (STEINBOCK)

1939

EINLEITUNG

Ich bin dem Leser einige Zeilen zur Aufklärung schuldig. Der ursprüngliche Plan meines Verlegers war es nämlich, zwei meiner seit Jahren im Buchhandel vergriffenen kleineren Arbeiten – das 1935 erschienene „Rollender Sand“ (Hengergő homok) und das 1932 veröffentlichte „Zwei Böcke“ (Két kecske) – nun in einer Neuausgabe in einem Band erscheinen zu lassen. Dieser Plan erwies sich jedoch aufgrund des Dazwischenkommens meiner neueren Veröffentlichungen als undurchführbar. Mit „Rollender Sand“ gab es kein Problem, es konnte – wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich – in unveränderter Form erscheinen. Doch einen der einstigen „Zwei Böcke“ – den Steinbock des italienischen Gran Paradiso – habe ich bereits vorgestellt, und zwar in meinem 1963 erschienenen Buch „Feiertage“ (Ünnepnapok)! Dieser Bock musste nun notwendigerweise draußen bleiben. Eine einfache Rechenoperation ergibt nun, dass von zwei Böcken, wenn man einen weglässt, leider nur ein einziger Bock übrig bleibt. Was natürlich den ursprünglichen Titel der zweiten Hälfte des vorliegenden Bandes – „Zwei Böcke“ – hinfällig macht und zugleich – was für mich wesentlich schmerzlicher ist – seinen Umfang erheblich mindert.

So blieb für diese Neuausgabe nur ein dünnes Stückchen Text übrig, gerade mal ein Bock voll! Schon in der Originalausgabe handelte es von nichts anderem als von einem einsamen Wildbock mit krummen Hörnern. Natürlich nicht von irgendeinem armen Leute-Vieh, das im Hinterhof meckert oder am Hang mit der Glocke bimmelt. Auch nicht von jenem sprichwörtlichen, der sich am Kohl satt fressen kann, ohne den Kohl zu verzehren.

Nein. Diese Schrift handelte vom Wildbock. Von dem in der halsbrecherischen Felswelt der Bergriesen hausenden Steinbock, der selbst die Geschicklichkeit der Gämsen übertrifft. In meinen Reisebeschreibungen fand er lange keinen Platz, seine Geschichte war beinahe schon in Vergessenheit geraten. Dabei habe ich ihn einst sehr geschätzt und zähle ihn auch heute noch zu den wertvollsten Erinnerungen meiner jagdlichen Vergangenheit. Warum ich so lange über ihn geschwiegen habe? Wahrscheinlich, weil ich ihn seinerzeit auf der Rückreise von Indien, aber bereits in Afrika erbeutet hatte.

So blieb er dann sowohl in meinem indischen Tagebuch als auch im afrikanischen außen vor. Mir persönlich hätte das nichts ausgemacht. Er jedoch konnte sich nie damit abfinden. Er nahm seine Vernachlässigung äußerst übel. Er wertete sie nicht nur als persönliche Beleidigung, sondern als offene Herausforderung gegen die gesamte Ziegengattung. Sein ausgestopfter Kopf blickte mich gekränkt von der Wand herab an, und aus seinen unbeweglichen Glasaugen sprach ein Vorwurf in dieser Art:

— „Wenn du schon das Herz hattest, mich hier zwischen die anderen zu hängen, wenn du schon die Haut meines Kopfes von Motten fressen lässt, wäre das Geringste, was ich hätte erwarten können, dass du auch mich herausbringst. Die anderen Köpfe reden ja schon fast gar nicht mehr mit mir! Sogar die um mich herum hängenden Löwen strecken mir ihre Gipsklingen entgegen: 'Schweig', fletschen sie, 'sag kein Wort, du hast ja nicht einmal beim Alten Ehre, keine einzige Zeile Schrift würdigt er dir!' – Ich bin der verfolgte Stiefsohn deiner Trophäensammlung, der gebrandmarkte Paria deiner ausgestopften Bestien. Wenn ich nicht bald Genugtuung erhalte, weiß Gott, springe ich kopfüber von der Wand und zerschmettere mir meine schönen krummen Hörner . . .“

Lange hörte ich mir das Meckern des alten Bocks an. Und um den Frieden unter meinen einstigen Trophäen wiederherzustellen, um die gesellschaftliche Position meines empörten Wildbocks zu festigen, musste ich schließlich doch zur Feder greifen.

Bevor ich jedoch damit beginne, lade ich den Leser zu ein paar Minuten des Kennenlernens ein, sozusagen als Aperitif vor dem Essen, in die wirklich internationale Gesellschaft der verschiedenen Arten von Wildböcken. Es würde mich nämlich freuen, wenn ich bei meinen Jagdkameraden ein wenig Appetit auf diese besonderen Leckerbissen der Wildarten wecken könnte . . . Denn – zumindest meiner Meinung nach – ist die Krönung der Jagd mit der Kugelwaffe, das Nonplusultra jeder Pirsch: das Habhaftwerden des Wildes der Hochgebirge: der Gämse, der Wildböcke und der Wildschafe!

Meine Aussage verstehe ich natürlich mit Vorbehalt. Denn unsere heimische Hirschbrunft gehört sozusagen schon in die Welt des Ritus, sie ist dem ungarischen Jäger so sehr eine „Herzensangelegenheit", eine so unbestreitbare Schönheit der Schönheiten, dass sie mit keiner anderen Jagd vergleichbar ist . . . Einen Löwen hingegen – gestehen wir es ein – schießt man heute schon vom Autositz aus. Auch der Nimbus des Elefanten, des eigentlichen Königs des afrikanischen Tierparadieses, wird durch die Auswüchse der Nimrode im Automobil und vor allem im Flugzeug untergraben. Und mit dem Tiger, dem edlen Fürsten der blutdürstigen Wildarten, treibt man gar Schabernack: Tiger hat wohl mancher Maharadscha schon vom Federbett aus geschossen . . .

Aber mit dem stolzen Volk der Wildböcke und Wildschafe, die in der Einsamkeit der in den Wolken versinkenden Bergriesen hausen, lässt sich nicht so leicht fertigwerden! Die Nase des schneeweißen Wildschafs der alaskischen Gletscher oder des Steinbocks des Himalayas rümpft sich meines Wissens nach noch nicht vor Benzingeruch. Wer mit ihnen ins Gespräch kommen will, muss zu ihnen hinaufsteigen. Und zwar auf den eigenen zwei Beinen. Jedes Bergwild muss man sich ehrlich erarbeiten. Deshalb halte ich sie unter meinen Trophäen für die wertvollsten. Und deshalb antworte ich auf die oft gehörte Frage, was denn in jagdlicher Hinsicht mein größter Wunsch, mein sogenannter „Wunschtraum" wäre:

— Eine vollständige Sammlung je eines ausgezeichneten männlichen Exemplars der weltweit lebenden Wildbock-und Wildschafarten.

Nur gibt es mit diesem Wunschtraum ein Problem. Und zwar das, dass dieser Wunsch offensichtlich zu ewigem Traum verurteilt ist. Denn dieser Wunsch ist nicht neu, und ich war auch nicht der Erste, der ihn geträumt hat. Vor mir haben ihn schon einige geträumt, Anhänger Nimrods, die bedeutender und erfahrener waren als ich. Doch auch ihr Traum konnte nicht Wirklichkeit werden.

Unter den namhaftesten Gebirgsjägern, die an den meisten Orten gewesen sind, den wahren Lehrmeistern der Wildböcke und Wildschafe, kannte ich selbst einige. Den Engländer H. C. Maydon und den Amerikaner Kermit Roosevelt sowie den Prinzen Demidov, den russischen Jäger von großer Erfahrung. Jahrelang bestiegen sie die himmelhohen Hänge des Himalayas, der amerikanischen Rocky Mountains, des abessinischen Simien oder des chinesischen Tienschan. Sie bestiegen sie so lange, bis ihnen die Beine wehtaten, bis sie darüber alt wurden. Sie erwarben sich zwar schöne Sammlungen. Dem einen gelang dieser seltene Bock, dem anderen jenes Schaf. Doch die vollständige Kollektion – die blieb weiterhin ein Traum. Und ich bezweifle stark, dass ihre Verwirklichung irgendeinem der heutigen Waffenträger gelingen würde. Dazu ist – außer viel Geld – eine außergewöhnliche Gesundheit, ein langes, freies Leben und vor allem ein ungestörter Weltfriede nötig! Heute jedoch, wo die Grenzschranken teils heruntergelassen sind, teils nur schwer hochgezogen werden, darf man von so etwas nicht einmal träumen.

Schreiben jedoch darf man. Besonders ein alternder Jäger wie ich, der immer mehr darauf angewiesen ist, im flackernden Feuer seiner Erinnerungen nach einem kleinen Rest Glut

zu stöbern . . .

Wir sind soeben übereingekommen, dass wir uns vor allem kurz in der Welt der Wildböcke umsehen. Um die Wildschafe wollen wir uns diesmal gar nicht kümmern. Über meine wenigen Erfahrungen unter ihnen – ich habe nur drei Arten der etwa fünfzehn Arten von Wildschafen der Welt geschossen – habe ich bereits in meinen früheren Schriften berichtet. Beschränken wir uns also auf die Wildböcke, richtiger gesagt auf die nur aus fünf Mitgliedern bestehende, aber umso vornehmere Gruppe der zwölf Wildbockarten unserer Erde: die Steinböcke.

Obwohl sie alle fünf nahe Verwandte sind, haben sie sich ziemlich weit voneinander entfernte Heimatgebiete gewählt. Zwei von ihnen sind Europäer, zwei Afrikaner, und der fünfte – der schönste – ist asiatischer Bewohner. Letzterer, den die Naturgeschichte den Sibirischen Steinbock (Capra sibirica) nennt, durchstreift die Bergriesen Zentralasiens, vom Altai bis zum Himalaya. Etwa in der Mitte dieser gewaltigen Entfernung, auf den fünftausend Meter hohen Gipfeln des Tienschan, der die Westgrenze Chinas bildet, wachsen die Exemplare mit den größten Hörnern heran. Und wenn es mir schon nicht vergönnt war, auf diesen Bockkönig zu jagen, so darf ich mich wenigstens damit rühmen, dass es meinem verstorbenen amerikanischen Freund Kermit Roosevelt gelang, denjenigen mit dem längsten Horn, den Rekordbock, zu erlegen. Das fast anderthalb Meter lange (147,2 cm) sichelförmige Horn, die Zierde des New Yorker Museums, habe ich mit Ehrfurcht und triefendem Speichel bewundert.

Der Größe nach folgt der Abessinische Steinbock (Capra walie), in seiner Heimat „Walia“ genannt. Er ist am Körper kaum kleiner als der Sibirische, die Form seines Horns ist jedoch etwas anders; ein längeres als ein 100-cm-Stück ist noch niemandem gelungen zu erbeuten. Übrigens gilt das Horn des Walia-Bocks als eine der seltensten afrikanischen Trophäen. Ich könnte wohl an den Fingern einer Hand die Auserwählten des Glücks abzählen, deren Sammlung diese weiße Krähe ziert. Er haust auf den beinahe unzugänglichen Zinken des nordabessinischen Simien-Gebirges. Wenn er doch einmal vor die Flinte kommt, stürzt er meist in einen so bodenlosen Abgrund, aus dem er gar nicht mehr heraufgeholt werden kann. Oder wenn es doch gelingt, dann gewöhnlich mit beim Sturz zerschmettertem, zumindest stark beschädigtem Horn. Man kann sich vorstellen, was für ein Stolz ein völlig unversehrtes Walia-Horn für jene wenigen Jäger ist.

Es bleiben die restlichen drei Arten des Steinbocks: Der in den Pyrenäen sowie auf den Zinken der spanischen Sierra de Gredos und Sierra Nevada lebende Spanische Steinbock (Capra pyrenaica), der im Schatten des Mont Blanc, im italienischen Gran Paradiso heimische Europäische Steinbock (Capra ibex), und schließlich der Bewohner der Gebirgskette, die das Westufer des Roten Meeres säumt: der Nubische Steinbock (Capra nubiana). Ich hatte nur das Glück, mit den letzteren beiden Arten nähere Bekanntschaft zu schließen. Das waren also seinerzeit jene beiden ausgestopften Köpfe, deren vorwurfsvoller Blick mich dazu brachte, die einstigen „Zwei Böcke“ zu schreiben.

Und da ich vom „Europäer“ bereits gesprochen habe, bleibt der letzte: der Nubier. Im Frühjahr 1939 begegnete ich ihm – von Indien kommend. Wer etwa mein indisches Tagebuch „Nahar“ kennt, konnte im zweiten Band der Erstausgabe auf Seite 377 vor meiner Abreise aus Indien dies lesen:

— „Denn vorerst bereiten wir uns noch gar nicht auf Europa vor, wir reisen nur bis Suez. Von dort planen wir noch eine kurze afrikanische Expedition. Wir möchten den berühmten Steinbock der ägyptischen Berge am Ufer des Roten Meeres, den nubischen Ibex, erbeuten. Die notwendigen Vorbereitungen haben wir bereits getroffen. In der Nähe von Suez erwartet uns unsere aus acht Kamelen bestehende Karawane . . .“

Nun, darum wird es gehen. Um die AchtKamel-Karawane und um den Bedein, den nubischen Steinbock. Obwohl ihn die Wissenschaft als „Nubier“ taufte, beschränkt sich seine Heimat nicht nur auf Nubien. Er kommt in einigen Gebirgsketten Ägyptens vor, ferner in Tunesien, auf der Sinai-Halbinsel, in Palästina und sogar in der südarabischen Provinz Hadramaut. Es wäre jedoch ein Irrtum daraus zu schließen, dass der Bedein der Araber etwa ein gewöhnliches, auf Schritt und Tritt anzutreffendes Tier sei.

Alle Wildbockarten sind selten, und der Nubier bildet da keine Ausnahme. Auch über ihn kann ich eine kleine Biografie schreiben, obwohl ich nicht weiß, in welchem Verhältnis er zu den Pharaonen lebte. Auf dem beigefügten, etwa dreitausend Jahre alten Bildchen – es stellt Untertanen dar, wie sie dem wer-weiß-wievielten Ramses mit verschiedenen Gaben huldigen – sehen wir jedenfalls auch den Bedein. Er wird an der Leine geführt und schreitet keck zwischen den für den Pharaon bestimmten Geschenken dahin. Zweifellos ist er ein Tier von vornehmer Vergangenheit, ja ein historisches Tier. Seit Urzeiten beschäftigt er die Fantasie der Ägypter, Nubier, Palästinenser – von Jägern, Steinmetzen und Zeichnern gleichermaßen. Auf den Jagdszenen der aus der Zeit der Dynastien erhaltenen jahrtausendealten Reliefs und Felsritzungen begegnen wir immer wieder der charakteristischen Gestalt des krummgehörnten Steinbocks. Er muss also einst in den Ländern des Unteren Nils wohlbekannt gewesen sein.

Heutzutage steht die Sache natürlich anders. In Ägypten gab es – zumindest zu meiner Zeit – noch kein ordentliches Jagdgesetz. In „Allahs Garten“ durfte jeder nach Belieben gärtnern. Es ist reiner Zufall, dass die Nachkommen der Steinböcke der Pharaonen nicht bis auf den letzten von den in Ägypten zu Gast weilenden weißhäutigen „Gärtnern“ ausgemerzt wurden. Das wäre fast auch gelungen, denn vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs war der Steinbock auf ägyptischem Gebiet so gut wie unbekannt. Und dass er heute wieder vorkommt, und zwar zeitweise in recht stattlicher Zahl, ist das Verdienst des ägyptischen Prinzen Kemal ed Din, des zwischen den beiden Weltkriegen verstorbenen berühmten Wüstenforschers. Dieser gelehrte Naturfreund nahm den dem Aussterben nahen Bedein unter seinen Schutz.

Etwa siebzig Kilometer südlich von Kairo, in einer unbewohnten, leblosen Wüste, schlängelt sich ein langes, hin und her windendes Wadi (zeitweiliges Flussbett) in Richtung des Niltals. Jenes Tal – dessen wenige wasserarme Felsbrunnen Tränkstellen für wandernde Karawanen und Beduinenhirten waren –, jenes Wadi Rish-Rash wählte Kemal ed Din vor etwa fünfundzwanzig Jahren als Zufluchtsort für die Steinböcke aus. Mit hartgesottenen albanischen Wildhütern ließ er das lange Wadi und seine beidseitige Umgebung abriegeln. Ein ungebetener Gast darf seitdem keinen Fuß mehr hineinsetzen. Weder Jäger noch Hirte, noch die unzähligen Hirtenhunde der Beduinen, die weit herumstreunen und mit Vorliebe jedem Wild nachstellen. Der geringe Rest der Steinböcke fand bald das geschützte Tal.

Er gewöhnte sich daran, siedelte sich an und vermehrte sich im Laufe der Jahre prächtig. Seit dem Tod des Tierschutzgelehrten wurden die Steinböcke des Wadi Rish-Rash der Sorge des ägyptischen Polizeichefs Sir Thomas Russel Pascha anvertraut. Diesem freundlichen Engländer – der in Anbetracht seines Pascha-Ranges wohl nicht einmal in seiner Badewanne den roten Tarbush absetzt – begegnete ich mehrmals. Er erzählte mir viel Interessantes über die Machenschaften der Rish-Rash-Steinböcke:

— Während der Paarungszeit im September/Oktober – sagte er – haben wir die meisten unserer Bedein. Dann kommen sie sogar aus den sudanesischen Bergen zu uns herunter. In Steinbock-Kreisen ist das Rish-Rash zu einem beliebten Treffpunkt geworden, zu einem wahren Tal der Freude. Wahr ist, dass auch viele von uns wegwandern, sie verlassen die sichere Grenze des Schutzgebiets und lassen sich unbesonnen totschießen oder

werden zur Beute der Beduinen-Schlughi-Hunde. Es kommt vor, dass noch vier-bis fünfhundert Kilometer vom Rish-Rash entfernt ein Bock geschossen wird, den wir an seinem Gehörn zweifellos als einen Bedein aus dem Schutzgebiet erkennen . . .

Im Weiteren möge für mich mein direkt vom Ort berichtendes Tagebuch sprechen:

25. März 1939.

Sie wollen uns kaum vom Schiff lassen. Ein streitsüchtiges Völkchen ist das, diese Suez-Hafenbehörde. Und was für Augen sie hat! Kaum dass sie einen Blick in unsere Pässe wirft, bemerkt sie schon, dass ihre Frist am 15. abgelaufen ist. Dass sie nicht mehr gültig sind. Mit verblichenen Pässen ist es jedoch verboten, an Land zu gehen.

Vergeblich erkläre ich: Verzeihung, meine Herren, vor zwei Wochen, als wir in Bombay an Bord gingen, waren dies noch tadellose, ja man könnte sagen blühende Pässe, sie strotzten regelrecht vor Gesundheit, niemand konnte ahnen, dass ihre Stunde so bald schlagen würde. Am Abend fehlte ihnen noch nichts, und als der Morgen graute – waren sie abgelaufen. Genau mitten auf dem Indischen Ozean. Hier lagen sie auf meinem Kabinentisch, totenbleich, ungültig . . .

— Warum haben Sie sie nicht verlängert? — herrscht uns der braunhäutige Zollbeamte mit dem roten Tarbush an.

— Auf diesem Schiff gibt es zufällig keine ungarische Gesandtschaft — rechtfertigen wir uns —, und unterwegs haben wir auch keine gefunden, weder in Aden noch in Dschibuti. Wir haben keine Ahnung, wo die ungarischen Vertretungen entlang des Roten Meeres geblieben sind . . .

— Na und in Bombay? — bohrt er weiter — gibt es dort etwa auch keine?

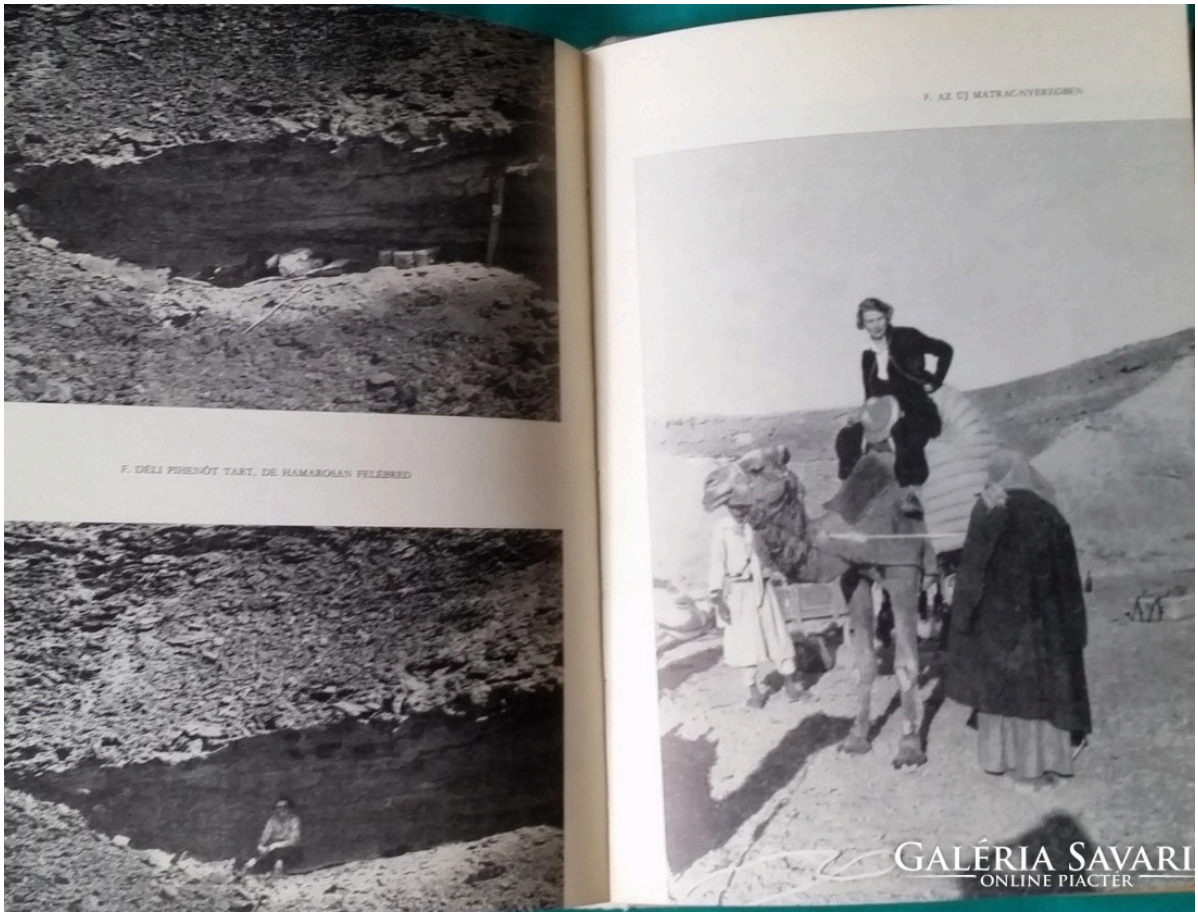
— Genau so ist es, mein Freund, dort gibt es auch keine. Beziehungsweise gibt es eine, aber nur ein Konsulat. Das heißt, es gibt sie noch nicht, denn der Konsul ist nach Kalkutta gereist. Und dass wir wegen zwei Verlängerungen hinterherreisen, das kann nicht einmal Seine Majestät Faruk verlangen. Lassen Sie uns aussteigen, und zwar sofort!

Sie lassen uns nicht. Warten Sie, sagen sie. Sie fertigen alle anderen Passagiere ab, dann ziehen sie sich in die Schiffsbars zur Beratung zurück. Ob sie uns lassen sollen oder nicht? Wir sitzen auf unseren Koffern und warten. Mit dröhnendem Kopf und noch immer flauem Magen, denn das Rote Meer ist diesmal übel mit uns umgegangen. Auf den Koffern sitzend beobachten wir die limonadetrinkende und beratende Behörde und denken dabei darüber nach, dass die hinuntergleitende Limonade wesentlich besser schmeckt als die, die wieder nach oben drängt . . .

Doch lassen wir die bitteren Erinnerungen. Die vereinte Wirkung unserer verschiedenen Empfehlungsschreiben und der im Hafen auf uns wartenden „Hof-Automobile“ gibt den Ausschlag doch noch zu unseren Gunsten. So sehr, dass wir schließlich unter dem strammen Salutieren der Behörden an Land gehen – wenn auch als Herren mit mangelhaften Pässen, ansonsten aber vollkommen rehabilitiert.

Herren – sage ich –, denn wir sind zu zweit mit F., meinem Reisebegleiter aus „Nahar“. Von unserem erfolgreichen indischen Ausflug heimwärts strebend, machen wir gerne den Umweg über Ägypten. Nicht nur wegen des in Aussicht gestellten Steinbocks, sondern unter anderem auch wegen der Pyramiden – F. war nämlich noch nie in Ägypten!

Suez–Kairo sind etwa einhundertvierzig Kilometer. Die Landstraße, die die beiden Städte verbindet, könnte ich mit zwei alten Sprichwörtern charakterisieren: gerade wie eine gezogene Kerze und eintönig wie das Lied der Bendas. Zwei große dunkelblaue Automobile verbrauchen fleißig ihre Wüstenkilometer, es sind die Wagen unseres erhabenen Gastgebers, Prinz Jussuf Kemal. Er hat zwei für uns geschickt, der hintere kommt jedoch leer, da wir den Großteil unseres Gepäcks – glücklicherweise – auf dem Schiff gelassen haben; möge es sich bis Triest damit abmühen.



Ursprünglich hatten wir geplant, erst gar nicht nach Kairo hineinzufahren. Hier, an dieser Kerzengeraden von Landstraße, hätten wir unsere Kamelkarawane treffen sollen, und zwar beim Kilometerstein neunundsiebzig. Von hier aus wollten wir zum Steinbockgebirge aufbrechen. Doch am Mittag, bei der Landung, erfuhren wir, dass unsere Kamele irrtümlich für morgen bestellt worden waren!

Für die Nacht müssen wir also in die Hauptstadt hineinhuschen. Wir erfahren auch erst jetzt, dass unser Gastgeber auf sein Landgut reisen musste, und so quartieren wir uns statt im prinzlichen Palast in einem Hotel ein. Obwohl wir das Fernbleiben unseres Gastgebers aufrichtig bedauern, freuen wir uns riesig über die Nachricht von den Hotelzimmern. In einem Hotel werden wir nämlich viel unabhängiger sein, auch die verschiedenen Sehenswürdigkeiten sind näher als vom außerhalb der Stadt gelegenen Palast in Mataria.

Die Landstraße ist leer, die Hälfte haben wir schon hinter uns, aber wir sind noch keinem einzigen Fuhrwerk begegnet, nicht einmal einem Kamel. Wüsteneinsamkeit schweigt um uns herum. Nur unsere zwei dunkelblauen Wagen summen und lassen in ihrem Gefolge einen endlosen gelben Staubschweif wachsen.

Über das bunte Treiben des nächtlichen Kairos habe ich in meinen früheren Büchern bereits zweimal berichtet, diesmal mache ich mir also nicht die Mühe damit. Scheinbar hat sich nichts geändert, seit ich vor drei Jahren hier war. Die Dragomane des Shepheard's

Hotels in ihren Seidenkaftanen sind genauso aufdringlich, und auch die Pyramiden stehen noch an derselben Stelle wie damals. Und doch konnte ich sie vorhin kaum finden.

Es ist nämlich Nacht. Und zwar eine so stockfinstere, dass ich sie zu Recht als ägyptisch brandmarken könnte, wenn ich mich nicht scheuen würde, in den Fehler unnötigen Wortschwalls zu verfallen. Als wir uns dem Mena House in Gizeh nähern, sehen wir nicht einmal den Schatten der einhundertfünfzig Meter hohen Pyramide des alten Cheops – ich schäme mich fast vor F., dem ich seit einer Viertelstunde jede Minute eine Pyramide verspreche.

Und nun stehen wir vor dem Mena House, sozusagen am Ort des Geschehens, und – keine Pyramide da. Die Lage ist peinlich, bringt mich regelrecht in Verlegenheit. Ich fürchte schon beinahe, man habe die weltberühmte Pyramide gestohlen, oder vielleicht haben amerikanische Touristen sie gekauft und als Andenken mit nach Hause genommen. (Denen ist das zuzutrauen.) Als sie sich dann schließlich doch aus der Nacht herausschält, atme ich regelrecht auf. Na siehst du – sage ich zu F. –, wenn ich einmal etwas verspreche . . .

Dieser in der Nacht versunkene Cheops ist auch für mich neu. Ich war einige Male hier zum Pyramiden-Schauen – bei Sonnenlicht und Mondschein, im Morgengrauen und in der Abenddämmerung, auf Kamel-und sogar Eselrücken, im Auto und sogar zu Fuß. Kairoer Vergnügungen enden meist damit, dass jeder seine Begleitung nimmt und nach Gizeh fährt, um Pyramiden zu schauen. Aber Pyramiden zu suchen, daran kann ich mich nicht erinnern . . .

Man sagt, dass nachts alle Kühe schwarz sind. Nun, aber eine so schwarze Kuh, wie es die Sphinx heute ist, kennt wohl nicht einmal das Sprichwort. Vergebens habe ich F. jenes berühmte, geheimnisvolle Sphinx-Lächeln versprochen; nicht einmal der Kopf des Wunder-Idols ist recht zu sehen, geschweige denn die allwissenden Züge seines zerfressenen Steingesichts. Wir gehen auch weg von hier, denn früher oder später fallen wir noch in die Wolfsgrube eines wissenschaftlichen Totengräbers. Hier finden nämlich auf Schritt und Tritt Ausgrabungen statt, internationale Leichenräuber wetteifern miteinander, schnüffeln im Schatten der großen Sphinx nach einem neuen Tutanchamun. Um diese Zeit haben sie sich natürlich schon verzogen, schnarchen drinnen in ihren bequemen Betten im Mena House und kümmern sich nicht um die nächtlichen Besucher, die sich beinahe den Hals brechen in den internationalen Schützengräben der Wissenschaft. Der eine oder andere Mumien-Plünderer hatte noch so viel Anstand, wenigstens seine eigenen Löcher mit Stacheldraht einzuzäunen. Obwohl ihn dabei keineswegs der humane Gedanke an die Sicherheit der nächtlichen Gäste leitete. Sondern ausschließlich seine eigene schmutzige Eifersucht: damit nicht irgendein wissensdurstiger Kollege heimlich eine Pharaonenrippe aus seinem Loch stibitzt.

Von Gizeh aus fahren wir noch auf den Berg Mokattam und genießen von den Bastionen der Zitadelle aus die unter uns funkelnde Millionenstadt. Wir stellen fest, dass man eine Stadt nur am Fuße eines Berges bauen darf. Damit man etwas hat, von dem aus man auf sie herabblicken kann. Denn die Höhe der Vogelperspektive verschönert jede Stadt. Besonders nachts. Und während wir in die Flut der dort unten blitzenden bunten Leuchtreklamen blicken, stellen wir auch fest, dass – ach, was für ein herrlicher Anblick das sein muss für den, der nicht lesen kann! Denn für den funkelt dort unten keine Abführmittel-Anzeige oder Autoreifen-Rekord – sondern ein wundervoller Feengarten prachtvoll leuchtender Blumen.

Unten am Fuße des Berges bezahlen wir das Taxi, wir schlendern zu Fuß nach Hause, die lange, gerade Andrássy-Straße entlang, die auf Arabisch Scharia Mehemet Ali heißt. Die

Luft ist lauwarm, geschwängert mit der süß-herben Mischung ägyptischer Düfte und Gerüche. Um diese Zeit ist die Stadt still, der große Verkehr erstirbt. Und da die Beutelschneider der nächtlichen Straße in ihren langen Gewändern lautlos barfuß gehen, begleitet uns fast nur das Klappern unserer eigenen Schuhe. Und das Wortgefecht der wenigen, aber dennoch unterschiedlicher Meinung seienden Turmuhren Kairos, die über Mitternacht debattieren. Morgen um diese Zeit – wenn Allah es will – werden wir unter einem Zelt schlafen.

Kairo, Shepheard's Hotel, 26. März 1939.

Ich sagte bereits, dass F. noch nie in Ägypten war, es gibt hier für ihn also einiges zu besichtigen. Und da man dafür einige ruhige Tage braucht, fangen wir heute gar nicht erst damit an, sondern verschieben den Museums-und Moscheebesuch auf die Zeit nach der Jagd. Den heutigen Vormittag verbringen wir mit planlosem Hin-und Hergelaufe: Kauf von vielerlei, größtenteils unnötigem Kram, Schiffskartenbestellung und natürlich die Verlängerung unserer abgetakelten Pässe. F. hat sich mit einem ganzen Stoß Lehrbücher beladen, er plant, sich eine gewisse Tutanchamun-Vorbildung anzueignen. Er beabsichtigt, einen Schnellkurs in Ägyptologie zu absolvieren. Er sollte sich lieber in „Steinbockologie" fortbilden. Ich möchte wetten, er weiß noch immer nicht, wie viele Arten von „echten Steinböcken" wir kennen. Ich wage es gar nicht zu fragen, denn wenn er es zufällig nicht wüsste, müsste ich sie erneut aufzählen. Dann würde mich der Leser wohl kaum nicht zu Boden werfen.

Gegen Mittag verlassen wir das Hotel. Mit viel Plunder, bewaffnet, mit Tropenhelmen, wie Afrika-Jäger – unter dem neugierigen Halsrecken der auf der Terrasse trinkenden internationalen Touristengesellschaft. Zweifellos halten sie uns zumindest für Löwenjäger. Wir machen uns auch wichtig, bemühen uns, der Erwartung zu entsprechen, und setzen ein kühnes Draufgängergesicht auf. Ich weiß, sie werden rümpfen, wenn herauskommt, dass wir wohl nur friedfertige Steinbockjäger sind. So wie dieser Portier eine Schwatzbase ist, wird er uns sicher entlarven. Die Stadt verlassend fahren wir über Mataria, dann über Heliopolis hinaus auf die Landstraße Richtung Suez. Nach etwa dreißig Kilometern biegen wir von ihr ab, wenden uns nach Süden, mitten in die Wüste hinein. Anfangs geht dieser holprige Feldweg noch an. Später jedoch verschlechtert er sich zu einem immer unwegsameren Pfad, verschwimmt zu einer kaum erkennbaren Spur und verliert sich schließlich ganz.

Wir holpern nun ohne jede Spur den in der Ferne gelb schimmernden, nur allmählich näher kommenden Bergen entgegen. Unser ursprünglicher Plan – wonach wir die Hamla (Karawane) auf der Landstraße hätten treffen sollen – hat sich geändert, und wir beabsichtigen nun, zwecks Zeitgewinn direkt bis zum Lagerplatz zu fahren. Vorausgesetzt, unser Wagen versagt in der Zwischenzeit nicht den Dienst.

Laut Fahrer liegt unser Lager einhundertfünfundzwanzig Kilometer von Kairo entfernt. Bisher haben wir noch nicht einmal die Hälfte bewältigt, und der Weg – beziehungsweise das Gelände, denn von einem Weg fehlt längst jede Spur – widersetzt sich dem Autofahren immer mehr. Schon zweimal sind wir eingesunken und in einer Sandwehe stecken geblieben, aber glücklicherweise gelang es uns, den Wagen freizuschaufeln. Jetzt behindern uns unerwartete Abgründe und geröllhaltige Hügelhänge; wir müssen sie umfahren und dazwischen einen geeigneten Durchlass suchen.

Gelbe Wüstenöde breitet sich trostlos um uns herum aus. Abgesehen von ein paar verkümmerten Selim-Sträuchern zeigt sich nicht die geringste Spur von Leben. Ein heißer, mit Sandstaub geschwängerter Wind peitscht uns ins Gesicht – der Atem der Sahara.

Endlich erreichen wir den Fuß der gelben Berge. Eine sandige Schlucht öffnet sich zwischen ihnen, durch die wir uns mühsam hineinarbeiten. Hier kommen wir schon etwas leichter voran; der Talboden verbreitert sich, wird ebener, es gibt weniger Steine und der Sand ist flacher. Auch die Thal-Akazien, die hier und da zwischen den Selim-Sträuchern dahinkümmern, mildern die trostlose Wildnis.

Es dämmert bereits, als in der fahlen Eintönigkeit der Ferne zwei giftgrüne Punkte auftauchen – unsere zwei Zelte! Die um sie herumeilenden Gestalten, die in der Nähe stehenden und lagernden Kamele sowie der blassblaue Rauchhauch des Lagerfeuers schälen sich erst danach heraus. Wir halten vor echten afrikanischen Jagdzelten. Zwar sind sie noch nagelneu und wirken ein wenig wie der neue grüne Hut auf dem Kopf eines städtischen Sonntagsjägers – dennoch sind sie ganz nach meinem Geschmack!

Über ein solches Lager kann sich nur derjenige wirklich freuen, den viele unvergessliche Erinnerungen der Vergangenheit an ein solches windiges Zigeunerdasein binden. Und wer zudem gerade aus Indien kommt, aus den elektrisch beleuchteten Zeltpalästen der maharadschaischen Tigerjagd-Camps mit ihren Blaskapellen. Auch F. ist begeistert, schließlich kommt er zum ersten Mal in seinem Leben in ein vorschriftsmäßiges Jagdzelt, von dem ich ihm so viel erzählt habe und das er in Indien vergeblich suchte. Nur das schöne, glänzende Stadtauto stört die Stimmung ein wenig; es passt hierher wie der Samtsattel auf den Esel eines Zigeuners. Aber es lädt gerade nur ab und dreht dann auch schon wieder um; es nimmt die hierher nicht gehörenden Faktoren der Zivilisation wieder mit sich. (Denn die hierher gehörenden – die Gummibadewanne, den Vorführapparat und ähnliche wildnisverbessernde Kleinigkeiten – lässt es klugerweise hier.)

Allen voran muss ich Mahmud vorstellen; denn über Mahmud habe ich mich noch mehr gefreut als über die Zelte! Mahmud ist nämlich ein alter Freund von mir. Uns verbinden nun schon drei Jahre alte Erinnerungen an meine libysche Wüstenexpedition. Mein Buch „Rollender Sand“ handelt von jener Reise, der Reise der „Dreier“. Mit drei Lastwagen brachen wir damals in die Wüste auf; wir waren drei Weißhäutige und hatten auch drei schwarze Begleiter. Von den drei Schwarzen war Mahmud einer, eben jener brave Mahmud, der mir vor Freude nun schon seit fünf Minuten die Hand schüttelt. Damals hatten wir ihn als Diener, Koch und Faktotum eingestellt, und während der langen, ja stellenweise fast besorgniserregenden Wüstenüberquerung erwies er sich als so zuverlässiger und geschickter Mensch, dass ich ihn nach unserer Rückkehr nach Kairo für den Hof von Prinz Jussuf empfahl. Und siehe da: Der Prinz, durch dessen Güte wir hier jagen, hat zusammen mit den nagelneuen grünen Zelten auch Mahmud mitgeschickt.

Damals war er noch ein sehr zerlumpter, vor allem aber magerer Araber. Heute ist er bereits ein eleganter, gut genährter Diener mit feinen Manieren, der – wie ich höre – im Palast von Mataria im goldbestickten Prunkkaftan serviert. Doch seine vor Wiedersehensfreude lachenden Augen sind noch immer die des damaligen bescheidenen, ehrlichen Mahmud, mit dem wir seinerzeit unser knapp bemessenes tägliches Trinkwasser teilten.

Er stellt die übrigen herausragenden Mitglieder der Gesellschaft vor: Abdullah, den Koch, und Ibrahim, den Ober-Kabir. Dann gibt es noch etwa fünfzehn Kabir-Führer, zwei untergeordnete Personen, Hilfs-„Shikaris“, örtliche Steinbock-Experten, Camp-Faktoten und Kameltreiber. Und natürlich acht Kamele mit gelben Zähnen und sabbernden Mäulern. Kurz gesagt: Mahmud, Abdullah und Ibrahim. Das ist dasselbe, als würde ich zu Hause sagen: Jóska, Pista und Jancsi. Denn auf jeden transdanubischen Jóska kommen genau zwölf ägyptische Abdullahs. Es ist also kein Wunder, dass, wenn ich aus meinem Zelt nach Abdullah rufe, er zu fünft angelaufen kommt – lauter Abdullahs.

Sobald wir ausgepackt und uns grob eingerichtet haben, halten wir Kriegsrat mit Ibrahim, dem Ober-Kabir. Wir lassen uns in unsere bequemen Feldsessel nieder, in der Hand das Whiskyglas zum Sonnenuntergang, und Ibrahim hockt vor uns im Sand, eingewickelt in seinen langen, dunkelbraunen Kaftan und sein schmutziges Kopftuch. Das bisschen Arabisch, das ich während meiner einstigen Sudan-Expeditionen aufgeschnappt hatte, habe ich größtenteils vergessen, und Ibrahim versteht nur Arabisch. So reden statt unserer Mäuler eher nur unsere Hände. Und natürlich Mahmud, der mit seinen am Prinzenhof aufgeschnappten Englischkenntnissen zu dolmetschen versucht.

Ich halte mich für einen ziemlichen Menschenkenner. Ich schmeichle mir gerne damit, dass ich ab und zu durch das Sieb hindurchsehe. Durch das Sieb des menschlichen Auges. Außer natürlich, wenn ich mich irre. Aber jetzt irre ich mich wohl kaum, wenn ich diesen Ibrahim für einen mit allen Wassern gewaschenen, hinterhältigen Patron halte. Er hat ein unzuverlässiges Gesicht und einen heimtückischen Blick. Seine faltige Stirn ist eine Gesetzestafel vom Sinai, auf der alle zehn Gebote – in ihrer Übertretung – eingegraben sind.

— Gibt es viele Wildböcke? Wo ziehen sie umher? Haben Sie einen großen Bock unter ihnen gesehen? Wie könnte man an sie herankommen?

Doch aus Ibrahim gelingt es mir nicht, auch nur eine einzige brauchbare Antwort herauszulocken. Er zuckt die Achseln, verzieht den Mund, seine halb geschlossenen Augen blinzeln listig. Aus den Falten seines schmutzigen Gewandes holt er manchmal seinen dunkelbraunen, hageren Arm hervor und macht eine unbestimmte Bewegung in Richtung der Berge – er deutet an, wo der Bedein haust. Sein Mund öffnet sich jedoch nur selten zum Sprechen. Und wenn er sich öffnet, entschlüpft ihm meist nur ein einziges Wort: „Inshallah!“ – So Allah will!

— Sind Sie zuversichtlich —, fragen wir, — dass wir morgen Steinböcke treffen? — Inshallah! — Werden wir von diesem Lager aus jagen oder ziehen wir weiter in die Berge hinein? — Inshallah!

Nach alldem bleibt mir wahrlich nichts anderes übrig, als mich bei Allah zu erkundigen, denn Ibrahim brauche ich offensichtlich nicht zu fragen. Das einzige positive Ergebnis der langen Beratung: Morgen im Morgengrauen brechen wir auf, und zwar auf Kamelrücken.

Da fällt mir ein, dass ich zwar meine Kamele schon erwähnt, aber unsere Hunde und Hühner noch gar nicht vorgestellt habe. Wir haben zwei Hunde, Ibrahims Hunde. Windhundartige, unfreundliche Köter mit noch heimtückischeren Gesichtern als ihr Herr. Echte Slughi-Hunde, die angeblich den Jäger auf die Fährte des Steinbocks führen. Misstrauische Viecher, die offensichtlich an mehr Schläge als an Streicheleinheiten gewöhnt sind. Vor einem ihnen zugeworfenen Knochen weichen sie mit eingezogenem Schwanz seitlich aus. Über unsere zwölf Hühner hingegen kann ich mich nur voll des Lobes äußern. Schöne fette Vögel, die geradezu nach dem Kochtopf verlangen. Man sieht ihnen an, dass sie in einer prinzlichen Geflügelzucht aufgewachsen sind. Mit dem Kopf unter den Flügel gesteckt sitzen sie in geziemender Reihe oben auf der Zeltstange. Zwar malen sie ab und zu eine bunte Hieroglyphe auf die schöne grüne Leinwand, was kein gerade prinzliches Benehmen für ein Küken ist. Da sie jedoch nicht sehen können, was sie anstellen – sie haben ja den Kopf unter dem Flügel –, können sie kaum zur Rechenschaft gezogen werden. Und ohnehin verdienen sie Nachsicht, sie werden sich sowieso nicht mehr lange vergnügen können.

Zu zwölft haben sie die Hauptstadt verlassen, und siehe da, nur noch zehn hocken auf dem Zeltdach. Zwei von ihnen hat das Schicksal bereits ereilt; sie dampfen hier vor uns auf dem Teller. Und wie vorzüglich sie in dieser indischen Curry-Sauce sind, mit diesem hervorragenden braunkörnigen Reis! Abdullahs Kochlöffel hat sich wahrlich selbst übertroffen. Zum Abschluss bekommen wir noch Hallaua, diese in Holzschachteln verkaufte ägyptische Süßigkeit, die äußerlich dem Roquefort-Käse ähnelt und meines Wissens nach aus Honig, Mandeln, Pistazien und was weiß ich noch allem hergestellt wird – und obwohl man es nach dieser Beschreibung kaum glauben mag – schmeckt sie dennoch sehr gut. Nun rauchen wir satt und zufrieden unsere Pfeifen beim spielerischen Licht des knisternden Lagerfeuers und – schweigen mit Genuss. Bitte lächeln Sie nicht, denn Sie können nicht wissen, wie gut uns das tut. Am abendlichen Lagerfeuer zu schweigen! Nicht etwa, weil wir uns nichts zu sagen hätten. Aber wir kommen aus Indien, dem Land der übertriebenen Gastfreundschaft, aus glänzenden Maharadscha-Palästen. Dort konnten wir uns nur selten eine solche Wortlosigkeit mit Pfeife beim Blick ins Feuer erlauben, während man auf Träume wartet. Den Luxus des ungestörten Nachdenkens, des freien Schweigens . . .

Wir schweigen also und lauschen. Obwohl es in der Nacht der Wüste nur sehr wenig zu belauschen gibt. Eine riesige, unermessliche Stille lastet auf der schlafenden Einöde. Nur dieses karge Reisigfeuer knistert, und etwas weiter weg, um den anderen Gluthaufen herum, brummen unsere leise sprechenden Araber; hier hingegen, hinter den Zelten, würgen unsere wiederkäuenden Kamele. Und über uns, auf dem tintenblauen Feld des Himmelsgewölbes, schwärmen Afrikas Sternenheere.

27. März 1939. Erstes Lager

Es war ein herrlicher Schlaf in der frischluftigen, kühlen Nacht. Aber jetzt, da am östlichen Berggrat das erste Dämmern des anbrechenden Morgens ergrünt, tut die vereinte Wärme des Lagerfeuers und des dampfenden Tees noch besser. Mahmud und Abdullah eilen emsig um uns herum, auch die Treiber wecken ihre Kamele, das Lager erwacht zum Leben. Ibrahim und seine drei Helfer hocken jedoch noch unbeweglich um das Feuer: in Decken und Laken gehüllte, zerlumpte Ungetüme. Vor unser Zelt werden die für uns beide auserkorenen Reitkamele geführt. Sie kommen nicht gerne und versuchen dies durch die verschiedensten Kehllaute kundzutun. Besonders jetzt, da sie sich auf Befehl ihrer Treiber auf den Bauch niederlassen sollen.

— Chch! — kommandieren die Kameltreiber — chch!

Und sie rucken an dem Strick, der durch die Kamelnase gefädelt ist. Ein gutes Kamel kniet beim ersten „Chch“ nieder, beim zweiten legt es sich hin. Diese beiden jedoch tun so, als könnten sie gar kein Arabisch. Empört fletschen sie die Zähne, während aus dem Labyrinth ihrer siebenfachen Mägen ein Grollen aufsteigt, das an fernes Donnern erinnert. Erst als die Treiber das Nasenrucken durch ein paar mahnende Tritte gegen die Knie ergänzen, erst dann bequemen sie sich, den Befehl auszuführen. Mit einem tiefen Seufzer lassen sie sich auf den Bauch fallen.

Wir erklimmen ihre höckrigen Rücken. Doch bevor wir uns in dem auf Arabisch als „Sattel“ getauften Holzgestell einrichten können, springen sie mit einem plötzlichen Grunzen auch schon wieder auf. Ein bekannter Kameltrick; listige Kamele wollen so denjenigen, der auf ihren Rücken strebt, schon im Moment des Aufsteigens abwerfen. Der arme F. plumpst tatsächlich in den glücklicherweise weichen Sand. Und mir gelingt es nur deshalb, mich festzuhalten, weil ich in meinem Leben schon mit vielen hässlichen Kamelen zu tun hatte. Vergessen wir nicht, dass F. ein ausgezeichneter Reiter ist, der

selbst mit einem kapriziösen Pferd leicht fertig wird. Es ist also verständlich, dass er den hinterhältigen Anschlag des abgetakelten Kamels etwas übel nimmt.

Felrakodunk a kocsikra

— Macht nichts —, versuche ich ihn zu besänftigen, — ein lahmes Kamel ist immer noch mehr wert als ein Esel!

So lautet ein altes arabisches Sprichwort.

— Das kommt darauf an, wann —, antwortet er und betastet seine Seite, — beim Herunterfallen wohl kaum. Und da wir keinen Esel haben, hat dein Spruch ohnehin keinen Sinn. — Aber Verzeihung, ich erwähne es nur zur Ermutigung, und außerdem ist es nicht mein Spruch, sondern der der Araber. Man hat dich abgeworfen – ich hatte Mitleid mit dir – ich wollte dich trösten – das ist alles. — Tröste dein Kamel, nicht mich. — So ergeht es dem, der eine Frau in die Wüste mitnimmt. Am Ende hast du mich vielleicht sogar abgeworfen, nicht dein Kamel!

Das Ergebnis des scharfen Wortwechsels am Morgen: Wir reiten schweigend den Kabiren hinterher. Auch sie schweigen. Während des Ritts grunzen auch die Kamele nicht, ihr Gang auf Samtpfoten ist ohnehin geräuschlos. Ein kristallklarer, Körper und Seele erfrischender Morgen bricht an: Ein solches in Gold erstrahlendes Wüstensonnenaufgang ist phänomenal! Im Allgemeinen bin ich kein Freund der Wüste, aber die beispiellose Schönheit ihrer glorreichen Morgen muss ich anerkennen. Obwohl es auf dem Kamelrücken, besonders auf einem hölzernen Arabersattel gequält, nicht leicht ist, sich zu begeistern. Das „Wüstenschiff" versucht – besonders so am ersten Tag – die Naturbegeisterung dessen, der auf seinem Rücken sitzt, schon im Keime zu ersticken. Bald beschließen wir auch, unsere Glieder nicht länger auf dem scharfkantigen Sitz zu quälen. Lieber wollen wir fröhliche Wanderer sein als traurige Kamelreiter.

Doch es gelingt nicht so leicht, den Kabiren unser Vorhaben verständlich zu machen. Jedes Mal, wenn wir ein Zeichen zum Anhalten geben, rufen sie nur nach hinten:

— Malesch!

Auf Deutsch: macht nichts, egal.

Erst auf mein energischeres Auftreten hin sind sie bereit zu glauben, dass es uns sehr wohl nicht egal ist. Auf dem schmalen Pfad, der sich am kahlen, steinigen Berghang dahinschlängelt, erreichen wir bald den Grat. Der Nubische Steinbock hat sich – nicht umsonst das kleinste Mitglied seiner Verwandtschaft – auch kleine Berge als Heimat gewählt. Dies ist zumindest ein leicht zu erklimmendes, kaum ein paar hundert Meter hohes Zwerggebirge – wenn auch mit steilen Abgründen und fast senkrechten Felswänden verziert.

Wir kommen oben an und lassen uns auf Anraten der Kabire nieder. Wir finden uns damit ab, dass wir vorerst hier bleiben; unsere Ferngläser werden von hier aus die weithin sichtbare Umgebung absuchen, von hier aus werden sie den zwischen den Felsen heimlich schleichenden Bedein entdecken. Wahrlich, einen geeigneteren Aussichtspunkt hätten wir kaum wählen können. Und zudem ist die Luft so klar, dass fast noch die Unendlichkeit sichtbar wird. Wie ein in seiner Wellenbewegung erstarrtes, großes, gelbes Goldmeer, so breitet sich um uns herum die zerklüftete Einöde aus, Djebels und Wadis – Berge und Täler – in endloser Aufeinanderfolge. Und nach Osten, im im Nichts verschwindenden Dunst des Horizonts, schwebt die Ahnung eines etwas helleren Blaus als der Himmel: der Golf von Suez, das Tor zum Roten Meere.

Unsere Ferngläser leisten – wie es sich für in deutscher Präzision gefertigte Jenaer Ferngläser gehört – gründliche, gewissenhafte Arbeit. Wir teilen den Ausblick in zwei Teile: Einen nimmt F.s Gucker in Arbeit, den anderen meiner. Punkt für Punkt gehen sie vor, jeden Felsspalt, jedes Zwerggebüsch untersuchen sie minutiös, gründlich, genau wie das Mikroskop des Arztes bei der Bakteriensuche. Und wenn jeder von uns mit seiner

Hälfte fertig ist, tauschen wir die Geländestücke, und zur Sicherheit durchforscht jeder auch noch das des anderen.

Aber trotz aller Systematik, trotz des besten deutschen Fernglases: Nicht nur kein Steinbock, nicht einmal ein einsamer Wildvogel zeigt sich in dieser weiten Steinheimat. Ibrahim scheint das jedoch offensichtlich nicht zu interessieren. Wortlos, ja ich könnte sagen teilnahmslos, starrt er vor sich hin und betrachtet schwermütig den fast unbeweglich hängenden Rauchfaden seiner Zigarette.

— Mafisch bedein! — sage ich zu ihm — kein Steinbock! Was sollen wir tun? Sollen wir hier ausharren oder lieber weitergehen zu einem anderen Aussichtspunkt? Wäre es vielleicht wert, auch jenes entferntere, von hier aus nicht einsehbare Tal zu untersuchen? — Inshallah! — flüstert er und stößt dabei einen unendlich tiefen Seufzer aus. Daraus kann ich dann verstehen, was mir beliebt. Der Geschwätzigkeit könnte ich Ibrahim wahrlich nicht bezichtigen. Das muss ich ihm zugutehalten. Ein wortkarger Mensch, aber dieses Wenige wiederholt er wenigstens fleißig.

Ich frage ihn auch nicht weiter, mehr als ein weiteres Inshallah locke ich ohnehin nicht aus ihm heraus. Lieber mache ich ihm begreiflich, dass er seine drei Kabir-Gefährten in verschiedene Richtungen zu entfernteren Beobachtungspunkten ausschicken soll. Und wenn einer von ihnen etwas bemerken sollte, soll er es sofort signalisieren. Wir behalten sie von hier aus im Auge und eilen im Bedarfsfall herbei.

Unsere drei Kamele lagern im Schutz eines geeigneten kleinen Kessels und lassen das nun schon vier Tage alte, noch im heimischen Stall hineingezwungene Trinkwasser von einem Magen in den anderen glucksen. Ein Kamel muss man nämlich, besonders wenn die Nächte so kühl sind, nur einmal pro Woche tränken. Ich sagte bereits, dass die Zahl seiner Mägen sieben ist, und diese nutzt es in solchen Zeiten, während der Wüstenwanderung, als aufeinanderfolgende Wassertanks.

In der Nähe unseres derzeitigen Lagerplatzes gibt es kein Wasser. In auf Kamelrücken gebundenen Wasserschläuchen hat die Hamla (Karawane) nur einen Vorrat für etwa drei bis vier Tage mitgebracht. Übermorgen müssen wir also unbedingt weiterziehen, wir müssen den nächsten Brunnen oder die nächste Felsquelle erreichen, die in dieser kargen Heimat wahrlich nicht in jedem Gebüsch wachsen. Wir beide haben zwar leicht reden, wir haben für unseren eigenen Gebrauch Kairoer Mineralwasser mitgebracht. Aber der Wasserbedarf unserer Eingeborenen und des Kochs sowie unserer Badewanne wird bis übermorgen erschöpft sein. Früher oder später trocknet selbst der siebenfach geprüfte Kamelmagen aus.

Der Tag neigt sich dem Nachmittag zu. Aber wir späḧen noch immer an der gleichen Stelle. Inzwischen haben wir zweimal Gabelfrühstück gehalten, fünfmal den Ausblick abgetastet, ja im Schutz eines schattigen Felsens sogar ein Nickerchen gemacht, doch auf die Aufregungen der versprochenen Jagd warten wir vergeblich. Auch die fernen Beobachter hocken unbeweglich auf ihren Posten, und wenn mein Fernglas nicht trügt, schlafen sie mehr, als sie Wache halten. Heute sage ich noch nichts. Als Gast will ich mich nicht mit Ibrahim streiten. Aber wenn er etwa damit rechnet, dass er diese ziellose Sonnenkur morgen mit uns fortsetzt, dann werde ich Arabisch, das heißt Ungarisch mit ihm reden. Wie ich sehe, treiben diese Kabire Schabernack. Es ist ihnen völlig egal, ob wir Wild sehen oder nicht. Für sie ist das offensichtlich auch Malesch.

Als die Sonne sich anschickt unterzugehen, wirft Ibrahim seine den ganzen Tag über qualmende Zigarette weg und rappelt sich auf. Er streckt sich ausgiebig, gähnt noch ausgiebiger und erklärt dann, dass wir nun den Heimweg antreten können. Denn heute ist

Mafisch Bedein – kein Bedein! — Wenn Allah will, dann morgen! „Inshallah bukhra!“ Na, das habe ich fast erwartet. Dieses Bukhra. Während meiner Sudan-Expeditionen hatte ich wahrlich Gelegenheit, die Bedeutung des arabischen „Morgen“ zu lernen. Bukhra bedeutet zwar wörtlich „Morgen“, ist aber aus dem Munde eines Kabirs nicht so zu verstehen. Eher als so etwas wie das ungarische „majd“ (irgendwann)! Kurz gesagt, nur so ein imaginäres Morgen, an dem es vielleicht irgendwann, aber möglicherweise auch niemals tagt.

Wir schlendern zu Fuß nach Hause. Der Weg ist kurz, nicht mehr als ein eineinhalbstündiger Spaziergang, man kann nicht einmal müde dabei werden. Und wie viel gesünder es ist als das Kamelreiten! Als wir beginnen, vom Berg hinunterzusteigen, erreicht die Sonne gerade den westlichen Horizont. Und genau wie eine große Goldmünze, so rutscht sie in den ewigen Automaten des Morgens – des Bukhra – hinein. Wozu wird sie wohl zurückkehren? Zu einer glücklichen Steinbockjagd?

28. März 1939. Erstes Lager

Wir haben beschlossen, heute gar nicht erst hinauszugehen. Die Kabire sollen an unserer Stelle die Geländeerkundung vornehmen. Sie sollen die aussichtsreichsten Anhöhen besetzen, und falls es ihnen gelingen sollte, einen schusswürdigen Steinbock ausfindig zu machen, sollen sie sofort einen Boten nach uns schicken. Zu diesem Zweck nehmen sie auch zwei berittene Kamel-Kuriere mit sich. Dieser Ruhetag steht uns sehr gut an. Auf dem gnadenlosen Roten Meer kamen wir kaum zum Schlafen, und auch die unvollständige Nacht im Kairoer Hotel konnten wir nicht als Entschädigung bezeichnen. So tut das bequeme Ruhen, Tagebuchschreiben, Lesen und das tatenlose Herumliegen vor dem Zelt wahrlich gut.

Die heutige Ruhe nutze ich unter anderem auch dazu, das auf den Kamelrücken zu montierende Inquisitions-Folterwerkzeug – alias „Sattel“ – irgendwie sitzbarer zu machen. Alle entbehrlichen Kleidungsstücke stopfe ich in die Lücke zwischen den Holzstützen, binde sie gut fest und schnalle obenauf die nagelneue grüne Matratze unseres Feldbetts. Wir haben es auch schon ausprobiert, und ich kann ohne Bescheidenheit behaupten: ein voller Erfolg. Zwar sitzen wir danach einen halben Meter höher, können also tiefer fallen, ansonsten ist es jedoch eine tadellose Lösung.

Die Kabire haben sich – wie wir es schon vorausgeahnt hatten – den ganzen Tag über nicht gemeldet. Erst gegen Abend stolpern sie herein und bringen den ebenfalls vorausgesehenen Bericht:

— Mafisch bedein!

Und auf unser ungeduldiges Fragen, was wir denn nun tun sollten, wohin wir gehen, wo wir Steinböcke suchen sollten – ist wieder nur Schulterzucken die Antwort, und zum Abschluss die gestrige, ihrer Meinung nach alles erledigende Ermutigung:

— Inshallah bukhra!

Davon hatte ich nun genug. Das bloße „Inshallah-Sagen“ hat noch niemanden zum Wildbock verholfen. Ich bin nun überzeugt, dass dieser alte Spitzbube uns nur hinhält. Er schindet absichtlich Zeit und weigert sich aus irgendeinem für mich nicht zu ergründenden Grund, den Wechsel der Steinböcke zu verraten. Schließlich habe ich während unseres gestrigen Spaziergangs nicht nur kein Wild, sondern nicht einmal eine Wildfährte gesehen! Nicht ein einziges Stück Ziegenlosung habe ich gefunden. Dabei weiß ich genau – mein Gastgeber hat es oft erzählt –, dass der Jäger täglich auf zwei bis

drei Böcke trifft, obwohl es hier nicht viele Steinböcke gibt. Ob er dann unter ihnen einen mit starkem Gehörn findet, steht natürlich auf einem anderen Blatt. Aber wie gesagt, wir haben nicht einmal eine Spur bemerkt.

Das Ergebnis der soeben beendeten Beratung: Morgen wechseln wir das Lager. Dazu zwingt uns, neben dem Mangel an Steinböcken, primär der bereits erwähnte Wassermangel. Wir werden in südliche Richtung ziehen, wo die Hamla laut Aussage der Kabire in etwa sechs bis sieben Stunden das nächste Wasserloch erreichen wird. Und dort – so versprechen sie – werden wir neben Wasser auch Steinböcke finden. Natürlich nur Inshallah. Da die beladenen Kamele der Hamla relativ langsam reisen und den Umwegen der leichter begehbaren Wadis folgen, werden wir getrennt reisen. Da wir kein schweres Gepäck haben, können wir eine direktere Richtung wählen und über Berg und Tal sozusagen schnurgeradeaus ziehen. Und unterwegs können wir uns hoffentlich auch mit der Jagd vergnügen.

29. März 1939. Zweites Lager

Kaum dass es dämmert, sind wir schon unterwegs. Unsere zwei Reitkamele wirken fast winzig unter dem obenauf schaukelnden Matratzen-Thron, der an eine indische Elefanten-Howdah erinnert. Wir gehen jedoch vorerst zu Fuß, was in der Dämmerung doch sicherer ist. Im Gänsemarsch streben wir dem Berg zu: vorne zwei Kabire, in ihrem Gefolge wir beide, hinter uns die zwei Kamele und ganz hinten der dritte Kabir mit den zwei Kötern. Mit den steinbockfangenden Slughi-Windhunden. Und um unseren eintönig anmutenden, langsamen Wanderweg zumindest teilweise zu überbrücken, möchte ich über jene zwei Hunde einiges erzählen.

Seit zwei Tagen versuche ich vergeblich, mich mit ihnen anzufreunden. Dabei habe ich es sogar schon auf Arabisch versucht. Sie sind genauso misstrauisch wie ich gegenüber ihrem Herrn. Mit argwöhnischem Gesicht schleichen sie um das Lager herum und wittern in jedem einen Feind. Dass sie ihre Steinbockjagd-Kunst bisher nicht bewiesen haben, lag jedoch nicht an ihnen. Mehrfach habe ich gehört, dass die Wilderer der Gegend mit Hunden arbeiten, ja ohne Hunde könnten sie dem Steinbock gar nicht viel anhaben. Statt weitreichender Waffen ist ihr Werkzeug ein veralteter, oft noch von vorne zu ladender „Breirührer“. Damit würden sie sich vergeblich hinter dem zu Tode erschreckten und infolgedessen schwer anzupirschenden Wildbock abmühen. Ihre Hunde jedoch, wenn sie auf eine frische Fährte stoßen, treiben und bedrängen ihn angeblich so lange, bis sie ihn an irgendeinem halsbrecherischen Stück einer steilen Felswand festsetzen. Der Wildbock stellt sich dann mit dem Hinterteil gegen den Fels und blickt hilflos auf die wütend kläffenden Köter, die den schmalen Pfad der Flucht versperren. Der auf den Berggipfeln lauschende Heckenschütze vernimmt früher oder später das Gebell und kann sich nun getrost dem in die Enge getriebenen Wild nähern, das nur auf die Hunde achtet.

Wahrlich, eine recht erbärmliche Art der Schießerei. Für einen Schinder, nicht für einen Jäger geeignet. Und ich hoffe, dass es mir gelingt, meinen Wildbock ohne Hundehilfe zu erlegen. Um es so zu sagen: ohne „Sinkorantieren“.

Sie wissen wohl nicht, was „Sinkorantieren“ ist? Ich weiß es auch erst seit gestern; ich habe es vom Sekretär von Ferenc Rákóczi II. gelernt, auf dessen Tagebuchauszug ich in einer meiner von zu Hause mitgebrachten Lektüren stieß: „Seine Majestät“, schreibt der Herr Sekretär am 23. April 1708, „ging nach dem Mittagessen Pro distractione sinkorantieren und vergnügte sich bis zum Abend.“ Der Sinkorán wiederum – erklärt das Buch – ist der chien courant, ein französischer Jagdhund von Windhundart, von schnellem Lauf, der das Wild zum Stehenbleiben zwingt.

Dies erwähne ich nur zu meiner vorläufigen Entlastung, falls sich die Situation so gestalten sollte, dass ich doch auf Hunde zurückgreifen müsste.

Es geht gegen Mittag, die Sonne brennt gnadenlos. Abgesehen von ein paar kurzen Pausen hat bisher nichts die Eintönigkeit unseres Wüstenweges unterbrochen. Mit den Kamelen haben wir uns mehr oder weniger versöhnt. Oben auf unseren grünen Matratzen genießt man neben der weiten Aussicht auch ein recht bequemes Sitzen. Mit meinem gab es zwar einige Zwischenfälle. Wir hatten es schlecht festgebunden, und infolgedessen rutschte es etwa dreimal herunter. Zweimal gelang es mir noch, oben zu bleiben, beim dritten Mal riss mich die Matratze jedoch mit hinunter, zu F.s größtem Vergnügen. Eine seltsame Gewohnheit meines Kamels ist es, während des Gehens unerwartet so mit dem Hinterteil zu wackeln wie eine in Festtagsstaat gekleidete Matyó-Braut. Ist es da ein Wunder, wenn das Bauwerk herunterrutscht?

Wir steigen in ein tiefes Wadi hinab, das mit einsinkendem gelbem Sand gebettet ist. — Dort —, zeigen die Kabire, — auf der jenseitigen Seite des Bettes, an der Mündung jenes kleinen Seitentals, dort schlagen wir unser neues Lager auf. Auch das Wasserloch verbirgt sich dort in der Nähe, ein zwischen Felsen versteckter Brunnen mit seichtem Wasser, der nur einem wüstenwandernden Hirtenmenschen wie uns bekannt ist.

Seit sechs Uhr morgens sind wir beinahe ununterbrochen unterwegs, aber Wild sind wir auch diesmal nicht begegnet. Nicht einmal einer Spur davon. Wo mochten die Bedein nur sein? Und wohin zum Teufel führen uns diese zotteligen Araber? Arbeiten sie für uns oder gegen uns? Das weiß – um die ungarische Redensart ins Arabische zu übersetzen – höchstens Allah und die schielende Kuh. Und natürlich Ibrahim.

In dieser engen, unbelüfteten Talmündung staut sich eine drückende Hitze. Der blendend gelbe Fels strahlt die in sich aufgesaugte Wärme so ab wie ein künstlich erhitzter Heizkörper. Erstaunlich, dass solche glühend heißen Tage dennoch von so kühlen, ja kalten Nächten abgelöst werden. Jetzt rinnt uns der Schweiß nur so herunter, nach Sonnenuntergang aber verlangen wir sofort nach dem Übermantel. Wir schnallen den an die Seite des Kamels gebundenen Proviantkorb ab, essen eine Kleinigkeit und werden danach bald schläfrig. Auch die Kamele haben sich hingelegt, auch unsere Leute haben sich ausgestreckt, auch unsere zwei griesgrämigen Windhunde haben sich in den Schatten verkrochen. Von der Hamla ist jedoch noch weit und breit nichts zu sehen. Alles um uns herum ist unbeweglich, leblos; vielleicht ist sogar die Zeit in der einschläfernden Stille des schwülen Nachmittags eingeschlafen.

Die Matratzen kommen jetzt wahrlich gelegen. Im Schatten einer höhlenartigen Felsvertiefung bereiten wir uns ein Lager, und bald übermannt auch uns eine schwere, dumpfe Benommenheit. „INSHALLAH BUKHRA!“

Mir ist, als würde ich durch irgendein Geräusch erwachen . . . Viertel vor drei. Wie es scheint, habe ich mich geirrt, es ist nur das Schnarchen von Ibrahim und den anderen zu hören, dort hinter dem anderen Felsen. F. schläft ganz ruhig; kein Wunder, dass er von dem sechsstündigen Kamelritt ermüdet ist.

Mit benommenem, pochendem Kopf rapple ich mich auf, spüle meine ausgetrocknete Kehle mit ein paar Schlucken lauwarmen Wassers aus der Feldflasche, nehme dann das Fernglas und klettere auf das über uns gewölbte Felsdach. Und schon erblicke ich dort unten unsere Hamla, die das breite Sand-Wadi überquert. Das Klappern des vielerlei Gepäcks, das auf die Kamele gebunden ist, und der eine oder andere Zuruf der Treiber sind hier oben gut zu hören; das muss mich vorhin aufgeschreckt haben. Sie kommen in schöner Ordnung daher, vorne der gehende Hamla-Kabir, dahinter im Gänsemarsch die

nacheinander angebundenen Lastkamele und ganz hinten, auf dem Rücken eines großen, biskuitfarbenen Kamelhengstes: unser ausgezeichneter Mahmud, der verantwortliche Nachtrab.

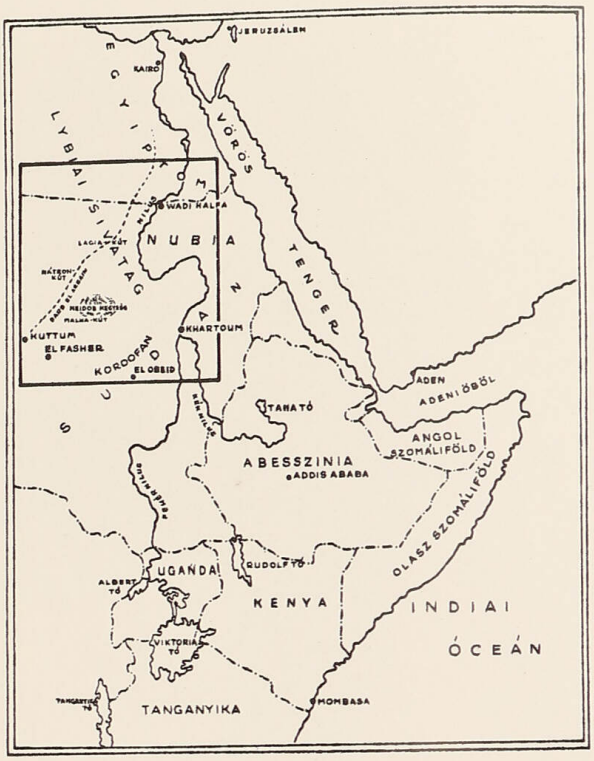
Als ich vom Felsen herabsteige, ist auch F. schon wieder zu sich gekommen. Ibrahim und die anderen müssen jedoch von uns zum Leben erweckt werden. Bald wird die Hamla hier sein.

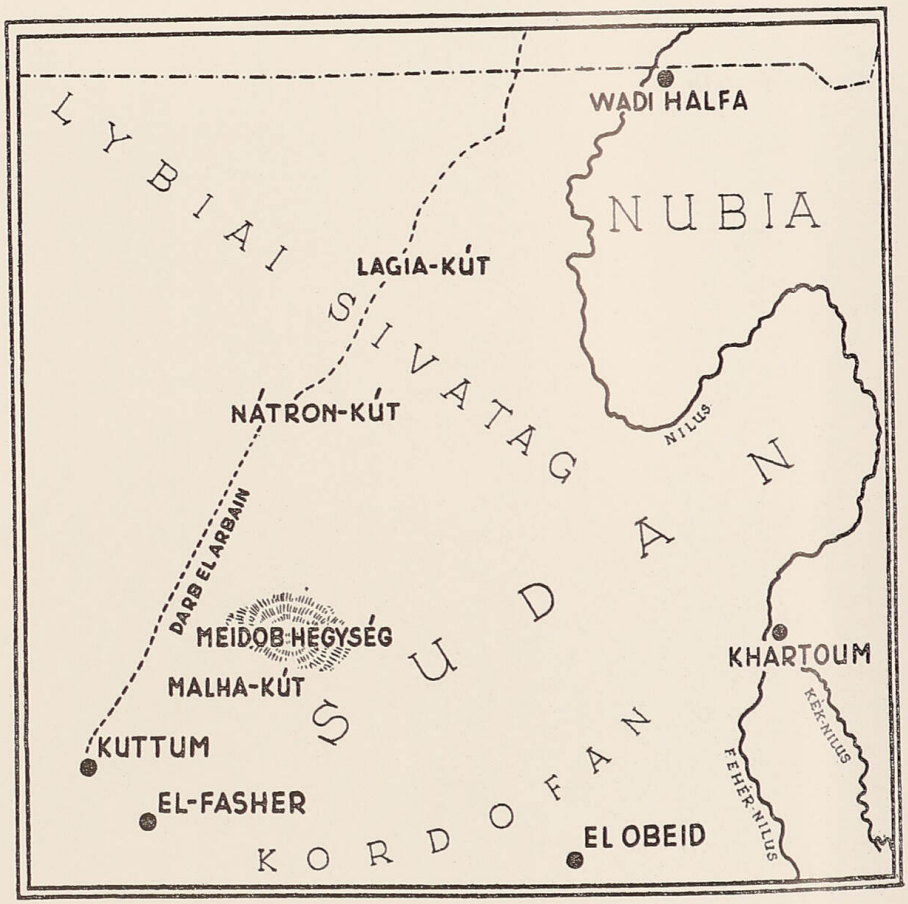
— Wir sind ohne Verluste angekommen, es gab keine Zwischenfälle —, berichtet der ewig lächelnde, alle aufheiternde Mahmud, dessen unverändert gute Laune und stets dienstfertige Gefälligkeit ich schon vor drei Jahren, während unserer langen Wüstenüberquerung, liebgewonnen habe. Mahmuds Seele ist wie eine Sonnenuhr: Sie zeigt nur die heiteren Stunden. Nach Ibrahims schwermütig-geheimnisvoller Miene ist die von Mahmud eine wahre Wohltat.

— Chch! — chch! — ertönt nun von überall her der räuspernde Zuspruch der Treiber. Worauf unsere ewig grollenden Lasttiere beleidigt die Mundwinkel hochziehen, ihre zollangen bräunlichgelben Zähne zeigen und unter Begleitung eines von starkem Speichelfluss begleiteten, hohlen Gurgelns auf den Bauch niedergehen.

Vielerlei Kram kommt von ihren Rücken herab: Zelte, Betten, Kisten, Kochgeschirr, Beutel. Und auch der Geflügelkorb kommt herab. Eilig binden wir den Deckel los, um unseren nunmehr auf acht Köpfe geschrumpften Hühnerbestand nach der langen, betäubenden Reise ein wenig herumlaufen zu lassen.

Aber sie laufen gar nicht! Matt, mit halb geschlossenen Augen und offenem Schnabel lagern sie im Sand; vergebens locke ich sie, vergebens gackere ich, sie können nicht einmal auf ihren Beinen stehen. Offensichtlich müssen die gottgegebenen Vögel einen Sonnenstich erlitten haben, und wenn wir nicht sofort handeln, krepieren sie uns vor den Augen. Dabei hatte ich es Mahmud so sehr ans Herz gelegt, den Geflügelkorb unterwegs mehrmals mit Wasser zu besprengen. Aber das Wasser war knapp, für das Hühnerbesprengen reichte es nicht.





Korabeli térképrészletek

Antikvárium.hu

Wir beeilen uns auch, einen ganzen Eimer voll über sie zu schütten. Aber sie schütteln nicht einmal den Kopf, geschweige denn, dass sie munter würden.

— Whisky! — schießt es mir durch den Kopf. — Schnell, Mahmud, such die Flasche heraus!

Wir nehmen uns alle acht Küken nacheinander vor. F. spreizt den Schnabel des in seinem Schoß gehaltenen Vogels auf, und ich pumpe mit Hilfe der Augentropf-Pipette aus unserer Apotheke Whisky hinein. Davon schütteln sie nun wahrlich den Kopf. F. wird kaum mit ihnen fertig, so spritzt der Schnaps aus ihnen heraus. Ja, jetzt bekommen sie sogar Lust auf Wasser. Ohne Whisky wäre ihnen das Wassertrinken nie mehr in den Sinn gekommen.

Als wir mit dem Zeltaufbau fertig sind, kommen auch die Hühner wieder zu sich. Zwar sind sie noch etwas zerzaust und schwanken mit ziemlich unsicheren Schritten, aber mit sichtlich zurückkehrender Lebenslust umher. Tja, gestehen wir es uns ein: Das grausamste Raubtier ist doch der Mensch. Mitleid heuchelnd entschuldigt und verarztet er seine krepierenden Küken, wäscht sie mühsam auf, man könnte sagen, er besprengt sie zurück ins Leben. Jede Sparsamkeit beiseite lassend opfert er sogar seinen teuersten Whisky für sie, erweckt seine in Not geratenen Reisegefährten sozusagen von den Toten auf – nur um ihnen zum Abendessen endgültig die Kehle durchzuschneiden.

Ich weiß selbst nicht warum, aber dies ist irgendwie ein freundlicherer Lagerplatz als der vorige. Vielversprechender. Dabei erfreut auch hier nichts anderes als kahler gelber Fels und ausgetrocknete, öde Wildnis unser Auge. Auch hier wuchert nur dieses wenige distelartige Selim-Gebüsch, vergilbtes, verkümmertes Riedgras; es dauert Stunden, bis unsere Leute genügend Brennmaterial daraus gesammelt haben. Diesmal haben wir an einem etwas erhöhten, luftigen, aber dennoch geschützten Ort gezeltet; von hier aus überblicken wir weit das schimmernde Sandbett des breiten Wadis. Zur Jagd kommt es heute ohnehin nicht mehr, nicht einmal zu einer näheren Geländeerkundung. Der lange Marsch in der großen Hitze hat uns alle erschlafft, und die verbleibenden Stunden des Nachmittags sind mit den verschiedenen Mühen des Lageraufbaus ausgefüllt.

Ich habe längst gelernt, dass man sich aus dem unvermeidlichen Durcheinander einer solchen Niederlassung am klügsten heraushält. Dann dirigiere ich ohnehin vergebens, niemand weiß, was er wo suchen soll, vielerlei unangenehmer Lärm und Nervosität herrscht, Meinungsverschiedenheiten jagen einander. In solchen Zeiten nehme ich mich also zusammen und ziehe mich, nachdem ich den Platz meines Zeltes genau markiert habe, schleunigst zurück. Ich stehle mich unbemerkt davon. Und zwar recht weit weg, damit mich die Boten, die nach unnötigen Fragen und nutzlosen Debatten hinter mir hergeschickt werden, nicht erreichen können. Und bis ich dann ... nach ein oder zwei Stunden kehre ich zurück und finde ein sanftes, friedliches Zuhause vor. Die aufgewühlten Gemüter haben sich schön beruhigt, jeder hat seine Beschäftigung gefunden: der Koch seinen Topf, der Diener die Patronen für die Seltersflasche; sogar meine Taschenlampe finde ich an ihrem gewohnten Platz unter meinem Kopfkissen. Der Koch hockt pfeifend neben seinem brodelnden Kessel, alle lächeln (außer Ibrahim), niemand ist dem anderen böse. Mein eben noch an hundert Drähten zappelndes Lager ist wieder in das Bett der täglichen Sorglosigkeit zurückgeglitten. Und ich kann mich in heiterer Stimmung und mit ausgezeichnetem Appetit zum Abendessen setzen.

Neulingen, die sich auf eine Expedition vorbereiten, empfehle ich dieses „Weglaufen“ wärmstens, um ihr Nervensystem geschickt vor den vielfältigen Belästigungen des Lageraufbaus zu bewahren.

Mein heutiger abendlicher Spaziergang hatte außer dem „Schwänzen“ des Zeltaufbaus noch ein weiteres Ergebnis. Drüben, auf der anderen Seite des felsigen Kamms, der hinter den Zelten aufsteigt – in dem zerklüfteten Hang, der ins Nachbartal abfällt –, fand ich eine Steinbockfährte. Eine echte, unverkennbare Bedein-Spur. Wenn auch nicht gerade die allerfrischeste. Nach den wenigen Losungskörnern zu urteilen, die daneben lagen, schätze ich sie auf zwei bis drei Tage. Ein einziger, aber ziemlich ausladender Fußabdruck zeichnet sich im kiesigen Staub des schmalen Wildwechsels ab; vermutlich ist dort neulich ein einsamer Steinbock gezogen. Ich begab mich in Deckung und suchte die Gegend bis zum vollständigen Einbruch der Dämmerung mit dem Fernglas ab, aber es gelang mir nicht, auch nur ein einziges Steinbockhaar zu erblicken.

Doch meine Zuversicht für morgen hat sich entschieden gefestigt. Dank jener paar schwarzen Beeren. Inshallah bukhra!

Ibrahim und den anderen verrate ich meinen Fund vorerst nicht. Ich warte die Gestaltung des morgigen Schlachtplans ab. Eben versuchte ich, mit ihnen zu verhandeln. Aber in Ibrahim steckte wieder keine Verhandlungsbereitschaft. Er hockte hier vor meinem Zelt mit seinem Generalstabschef, einem gewissen Ahmed, der seine Hände ausschließlich zum Kratzen benutzt. Unaufhörlich kratzt er sich, mal hier, mal dort, wo immer seine langen Arme hinkommen. Er nimmt nacheinander sämtliche Körperteile durch; offensichtlich juckt ihn alles. Und wenn er fertig ist, fängt er von vorne an.

Ahmeds Mund reicht zwar von einem Ohr zum anderen, öffnet sich aber noch schwerer zum Sprechen als der von Ibrahim. Wenn ich ihn etwas frage, wirft er statt einer Antwort seinem Chef einen fragenden Blick zu. Und wenn Ibrahim doch einmal antwortet: Ahmed nickt zustimmend. Dabei entblößt er das schneeweiße Gitter seiner spärlich stehenden Zähne und öffnet das weite Tor seines Gesichts zu einem spannenbreiten Grinsen. Ein großmäuliger Mensch – von seinem Geruch ganz zu schweigen.

In Amerika habe ich gehört: Wenn in irgendeinem Geschäft zwei Menschen einer Meinung sind, dann ist einer von ihnen überflüssig. Nun, in dieser Weise stehe ich zu meinen zwei Kabiren.

29. März 1939

Heute sind wir wahrlich rechtzeitig auf den Beinen. Wir sitzen schon am Feuer und warten auf das Frühstück, dabei dämmert es noch nicht einmal. Was in aller Welt mag in Ibrahim gefahren sein? Aus freien Stücken, ungebeten kommt er hervor, ja er spricht sogar. Er beginnt eine wahre Litanei, ohne dass ich ihn ausgefragt hätte. Er schlägt einen detaillierten Jagdplan vor, ergreift selbstständig die Initiative. Was führt er wohl im Schilde?

Er schicke sich bereits an aufzubrechen – sagt er – zu dritt, hinüber auf die andere Seite des breiten Wadis, beüd hálesz – sehr weit. Wir sollten uns nur wieder hinlegen, in Frieden schlafen, bis wir Nachricht von ihm erhielten. Jener ferne Berg sei ein sicheres Revier des Bedein, aber für uns sei es schade, sich dorthin zu bemühen, bis er nicht den Aufenthalt des bockigen Steinbocks ausgekundschaftet habe. Sobald er ihn festgestellt habe, werde er sofort einen seiner Gefährten nach uns schicken, damit wir so schnell wie möglich die Kamele besteigen und zum Ort des Geschehens sprengen könnten. Er werde unterdessen den Bock im Auge behalten, und sobald wir einträfen, könnten wir ihn auch schon erlegen – Inshallah!

Damit macht er sich auf, wickelt seinen kahlen Kopf in sein schmutziges Tuch und zieht in Begleitung seiner zwei zotteligen Ratgeber in die Nacht hinaus.

„Lass ihn gehen“, sage ich mir, „wenigstens muss ich mich nicht über ihn ärgern.“ Ich habe ohnehin einen anderen Plan, ich bereite mich auf die genau entgegengesetzte Richtung vor. Ich warte nur, bis es etwas heller wird, dann streife ich ins Nachbartal hinüber – vielleicht kann ich den Hinterlasser der gestrigen Abendfährte entdecken? Wahrlich, ich gäbe ihn nicht für ein blindes Pferd her! Es wäre ein Riesenspaß, den Steinbock zu schießen – ohne Ibrahim und die Slughi-Köter.

— Was sagst du dazu? — frage ich F., der bereits die dritte Scheibe Brot am Spieß über dem Feuer röstet, aber noch kein einziges Stück gegessen hat. Zwei hat er nämlich schon mitten in die Glut fallen lassen. — Inshallah! — antwortet er mit waschechtem Arabisch. Das hat er jedenfalls besser gelernt als das Brotrösten.

Wir warten den Sonnenaufgang ab und brechen dann zu zweit auf. Bis zum Kammrücken hinter dem Lager kommt Mahmud zwar noch mit; ich zeige ihm die etwa anderthalb Kilometer entfernt sichtbare Bergkuppe, auf der wir Ansitz zu halten gedenken. Falls von Ibrahim und seinen Leuten doch ein Bote im Lager einträfe, wissen sie wenigstens, wo sie uns suchen müssen. Nach Mahmuds Weggang suchen wir den Aussichtspunkt auf, lassen uns nieder und durchforschen mit unserem Fernglas gründlich die Umgebung. Aber das Ergebnis ist auch diesmal nur: Mafish bedein! Leer und unbeweglich ist das von der Morgenröte vergoldete Steinmeer.

Nur über uns, in schwindelerregender Höhe, kreisen einige schneeweiße Punkte: beutelustige Schmutzgeier. Dieser kaum rabengroße, aus der Ferne fast schneeweiß erscheinende Zwerggeier – der Rachám der Araber – ist ein charakteristischer Vogel Nordafrikas. Auch er ist eine historische Gestalt, ein würdiger Zeitgenosse des Bedein; er ist auf fast allen altägyptischen Baudenkmälern zu sehen, weshalb er „Pharaonenhuhn“ getauft wurde. Er ist fast ein Haustier, wie bei uns der Storch. Nur dass er nicht paarweise, sondern in Scharen in Ägyptens Dörfern haust. Übrigens ein widerliches Vieh. Seine Lieblingsspeise ist, neben allerlei Aas, menschlicher Kot. Jetzt müssen sie offensichtlich unser Lager entdeckt haben; sie kreisen genau darüber, in so schwindelerregender Höhe, dass sie kaum größer als Schwalben erscheinen.

Ich zeige F. die gestern gefundene Steinbockfährte. Eine Zeit lang folgen wir ihr auch, sobald sie jedoch in das harte Felsgelände gerät, ist sie nicht mehr zu erkennen. Es gelingt uns beim besten Willen nicht festzustellen, in welche Richtung sich ihr Besitzer entfernt haben mag.

Wir klettern zurück zum Aussichtspunkt. Eine halbe Stunde vergeht, bis wir den uns umgebenden Ausblick erneut durchforsten, jeden Winkel, jeden verdächtigen Fleck minutiös untersuchen. Nichts! Soweit unser fernsehbereites Auge reicht: leere Öde, trostlose, gelbe, felsige Gleichförmigkeit. Dabei hatte ich in diesen heutigen Morgen so viel Vertrauen gesetzt. Jene einsame Steinbockfährte hatte ernsthafte Hoffnungen in mir geweckt.

Hier stimmt etwas nicht. In mir festigt sich immer mehr der Verdacht, dass Ibrahim und seine Gefährten sich gegen mich verschworen haben. Mit Absicht führen sie mich an schlechte Orte, vielleicht verjagen sie sogar das Wild vor mir; sie wollen mich einfach keinen Steinbock schießen lassen. Warum wohl? Schließlich würde eine erfolgreiche Jagd auch für sie nur Vorteile bedeuten: Sie bekämen ihre Belohnung, das ersehnte Bakschisch, und könnten in ihr Dorf zurückkehren. Noch eine Stunde bleibe ich sitzen, länger aber halte ich dieses tatenlose Verharren nicht aus.

— Bleib du hier —, sage ich zu F., — falls Ibrahim doch nach uns schickt, damit er uns nicht verpasst. Ich steige ins Tal hinab und klettere auf jenen gegenüberliegenden Kamm,

um mich auch von dort aus umzusehen. In einer Stunde bin ich wieder da. Falls ein Bote eintrifft, stecke dein Taschentuch an die Stockspitze und schwenke es. Ich werde von Zeit zu Zeit mit dem Fernglas zu dir heraufsehen.

Ich bin kaum unten im Tal angekommen, da fällt mir schon eine Steinbockfährte ins Auge. Auch dies ist ein einzelner Bockswechsel, ähnlich dem von gestern. Kaum folge ich ihm einige Minuten, stoße ich auf glänzende, feuchte Losung. Dies ist also eine heutige Spur, und zwar kaum ein oder zwei Stunden alt, da die Sonnenwärme die weichen Kügelchen noch gar nicht ausgetrocknet hat. Offensichtlich muss der Bock im Morgengrauen direkt vor uns hierher gelaufen sein, sonst hätten wir ihn von unserem erhöhten Beobachtungsposten aus unbedingt erblicken müssen; von dort ist das ganze Wadi einsehbar.

Etwa zweihundert Schritte gelingt es mir, auf der Fährte zu bleiben. Teilweise ist der Boden sandig; hier und da zeigt sich der Abdruck der Steinbockklaue. Doch dann folgt wieder ein hartes Felsfeld, auf dem ich mich überhaupt nicht mehr zurechtfinden kann. Lange verliere ich mich darin. Auch den sandigen Boden des Wadi-Bettes suche ich kreuz und durch, aber die Fortsetzung der Spur kann ich nicht mehr enträtseln.

„Ach", schießt es mir durch den Kopf, „wozu sind denn unsere berühmten Köter da? Unsere steinbockfährten-suchenden Slughi-Windhunde?" Ich weiß, dass ich die armen Tiere vorgestern noch sehr herabgewürdigt habe, indem ich mir einredete, meinen Steinbock ohne Hund zur Strecke zu bringen. Aber ein solcher viertägiger vergeblicher Fleiß schraubt die Ansprüche eines Menschen leicht herunter. Besonders, wenn seine Zeit so rasant abläuft. Schließlich haben wir unsere Schiffskarten für die Heimreise auf den 5. April gebucht, und ich habe F. versprochen, dass wir uns vor unserer Abreise noch gründlich Kairos Sehenswürdigkeiten ansehen. Seither studiert er fleißig die Pharaonen; selbst während des Wartens auf den Steinbock analysiert er Tutanchamuns Stammbaum. Für Kairo müssen wir also unbedingt zwei oder drei Tage einplanen. In fünf Tagen geht unser Schiff!

Ich eile zu F. zurück: Was wäre wohl das richtigste Vorgehen? Bald beschließen wir, ins Lager zu gehen, die beiden Hunde zu holen und sie zeigen zu lassen, was sie können. Wir nehmen sie an die Leine, lassen sie an der Fährte wittern, und wenn sie ihr Handwerk verstehen, werden sie uns sicher den Weg weisen. Wenn sie die Fährte halten, werden wir jenen Steinbock früher oder später schon einholen; er kann nicht so weit weg sein... So ermutigen wir uns gegenseitig, während wir auf das Lager zu schreiten.

Unser Plan scheitert jedoch kläglich. Denn unsere räudigen Windhunde lassen sich nicht nur nicht von unserem Platz weglocken, es gelingt uns nicht einmal, sie einzufangen und an die Leine zu legen! Vergebens rede ich auf sie ein, vergebens locke ich sie mit einer feinen Hühnerkeule. Sie lassen uns nicht einmal in ihre Nähe. Mit eingezogenem Schwanz umkreisen sie das Lager mit einer so vorwurfsvollen Miene, als dächten sie so etwas wie: „Aber, aber, du glaubst doch wohl nicht, dass wir auf diese olle Hühnerkeule reinfallen. Wir wissen sowieso, dass du uns verbrühen willst!"

Was sollen wir nun tun? Da ist die frische Steinbockfährte, hier sind die Fährtenhunde, aber wo zum Teufel ist Ibrahim? Denn nur er kann mit den Hunden reden. Auf das Wort eines anderen geben die Hunde gar nichts.

Einer der Treiber erklärt, er ahne, wohin Ibrahim und die anderen gegangen seien und auf welchem Berg sie Ansitz hielten. „Gut", sage ich, „dann sattelt auf der Stelle drei Kamele, eines für den Treiber, eines für mich, und das dritte nehmen wir leer mit." Wir suchen

Ibrahim, setzen ihn auf das leere Kamel und bringen ihn schleunigst heim. Er wird dann mit den Hunden reden.

„Auf der Stelle" hatte ich das Satteln befohlen. Aber wir sind im Orient, wo Eile bekanntlich ein unbekannter Begriff ist. Und während ich die Exerzitien der langen Geduldsprobe absolviere, erscheint unser braver Mahmud, ruft mich beiseite und bringt endlich Licht in das unbegreiflich erscheinende Verhalten des listigen Ibrahim und seiner Gefährten:

— Ich schöpfte schon gestern Verdacht —, erzählt er, — als Ibrahim zu fragen begann, für wie viele Tage wir Verpflegung mitgebracht hätten. Heute hat sich dann einer der Treiber verplappert; er sagt: Wir haben noch Zeit, einen Steinbock zu schießen, schließlich ist für zwölf Tage Essen in den Kisten! Wissen Sie, die ganze Gesellschaft, Kabire und Treiber gleichermaßen, wurde von der prinzlichen Rentkammer mit einem hohen Tagessatz unter Vertrag genommen. Dieser Schlingel Ibrahim versucht, den Ausflug so lang wie möglich auszudehnen, damit er auf umso mehr Tagelohn kommt. Und da das Interesse der anderen dasselbe ist, haben sie sich offensichtlich darauf geeinigt, einen Wildbock erst dann zu zeigen, wenn die Lebensmittel zur Neige gehen! Also nach etwa zwölf Tagen. Ein durchtriebener Mensch ist dieser alte Ibrahim; er weiß ganz genau, wo der Steinbock zieht!

Na bitte. Das ist also die Situation! Jetzt sehe ich, dass es gar nicht so unbegreiflich ist. Darauf hätte ich mit ein wenig Nachdenken auch selbst kommen können. Aber warte nur, du alter Schurke, ich werde dir den Marsch blasen! Her mit den drei Kamelen! Die Uhr zeigt Mittag an, als wir endlich aus dem Lager herausschlurfen. Das für Ibrahim vorgesehene Kamel nehmen wir in die Mitte: seinen Kopf binden wir an den Schwanz des vorderen Kamels, und ich treibe es von hinten an. Ibrahim hätte ein Kamel zwar höchstens insofern verdient, als man ihn an dessen Schwanz gebunden heimschleifen sollte.

Den immensen Ärger, der mit dem Aufspüren der Kabire verbunden war, beschreibe ich erst gar nicht. Ich habe mich schon wieder schön beruhigt, warum sollte ich mich erneut aufregen? Begnügen wir uns damit, dass ich sie nach zweieinhalbstündigem Suchen fand. Und auch das nur durch Zufall, denn sie hielten nicht auf dem Berggipfel Ausschau, wie sie es hätten tun sollen, sondern im Versteck einer sonnengeschützten Grube – sie schliefen. Im Traum hielten sie Ausschau nach dem Wildbock.

Mangels der dem Anlass entsprechenden arabischen Fachbegriffe musste ich mich vorerst damit begnügen, Ibrahim gründlich zu erschrecken. Ich schlich mich an ihn heran und brüllte ihm aus nächster Nähe laut ins Ohr. Wie von einer Schlange gebissen, sprang er auf die Füße. Aber dann wurde er sofort Herr über seinen augenblicklichen Schrecken. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, sah sich um und stellte mit größter Seelenruhe fest: — Mafish bedein!

Das war so skurril, dass ich – so sehr die Wut in mir kochte – laut lachen musste, womit ich vorerst den Ernst der Lage zunichtemachte. Als wir wieder zu Hause ankamen, war die Zeit so weit fortgeschritten, dass ich auf die Verfolgung der morgendlichen Steinbockfährte verzichten musste.

Stattdessen hielt ich ein strenges Gericht ab. Ich bestellte die ganze kriminelle Vereinigung vor mich, angefangen bei Ibrahim bis zum letzten Treiber. Durch Mahmuds Vermittlung ließ ich sie wissen, dass ich nun über ihre Gaunerei im Bilde sei und sie für erzreife Halunken hielte, alle bis auf den letzten Mann. Und dass ich beabsichtige, höchstens noch

zwei Tage in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Übermorgen Abend breche ich heimwärts nach Kairo auf. Entweder gibt es bis übermorgen einen Steinbock – oder nicht.

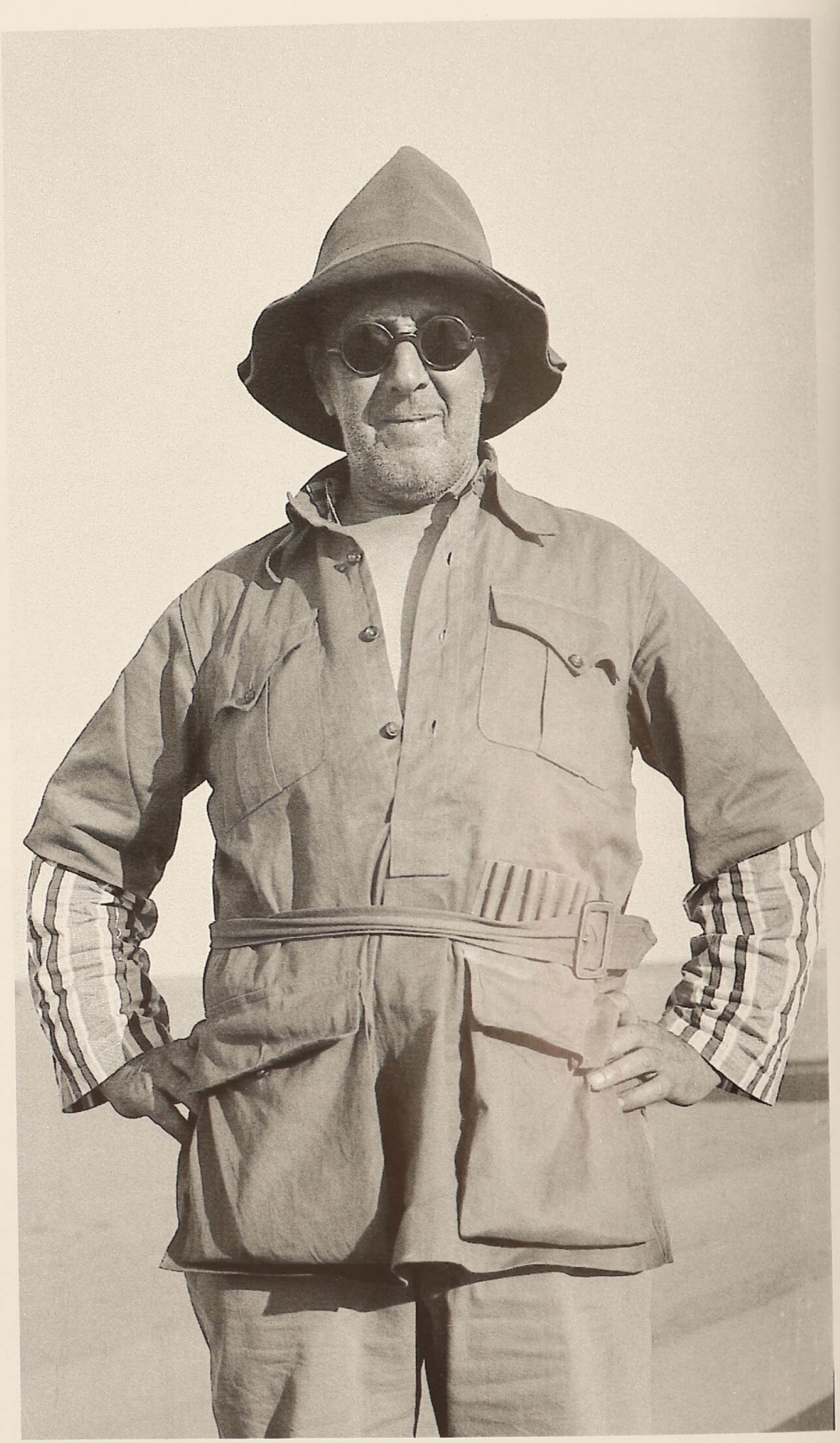
Wenn es einen gibt, bin ich bereit, das Geschehene zu vergessen, ich verspreche volle Amnestie, ja ich übernehme sogar das Bakschisch. Wenn es aber keinen gibt, dann heißt es nicht nur Mafish baksish, sondern ich werde euch alle beim prinzlichen Büro anzeigen und gleichzeitig veranlassen, dass ihr keinen einzigen lochigen Piaster Lohn erhaltet. Weiter habe ich nichts zu sagen, schert euch aus meinen Augen. (All dies trug ich natürlich auf Arabisch vor, den letzten Satz ausgenommen, da ich nicht wusste, was „sich scheren" auf Arabisch heißt.)

Und seither ist es, als hätte auch das Lager seine bisherige Trägheit abgelegt. An die Stelle der schläfrigen Gleichgültigkeit der vergangenen Tage scheint bereits stiller Eifer getreten zu sein. Lebhafte Diskussionen sind zu hören, man sieht das Gestikulieren von hin-und herzeigenden Armen um die Lagerfeuer. Als fänden endlich ernsthafte Planungen statt. Geld spricht – sagt das Sprichwort. Ich sage noch mehr: Geld spricht sogar Arabisch. Und wenn es zu sprechen beginnt, lockt es vielleicht sogar den Steinbock hervor!

30. März 1939. Zweites Lager

Mahmud weckt mich mit der Nachricht, dass Ibrahim und seine Gefährten das Lager noch vor dem Morgengrauen, in stockfinsterer Nacht, verlassen haben. Und zwar samt den Hunden! Die Treiber wissen jedoch genau, wohin sie uns führen sollen; an einem verabredeten Ort werden wir die Kabire treffen.

Jetzt stellt sich auch heraus, dass außer Mahmud und dem Koch Abdullah alle unsere Leute Ibrahims Verwandtschaft sind. Und dass die Kamele auch Ibrahims eigene Kamele sind. Seine ganze Sippschaft hat der alte Pferdedieb mitgebracht; kein Wunder, dass sie zusammenarbeiteten und mit gemeinsamem Willen die Zeit dehnten. Sobald unsere Matratzen vom Bett auf den Kamelrücken umgezogen sind, brechen wir auch schon auf. Der einäugige Treiber führt den Zug an. Tagsüber geht er mit nacktem Oberkörper, jetzt jedoch verbirgt er seine hageren Gestalt in einem europäischen, fast knielangen, völlig verflickten, ehemals karierten Sakko. Am Tage: ein stolz einhergehender, selbstbewusster Beduine, ein braunhäutiges Kind der gelben Wüste. Am Abend und im Morgengrauen: ein in schmutzige Lumpen gehüllter, zotteliger Bettler.



Horthy Jenő

Antikvarium.hu

Dort unten, im „echten“ Afrika, in der sonnendurchfluteten Heimat der Mohren, führen einzelne europäische Kleidungsreste zu noch viel auffälligeren Verwandlungen. Der dunkelhäutige Eingeborene sieht meist sauber aus, solange er nackt ist. Wenn er jedoch seine verschiedenen Lumpen anzieht, sticht er bereits aus der Umgebung hervor. Die geziemende Kleidung der dunklen Haut, ihre Nacktheit, beleidigt nie das Auge; selbst in deformierter Form ist sie nie so abstoßend wie die käsefarbenen, haarigen Speckmassen unserer heimischen Strandbäder. Wenn bei uns zu Hause einer von uns beispielsweise ohne Kragen über den Donau-Korso spaziert, ist er viel nackter als der nackteste Neger.

Nach einem fast drei Stunden dauernden, ereignislosen Kamelritt erreichen wir den vereinbarten Treffpunkt. Wir wären zwar hier, aber von Ibrahim, seinen Begleitern und seinen Kötern fehlt jede Spur. Dabei glaube ich nicht, dass sie auch heute Böses im Schilde führen. Dieser Einäugige mag wohl die angegebene Marschrichtung missverstanden haben. Oder hat er sich etwa geirrt? Obwohl er selbstbewusst wirkt. Er beruhigt mich, wir sollten nur Geduld haben, wir seien am rechten Ort; hier, in dieser Vertiefung, müssten wir den Bericht der Kabire abwarten. Wir legen uns also hin, lehnen den Rücken gegen die Flanken der liegenden Kamele und vertiefen uns mangels anderen Zeitvertreibs in unsere greifbare Lektüre. Unterdessen vergeht die Zeit rasch, die Hitze nimmt zu, die Zuversicht schwindet, und der Magen knurrt immer ungeduldiger. Ibrahim und die anderen lassen sich nicht blicken. Werden wir also wieder zum Narren gehalten?

Während wir uns an den Mittagsimbiss machen, lasse ich unseren einäugigen Treiber, nun ohne sein kariertes Sakko, auf den nahen Berggipfel hinaufeilen; er solle sich umsehen, ob er irgendein Zeichen von den Kabiren wahrnehme. Aber kaum ist er oben – jagt er auch schon wieder zurück. Keuchend kommt er an, sein einziges Auge quillt vor Aufregung fast heraus: „Schnell das Bunduki (Gewehr)“, stammelt er. „Dort sind sie! ... Dort, in der benachbarten Schlucht ... Vier Bedein! ... Darunter zwei Dakar kebir – zwei große Böcke!“

Na, da herrscht hier aber eine Hektik! Das Öl der Sardinenbüchse trinkt F.s Hose, den Tee aus der umgestürzten Thermoskanne die Wüste. Ungerkaut schlucke ich den Bissen hinunter, den ich im Munde habe, schnappe mir das Bunduki und das Fernglas – und schon rennen wir hinter dem Treiber her...

Ein flinker Bursche ist dieser Einäugige, ich kann sein Tempo kaum mithalten, ich kann ihn gar nicht bändigen... auf mein Wort hört er erst recht nicht... vergebens keuche ich hinter ihm her: „Svoja, svoja“ (langsam, langsam)! Er sieht und hört nichts, die Leidenschaft treibt ihn... Ich sage ja nicht, dass sie mich nicht auch treibt, aber mit Maß und Ziel. Es hülfe mir nichts, wenn ich mich völlig verausgabt zu Tode rennte, ich könnte ohnehin keinen sicheren Schuss abgeben... F. und ich sind noch nicht einmal auf halber Höhe des Berghangs, da ist der Einäugige schon oben. Aber nun scheint seine Aufregung abgekühlt zu sein. Er winkt uns nicht zu, er drängt nicht, er blickt zögernd umher...

Verschwitzt und rennend kommen auch wir oben an. Mit großer Vorsicht schleichen wir hinter den Treiber...

— Na —, frage ich, — feen bedein? — Wo ist der Steinbock? — Mafish —, murmelt er, — nichts... — Nichts? Wo ist er denn hin? — Er war hier, Herr, Allah ist mein Zeuge, und jetzt ist er nicht mehr da! ... Der Sheitan – der Satan – hat ihn geholt! — Hätte er dich doch geholt, samt dem Steinbock... (Das sage ich natürlich auf Ungarisch und ergänze es mit dem obligatorischen Eb-el-khelb-el, dem „Hundesohn“, dem einzigen greifbaren Exemplar meiner arabischen Schimpfwörter. Dabei kenne ich wahrlich noch bessere, machen Sie sich keine Sorgen, aber sie sind so verschlungen, darüber müsste ich erst nachdenken...)

Ich fürchte, dass ich den „Hundesohn“ diesmal zu Unrecht angewendet habe. Obwohl die plötzliche Verflüchtigung der angeblichen Wildböcke verdächtig ist, kann ich doch nicht glauben, dass dieser Einäugige gelogen hätte. Schließlich klappern ihm sogar die Zähne vor Aufregung, er ringt verzweifelt die Hände.

— Gehen wir also weiter —, tröste ich ihn nun, — untersuchen wir das nächste Tal. Weit können die Steinböcke nicht sein, besonders wenn es stimmt, was du behauptest, dass sie nicht vor dir abgesprungen sind und dich gar nicht bemerkt haben. Wir schauen in den nächsten Kessel, und du eilest dort auf jenen Berg; einer von uns wird sie schon erblicken.

Leider jedoch – ich bin es schon leid, den ständigen Misserfolg zu beschreiben – erblickt sie keiner von uns. Dabei gehen wir wahrlich den sich hin-und herwindenden Kamm ab, untersuchen nacheinander sämtliche Seitentäler, blicken in jeden Kessel. Wir laufen so viel hin und her, dass am Ende nicht nur meine Orientierung, sondern sogar mein Kompass durcheinandergerät.

Auf dem harten Felsboden ist natürlich auch die Fährtensuche vergeblich. Ich finde zwar hier und da eine schwache Spur-Art, aber ob sie frisch ist, das festzustellen habe ich beim besten Willen keine Möglichkeit. Enttäuscht kehren wir zur umgekippten Teeflasche und den inzwischen in der Wärme getrockneten Sardinen zurück. Wir lassen uns wieder in den Sessel nieder, dessen Sitzfläche ein heißer Fels und dessen Lehne ein übel riechendes Kamel ist. Und wir grübeln darüber nach, ob dieser Einäugige wirklich etwas gesehen hat oder ob er den falschen Alarm nur in der Hoffnung auf Bakschisch improvisiert hat. Denn falls er geheuchelt haben sollte, ist er ein so begabter Komödiant, wie ich keinen einzigen im Kairoer Theater gesehen habe.

Seiner Rolle – sofern sie nicht bittere Realität ist – gibt er nun eine tragische Wendung: Der Vorfall betrübt ihn so sehr, er wird so schwermütig, dass er einfach in Tränen ausbricht! Er schluchzt regelrecht, das gute Tier, sogar sein noch fehlendes Auge tränt. Wenn ich lange hinsehe, fange ich am Ende auch noch an zu weinen. Ich schicke ihn auch wieder auf seinen vorigen Aussichtspunkt zurück. Er soll lieber die Umgebung beobachten, als hier herumzuschniefen. Zudem ist es ärgerlich, wenn man beim besten Willen nicht entscheiden kann, ob man hinters Licht geführt wurde oder nicht.

Es mag gegen drei Uhr sein, die Sonne brennt betäubend, wir dämmern hier im Schatten des Kamels immer wieder ein. Plötzlich schreckt uns lautes Rufen auf: Wieder ist er es, unser einäugiger Freund. Hals über Kopf kommt er näher, winkt im Laufen, er wirkt noch aufgeregter als vorhin. Was für eine neue Schreckensnachricht mag er wohl bringen? Was immer er bringt, ich nehme es mit Zweifel auf. Ich habe nicht die Absicht, mich noch einmal hereinlegen zu lassen.

Da ist er auch schon, gestikuliert mit Händen und Füßen, sein Gesicht führt einen wahren Veitstanz auf: — Schnell auf die Kamele —, japst er, — Ibrahim lässt ausrichten... Dort vom jenseitigen Berg... Jalla-jalla...

Aber diesmal lassen wir uns gewiss nicht hetzen. Mit kühler Zurückhaltung nehmen wir die Nachricht auf. Auf ein erneutes Wettrennen, ein erneutes Schweißbad legen wir keinen Wert. Nur Geduld, Ibrahim, dort auf jenem jenseitigen Berggipfel! Seit vier Tagen hast du nichts anderes getan, als uns warten zu lassen...

In dieser Weise beschwichtige ich mich selbst. Dennoch vergehen keine zwei Minuten, da sitzen wir beide im „Sattel“, schon treiben wir unsere Kamele den Hügel hinan, hinter dem weite Sprünge machenden Einäugigen her. Als wir vom Hügelkamm Ausschau

halten, erblicken wir bald Ibrahim; er steht dort auf dem gegenüberliegenden Grat, etwa anderthalb Kilometer entfernt! Und sobald er uns bemerkt, beginnt auch er wahnsinnig zu gestikulieren. Er schwenkt einen langen Fetzen, sicher sein abgewickeltes Kopftuch...

Die anderthalb Kilometer zwischen uns verstehe ich als Luftlinie; wir können jedoch nur auf Umwegen dorthin gelangen. Ein breiter Kessel mit steilen Wänden vertieft sich vor uns; höchstens zu Fuß könnten wir darin hinabsteigen. Hingegen zeigt sich hier oben, entlang des fast einen Halbkreis beschreibenden Kammes, ein leichtes Fortkommen für die Kamele; hier können sie sogar galoppieren. Ich treibe meines auch schon an, sporne es mit dem Kolben des Gewehrs an, schnalze ihm zu, rucke an seiner Nasenschnur...

Endlich verstehen wir uns. Es streckt seinen Schlangenkopf nach vorne (dadurch verlängert sich sein Hals um etwa einen halben Meter), dann beginnt es unter langsamen, weichen Stößen einen trabenden Laufschritt. Durch sein Beispiel belehrt, streckt sich auch F.s Kamel, es trottet mir bereits munter hinterher. Beide greifen gut aus, sind es doch Vollblut-Hedjins, die berühmten Rennkamele des Nomadenstammes der Bisharin! Ihr einäugiger Herr bleibt wahrlich zurück, obwohl auch er keucht und flink seine Storchenbeine bewegt...

Zehn bis fünfzehn Minuten lässt man sich auf einem rennenden Kamel schon irgendwie durchschütteln, besonders wenn ein Steinbock in Aussicht ist. Aber von etwas Angenehmem ist eine solche Jagerei doch noch weit entfernt! Obwohl das Reiten angeblich weniger ermüdend ist als zu Pferde. Mitte des vorigen Jahrhunderts zum Beispiel ritt der berühmte Gouverneur Mohammed Ali (allerdings wurde er verfolgt) auf einem Kamel in zwölf Stunden von Kairo nach Alexandria, und das sind 175 Kilometer! Man sagt, dass ein guter Hedjin täglich 120 bis 140 Kilometer ohne besondere Anstrengung zurücklegt...

Na, aus mir würde gewiss ein schlechter Beduine, mir waren diese zehn Minuten schon gerade genug. Fast wären mir die Zähne ausgebrochen. F. ist zwar ganz Lächeln und versucht mich glauben zu lassen, dass er es genossen habe. Ich sehe jedoch eher, dass er sich vor allem über das Absitzen freut. Ibrahim empfängt uns außer sich vor Freude, ja förmlich rasend. Seine Zunge dreht sich so schnell, sein dünner Arm gestikuliert und zeigt so viel, dass wir den Grund seiner Aufregung auf die Schnelle nicht recht verstehen. Obwohl wir ahnen, dass ein Steinbock in der Nähe sein muss.

Für einen ruhigen Wortwechsel bleibt jedoch keine Zeit. Ibrahim ergreift bereits die Flucht nach vorne, und wir – was könnten wir anderes tun – rennen hinterher... Es sind noch keine zehn Minuten vergangen, seit wir gelobten, an einem ähnlichen Wettlauf nicht mehr teilzunehmen! ... Bald sind wir auch außer Atem. Keuchend, in Schweiß gebadet, aber nun im Schritt stürmen wir hinter Ibrahim her, und nach einigen Minuten erblicken wir – Ahmed, den Unterkabir. Er kauert hinter einem Felsen und winkt von dort, dass wir uns langsam und leise nähern sollen...

Sollte es tatsächlich ernst werden? Oder erwartet uns wieder ein neuer Misserfolg? ...

Und als wir in Ahmeds Nähe kommen, hören wir das – Hundebellen! ... Vorerst nur aus der Ferne, kaum vernehmbar. Aber jetzt ahnen wir, worum es geht. Ibrahims Hunde haben den Bedein in die Enge getrieben. Es scheint, wir kommen doch nicht ohne Hunde um die Sache herum. Übrigens, mir ist es jetzt auch egal, wenn ich nur endlich diesen geheimnisvollen Steinbock zu Gesicht bekomme...

— Dakar? — frage ich Ibrahim — Bock? — Dakar kebir? Großer Bock? — Kebür hálesz! — flüstert er selbstvergessen — entsetzlich groß! Und er beschreibt mit seinem

Zeigefinger einen so großen Kreisbogen, wie ein Steinbockgehörn noch nie auf der Welt gewachsen ist...

Wir verschnaufen. Mit einer Hand halte ich Ibrahims Arm, mit der anderen Ahmeds. Sonst würden sie schon rennen wie die Amokläufer und uns stehen lassen. Eine unbändige Aufregung hat von ihnen Besitz ergriffen; vergebens versuche ich sie zu beruhigen. Der eine zerrt hierhin, der andere dorthin, sie missgönnen einander den Ruhm, uns zum Wild geführt zu haben...

Dabei ist die Sache jetzt kaum eilig. Wenn ihr Hund den Steinbock wirklich gestellt hat, wird er ihn so schnell nicht verlassen. Vorerst bemühe ich mich, diese zwei windigen Gesellen zum Hierbleiben zu bewegen. Alleine, oder höchstens zu zweit mit F., könnte ich mich viel leichter in die Nähe des Wildes schleichen. Diese beiden Verrückten würden es sicher verscheuchen. Zudem stören sie mich mit ihrem unaufhörlichen Geschwätz, ihrer nervösen Hektik... Die Drohung mit dem Ausbleiben des Bakschisch verfehlt auch diesmal ihre Wirkung nicht. Sie geloben bei Allah, dass sie sich nicht von der Stelle rühren und erst beim Ertönen meines eventuellen Schusses hinter uns herlaufen werden.

Wir hingegen tasten uns mit F. zum Rand des Kessels vor. Bis direkt an das Ufer des Abgrunds, aus dessen Tiefe das immer wieder aufkläffende Hundegebell zu hören ist... Vorsicht! Der Windzug ist nicht passend: Nackenwind, der größte Feind des Jägers, kitzelt meinen Hals... Das Kläffen hingegen ertönt von der Seite, aus dem unsichtbaren Teil des Kesselufers. Es wird also am besten sein, halb abzusteigen und sich am Uferhang entlang bei halbem Wind zu nähern...

Wir machen uns auch daran, obwohl es keine gerade leichte Sache ist. Im steilen Hang müssen wir uns mit beiden Händen festhalten. Aber wir kommen voran. Wenn auch sehr langsam, jeden Schritt wohlbedacht, um nicht durch das Lockern von Steinen mit dem Fuß Lärm zu machen.

Und von oben kommend poltert nun doch ein beträchtlicher Stein neben uns auf, ja er reißt sogar ein oder zwei Gefährten im Fallen mit sich... Ich blicke auf – da steigen doch die beiden Nichtsnutze hinter uns herab. Ihre unvorsichtigen Füße haben den Stein losgelassen. In meinem Zorn richte ich das Gewehr auf sie – daraufhin halten sie es doch für besser, stehen zu bleiben.

Mit großer Vorsicht kriechen wir weiter vor. Das Winseln des Hundes ist beharrlich von einer Stelle aus zu hören. In seiner Richtung, etwa fünfundzwanzig Meter von uns entfernt, ragt die Felswand hervor und versperrt uns die Sicht. Wenn man nur bis dorthin gelangen könnte, von dort aus müssten wir etwas sehen...

Wir kommen auch hier an, ohne jeden Zwischenfall – das Kläffen tönt immer näher... Und als ich langsam-langsam hinter der Ecke hervorluge – da erblicke ich auch schon den Wildbock! Er ist nicht weiter als sechzig bis siebzig Schritte entfernt... Ein Tier mit prächtigem Gehörn, den Kopf nach unten, in den Abgrund gerichtet... Den Hund jedoch kann ich nicht sehen, obwohl er ihn auch jetzt fleißig anbellt... Der Bock hat keine Ahnung von uns, er ist nur auf den Hund fixiert.

Er drückt sich fest mit dem Hinterteil gegen die Felswand. Seinen Kopf mit den sichelförmigen Hörnern lässt er immer wieder nicken und stößt drohend in Richtung des Hundes, der offensichtlich in irgendeiner Grube kläfft... Unseren Wind kann der Bock kaum noch wittern. Da ich sehe, dass wir es ohnehin nicht eilig haben, lehne ich die Waffe neben mich und hole den Fotoapparat hervor. F. hantiert mit demselben; die Linse seiner Contax zielt bereits auf den Steinbock. Er ist zwar etwas weit weg (ein Teleobjektiv haben

wir leider nicht dabei), und die steile Felswand wirft einen Schatten auf seinen Körper. Nur seinen Kopf und den nach hinten gebogenen Bogen seines Gehörns trifft die Sonne...

Er macht hie und da einen Schritt, mal hierhin, mal dorthin, aber von dem Felssims will er offensichtlich nicht weichen... Wir sind fertig mit dem Fotografieren. Wieder greife ich nach der Waffe, bereite mich auf den Schuss vor. Und sobald der Bock mir die Flanke zeigt – drücke ich ab...

Er bricht zusammen. Er rührt sich kein einziges Mal mehr. Er liegt unbeweglich auf dem schmalen Sockel, den er als Verteidigungsstellung gewählt hatte. Und nach einigen Augenblicken der Stille – da springt auch schon der Hund aus seiner Deckung hervor, schüttelt und zerrt an dem leblosen Bock und bellt ihn wütend an...

Hinter uns aber bricht das Triumphgeschrei von Ibrahim und den anderen los. Und als hätten sie es von den Steinböcken gelernt, so springen sie die halsbrecherische Felswand hinunter. Sie kommen auch hier an, ja sie lassen uns sogar schon hinter sich und streben mit großen Sprüngen der Beute zu... Und in ihren Händen blitzt das Messer, das bereit ist, dem Steinbock die Kehle durchzuschneiden!

Aus Leibeskräften versuche ich, sie zum Halten zu bewegen... Aber ich muss wieder mit dem Erschießen drohen, erst dann beachten sie mein Gebrüll. Mit einem mohammedanischen Begleiter ergeht es dem Jäger meistens so. Ach, wie viel habe ich mich deshalb schon geärgert! Ein rechtgläubiger Anhänger des Propheten darf nämlich nur das Fleisch eines rituell getöteten Tieres essen. Dem geschossenen Wild muss die Kehle schnell, noch vor dem Verenden, durchschnitten werden, sonst wird sein Fleisch unrein und für einen muslimischen Magen verboten. Wenn der Jäger also in solchen Momenten nicht energisch durchgreift, schneiden seine mohammedanischen Begleiter dem geschossenen Wild im Nu die Kehle durch und verunstalten damit die auszustopfende Trophäe gründlich.

Noch etwa zehn Minuten mühen wir uns ab, bis wir uns zum Bock vorgearbeitet haben. — Khoisz hálesz! — wiederholen die Kabire — Dakar kebüir! — Khoisz, khoisz —, sage ich, — schön, schön. Aber wahrlich eher ein Kebir als ein Kebüir! Ein Maßband habe ich zwar nicht dabei, aber von jenen aus dem Wadi Rish-Rah stammenden Exemplaren mit über einem Meter langen Hörnern ist dies hier weit entfernt. Das festzustellen fällt mir nicht schwer. Da ich jedoch keine Wahlmöglichkeit hatte, kann ich stolz sagen: Ich habe den Steinbock mit dem größten Gehörn geschossen – den ich jemals gesehen habe. Und einem geschenkten Gaul – oder Steinbock – schaut man ohnehin nicht ins Horn.

Hier drängen wir uns um ihn herum, die zwei Kabire und wir beide. Und hier drängt sich zwischen uns der Held des Tages – der Windhund mit dem abgenutzten Fell! Der „Sinkorán"! Er sitzt auch unter uns. Und zwar vertraulich, mit freudigem Gesicht und schwanzwedelnd. Es stellt sich heraus, dass er die ganze Hetzjagd alleine, ohne die Hilfe seines Gefährten, bewältigt hat.

ABSCHIED VON DER WÜSTE

Noch nie habe ich einen solchen Sinneswandel bei einem Hund gesehen. An die Stelle seines heimtückischen, argwöhnischen Blicks ist ein ehrliches, treues Hundeauge getreten. Ich kann getrost seinen Kopf streicheln, ihm die Flanke tätscheln. Er lässt es glücklich geschehen, ja er leckt mir dankbar die Hand. Es scheint, wir haben uns endlich gefunden – im Geiste des jeweils anderen als Jäger. Und über dem Kadaver unserer gemeinsamen Beute, dem schönen Steinbock, schließen wir Freundschaft. Ich weiß wohl, dass wir uns

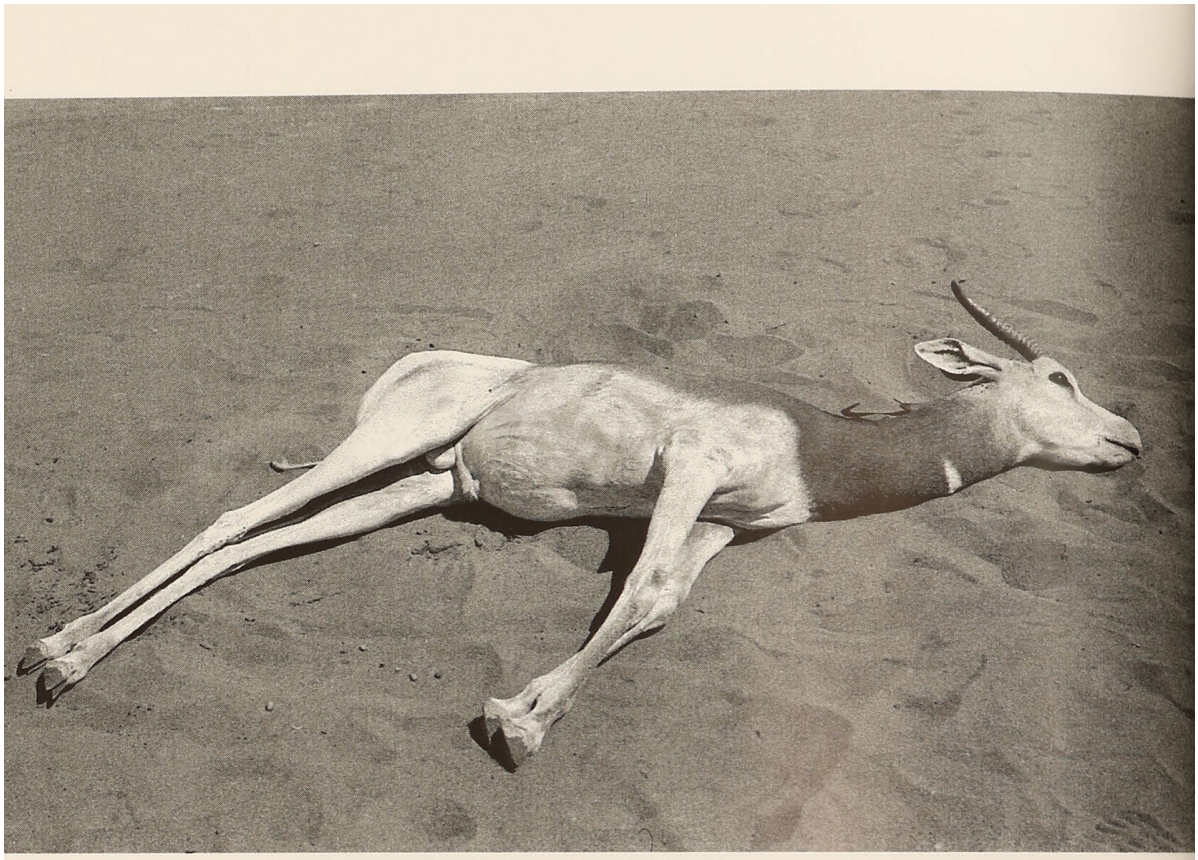
morgen trennen, dass wir uns nie wieder begegnen werden. Aber ich weiß auch, dass ich den vor Stolz strahlenden Blick dieses semmelfarbenen Steinbock-Windhundes so bald nicht vergessen werde.

Die beiden Kabire tragen den Steinbock mühelos; er ist wesentlich kleiner als der europäische Verwandte, nur etwa halb so groß. Sein Bart jedoch ist viel länger als der kurze Kinnbüschel des italienischen Vetters. Ein echter, anderthalb Spannen langer Ziegenbart. Offensichtlich muss der alte Miskolci dies einst in seinem bereits mehrfach zitierten Buch gemeint haben: „Der Wildziegenbock pflegt sich seines Bartes wegen gar sehr viel einzubilden und pflegt der Führer der ganzen Herde zu sein. Wenn ihm aber sein Bart geschoren wird, sieht ihn niemand mehr vorangehen, sondern er trollt sich gedemütigt als Letzter hinterher."

Ich sage ja, die beiden Kabire tragen den Bock leicht, bald erreichen sie mit ihm auch den Kamm. Hier warten bereits die anderen, unsere zwei Kamele und die drei Treiber.

Nach einer weiteren Fotosession binden wir unsere Beute auf ein Kamel. Die Farbe seines Fells ist verblasst, fahlgelb, genau wie die des Kamels. Wie die des Steinbock-Hundes. Wie die der uns umgebenden, sich ausbreitenden Wüste... Kamel, Slughi-Hund, Bedein! Drei wahrlich unterschiedliche Kinder der Wüste. Ihr Gewand jedoch ist aus einfarbigem Stoff gefertigt, aus dem anspruchslosen Hausgewebe ihrer gemeinsamen Mutter, der fahlgelben Sandöde.

Als wir das Lager erreichen, kommt ein unangenehmer, kalter Wind auf. Er treibt den Sand vor sich her, dass es nur so raucht, wirbelt die Landschaft in eine dichte, gelbe Staubwolke und macht sie dadurch noch unfreundlicher, noch öder und trauriger. Er lässt unser luftiges Zelthaus knarren und schlagen und droht auch uns fast fortzuwehen, während wir hier draußen den Steinbock häuten.



Addra (Afrika legnagyobb gazellája)

Bereits zum dritten Mal messe ich die Länge seiner Hörner, aber wie sehr ich das Maßband auch zwinge, es zeigt nicht mehr als 83 Zentimeter an. Wahrlich ein kümmerliches Maß im Vergleich zu den 133 Zentimetern des Rekord-Bedein-Gehörns.

Was den Ruhm seiner Erlegung betrifft: Darauf könnte einzig und allein der Hund Anspruch erheben. Ohne seine Hilfe hätten wir sicher das Schiff verpasst und wären zudem vielleicht noch ohne Steinbock heimgekehrt...

So sehr ich diese „billige" Art der Jagd auch herabgewürdigt habe, siehe da, ich bin selbst darauf hineingefallen. Und meine einzige Entschuldigung: Schließlich hat schon Ferenc Rákóczi... Ja sogar! Der Bedein wurde schon viel früher, bereits in der Urzeit, mit Hunden gejagt! Hier, bitteschön, sehen Sie sich nur diese Felsritzung aus der Zeit der Pharaonen an: Wenn sie auch nicht besonders künstlerisch ist, so erkennt man doch den krummhornigen Steinbock. Und auch die beiden Kläffer, wie sie ihn von vorne und hinten bedrängen!

Vom letzten Abend unseres sechstägigen Lagerlebens kann ich im Übrigen nicht viel Gutes sagen. Der Wind wird immer stärker, wir frieren immer mehr. Wir ließen ein stattliches Feuer hier vor dem Zelt entfachen, in der Hoffnung, damit unser Schlafzimmer zu beheizen. Doch wir mussten bereits den Zelteingang zuschnüren, da die Gewalt des Sturms zusammen mit der Wärme auch den Rauch hineindrückt. Vor dem Schlafengehen versuchen wir also draußen, aus den vom Wind gepeitschten Flammen ein wenig Wärme für die Nacht zu sammeln.

Unsere Wüstenangelegenheiten haben wir erledigt. Unseren Steinbock haben wir geschossen, unsere Küken haben wir gegessen, mit Ibrahim haben wir uns versöhnt, mit seinem Hund Freundschaft geschlossen. Ja, sogar für die Besichtigung der Kairoer Museen haben wir drei Tage beiseitegelegt: Selbst Tutanchamun bekommt seinen gebührenden Anteil. Danach können wir beruhigt die Zelte abbrechen. Sobald es tagt, brechen wir Richtung Heimat auf.

Ich fürchte, diese Schrift spricht mehr über Steinböcke, als die Geduld des Durchschnittslesers verträgt. In dieser Erzählung kommt das Wort „Steinbock" nämlich – ich habe genau nachgezählt – einhunderteinundvierzigmal vor. Aber vergessen wir nicht, dass ich diesen Bericht nicht zur Unterhaltung des Lesers geschrieben habe, sondern einzig zur Versöhnung meines ausgestopften Steinbockkopfes. Ich war also darauf bedacht, den Gefeierten so oft wie möglich zu erwähnen.

Dabei kennt die Naturgeschichte – ich hoffe, Sie haben es gelernt – fünf Arten von Steinböcken. Und glauben Sie mir, ich bräuchte auch jene fehlenden drei. Über die könnte ich ein viel besseres und vor allem viel dickeres Buch schreiben!

An gutem Willen mangelt es mir wahrlich nicht. Es mangelt lediglich an Visa in meinem Reisepass. Wohlan also, bitte, verzögern wir diesen allgemeinen Weltfrieden nicht mit allerlei Ausflüchten. Öffnen wir endlich sämtliche Grenzschranken – ich habe Dringendes im Tian-Shan zu erledigen!

Bevor ich nun diese Schrift auf die Reise schicke, erzähle ich noch schnell einen belauschten Dialog. Nicht ich habe ihn belauscht, ich habe ihn in einem Buch des berühmten L. Bromfield gelesen, der ihn wiederum von jemand anderem gehört hat:

Zwei Menschen trinken an der Bar eines Ozeandampfers: — Lieben Sie die Engländer? — fragt der eine. — Ich nicht! — antwortet der andere. — Die Deutschen? — Nein. — Und die Russen? — Die auch nicht. — Vielleicht die Amerikaner? Auch hierauf ist ein verneinendes Kopfschütteln die Antwort. Einige Minuten schweigen sie. Dann braust der eine, nachdem er ungeduldig sein Glas geleert hat, auf: — Ja, wen zum Teufel lieben Sie denn eigentlich? — Meine — Freunde!

Diese kleine Geschichte ist heute nicht gerade aktuell. Denn sie erwähnt Freiheit, Friedensluxus – Weltfrieden! Wo jeder nach Belieben aus jeder Nation Freunde für sich wählen kann... Und wenn wir dann alle wieder Freunde sein können, dann können wir – Inshallah – aufbrechen, um die fehlenden Steinbockhörner zu holen!

Ende

Die erste Expedition im Sudan (1927)

4. März 1927, an Bord der „Helouan“*

Ankunft in Triest um halb zehn Uhr morgens, herrlicher Sonnenschein, unbeweglich blauer Himmel und Meer. Im Savoia Hotel direkt an der Küste ein gutes Bad und Frühstück; und genau vor dem Haus liegt die „Helouan“. Vom Fenster aus sehe ich zu, wie die Passagiere allmählich an Bord ziehen. Gegen Mittag ziehe ich ebenfalls mit meinen Taschen um, und – zu meiner großen Freude – finde ich die Gewehrkiste bereits in meiner Kabine vor, unter meinem Bett; man hat sie direkt von der Bahn hierher gebracht. Meine Kabinennummer ist 95, schrecklich eng, aber sie liegt sehr gut, mit einem Fenster zum Meer, daneben ein Badezimmer. Soweit es ging, habe ich die nötigsten Sachen ausgepackt, dann ging ich hinauf, um mir das Auslaufen anzusehen, was pünktlich um ein Uhr geschah. Gleich darauf ertönte die Suppenglocke, die die Mahlzeiten ankündigt. Das Essen scheint erstklassig zu sein. Am Nachmittag Schlaf, Kennenlernen, Korrespondenz. Am Abend saß ich noch eine Weile bei einem Whisky mit dem Kapitän zusammen, dann zog ich mich zurück, da oben lauter langweilige alte Herren sitzen, es gibt weder Bridge noch Tanz. Jetzt habe ich mich hingelegt, nur eine kleine Lampe brennt hier bei meinem Kopf, so ist meine Kabine äußerst behaglich. Die See ist (auf Holz geklopft) beständig sehr angenehm, man spürt nichts weiter als das Vibrieren der Maschinen. — Morgen Mittag legen wir in Brindisi an.

5. März

Das Wasser ist heute etwas bewegter, aber keineswegs unangenehm, das Wetter warm und sonnig. Gegen Mittag erreichten wir Brindisi, wo das Schiff etwa zwei Stunden hielt; währenddessen machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Es gibt wenig zu sehen, außer den ersten großen Palmen. In den Nachmittagsstunden fuhren wir an der griechischen Küste entlang, sahen aber nur hohe, schneebedeckte Berge. Gegen Abend ging ich mit dem Kapitän durch das Schiff: Außer den Maschinenräumen habe ich alles besichtigt, von den Luxuskabinen bis hin zum Zimmer der chinesischen Bodenwischer.

Anmerkung der Redaktion: Über Széchenyi Zsigmonds weithin bekannte afrikanische Jagdexpeditionen hinaus, die dem ungarischen Leserkreis aus seinen Büchern wie „Csui!“, „Afrikanische Lagerfeuer“, „Rollender Sand“ und „Denaturiertes Afrika“ bekannt sind, nahm er an zwei weiteren Afrika-Expeditionen teil. Seine erste Reise trat er mit dem berühmten Wüstenforscher László Almásy an. Sein nun veröffentlichtes Tagebuch schrieb er im Frühjahr 1927 während seiner Jagd im Sudan, das zweite anlässlich der im Frühjahr 1960 vom Naturwissenschaftlichen Museum organisierten Sammelexpedition in Tansania. Zwischen den beiden Expeditionen liegen 33 Jahre – mehr als ein Menschenalter. Auszüge aus diesen Tagebüchern zeigen nicht nur den Weg auf, den ein sportbegeisterter Tagebuchschreiber seit seinen ersten Versuchen zurückgelegt hat, sondern sind auch ein lebendiger, bewahrenswerter Spiegel der Veränderungen der afrikanischen Verhältnisse über ein Menschenalter hinweg.

6. März

Wir sind gerade an der Insel Kreta vorbeigefahren, die Berggipfel sind mit dickem Schnee bedeckt. Ein herrlicher Anblick, ich habe ihn etwa zwei Stunden lang mit dem Fernglas betrachtet. Schade, dass meine Mitreisenden so schrecklich uninteressant und nutzlos sind. Es gibt zwei Klaviere – eines verstimmter als das andere –, auf denen ich gelegentlich herumklimpere. Morgen Mittag sollten wir in Kairo eintreffen. Den Vormittag beabsichtige ich mit Packen zu verbringen, da ich aus allen drei Taschen alles herausgeschüttet habe und die Unordnung hier in meinem Zimmer so groß ist, dass mir die Haare zu Berge stehen, wenn ich daran denke, alles wieder hineinpferchen zu müssen, umso mehr, als ich das Packen hasse und es zudem gar nicht kann.

8. März, New Khedivial Hotel, Kairo

Seit vorgestern kam ich kein Wort zum Schreiben, ja auch jetzt kaum, da wir bald wieder zum Bahnhof aufbrechen, obwohl ich seit zwei Tagen so viel zu schreiben hätte, so viele Unmengen neuer Eindrücke, dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Wenn ich wieder Zeit habe (denn jetzt kann man zwei Tage lang im rüttelnden Zug nicht schreiben), werde ich mich sicher nicht mehr an die Reihenfolge erinnern. Also zuerst schnell ein paar Worte zum gestrigen Tag. Die See war durchweg ziemlich ruhig, ja bei meiner Ankunft besonders friedlich. Ein herrlicher warmer Tag, ohne eine einzige Wolke, knallblauer Himmel und knallgrünes Wasser.

Gegen drei Uhr nachmittags tauchte die afrikanische Küste auf, obwohl ich anfangs nur eine kleine gelbe Linie sah, war dies dennoch ein großer Moment! Natürlich saß ich mit dem Fernglas in der Hand da, bis wir in den Hafen einfuhren. Zuerst hielten wir draußen; auf kleinen Motorbooten trafen die verschiedenen offiziellen Organe nacheinander auf unserem Schiff ein. Ärzte, Passkontrolleure, Finanzer usw. Diese Angelegenheiten dauerten eine Stunde, während sich um das Schiff ständig schreiende Menschen in den buntesten Gewändern sammelten, die, als wir dann endlich anlegten, auf einmal das Schiff überfluteten, was ein wahrhaft malerischer Anblick ist, aber mit so schrecklichem Lärm und Durcheinander verbunden war, dass man ganz verwirrt und ermüdet wird.

Bald tauchte auf dem Schiff ein kleiner dicker Mann auf, der aus Leibeskräften meinen Namen schrie; es stellte sich heraus, dass es einer von Almásys Leuten war, der die Waffeneinfuhrgenehmigungen brachte. Danach folgte die Gepäckkontrolle, die reibungslos verlief, obwohl die gesamte Gewehrkiste bis zum letzten Stück ausgepackt wurde. Jede einzelne Gewehrnummer und Optik wurde notiert, Patronen nachgezählt usw. Als endlich alles in Ordnung war, bestiegen wir den Schnellzug. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit bis zur Abfahrt und setzte mich in ein Auto, um mich ein wenig umzusehen. Überraschend sind diese bunten, lärmenden Straßen, diese Vielfalt an Farben.

Um zehn Uhr abends kam ich in Kairo an. Almásy wartete mit seinem Wagen am Bahnhof, brachte mich ins Hotel, wo ich mir das Abendessen aufs Zimmer bestellte. Bis ein Uhr nach Mitternacht besprachen wir die für den nächsten Tag anstehenden Dinge, da wir bereits am nächsten Tag weiterreisen. Ich war schon todmüde und schläfrig, als Almásy nachts um ein Uhr, im Begriff zu gehen, plötzlich erklärte: Angesichts der Tatsache, dass wir so wenig Zeit für die Sehenswürdigkeiten haben, dürfe man nicht schlafen, sondern wir sollten uns in seinen Wagen setzen und das Kairoer Nachtleben ansehen!

Also zog ich mich wieder an, und wir fuhren los. Zuerst fuhren wir zur Zitadelle hinauf, von dort betrachteten wir die beleuchtete Stadt, die Dächer aller Moscheen mit Lampenkränzen umgeben; jetzt ist ihr vierzigtägiges Fest, der „Ramadan“. Dann führte er mich um die sogenannte „Totenstadt“ herum, in der keine einzige Lampe brennt und kein Mensch wohnt, die aber aus ordentlichen Häusern besteht und im Inneren voller Gräber und Kryptenreihen ist. Hier verirrten wir uns sogar in eine Sackgasse und kamen kaum wieder heraus. Dann brachte er mich zu den alten Kalifengräbern, die im Mondschein herrlich wirken und, von den Autoscheinwerfern beleuchtet, hervorragend zu sehen sind. Danach machten wir einen Abstecher in die Wüste, drehten auch dort eine Runde, von dort in die Stadt, ins Eingeborenenviertel. Gegen Morgengrauen kam ich nach Hause.

Am nächsten Morgen – also heute – war Almásy schon um acht Uhr mit seinem Wagen hier, um mich abzuholen. Zuerst brachte er mich nach Gizeh zu den Pyramiden, dann machten wir erneut eine Runde in der Wüste. (Dies ist seine Hauptleidenschaft; er behauptet, dies täglich zu tun, und dass außer ihm kein anderes Auto dorthin fahre; tatsächlich sieht man auch keine andere Autospur außer der seinen.) Vor dem Mena House hielten wir zum Frühstück; da erwachten gerade die Gäste und kamen heraus, um unter großem Geschrei die Kamele zu besteigen, von denen aus man ihnen die Pyramiden zeigt. Ein herrlicher Anblick vor dem großen Hotel: all die „Dragomane" in bunter Kleidung und mit geschmückten Kamelen.

9. März, das Schiff „Sudan" auf dem Nil

Also gestern Abend um sechs Abfahrt von Kairo mit dem Luxor-Express, der aus lauter schneeweißen Waggons besteht. Nach dem Abendessen schnelles Schlafengehen und heute Morgen um acht Erwachen in El-Uqsor (Luxor). Der Zug fährt durch schöne grüne Weizenfelder, und wenn dazwischen nicht Palmenhaine und auf Kamelen und Eseln reitende Menschen wären, könnten wir fast in Ungarn sein. Wenn ich aus dem Fenster schaue, sieht man unentwegt wunderbare große Bäume voller herrlicher bunter Blüten. Was die Tierwelt betrifft, sah ich viele Störche, einige weiße Löffler, dann direkt neben dem Zug einen toten Esel, auf dem Unmengen von Geiern saßen. Mittags erreichten wir Assuan; hier ist es schon heiß, wir laufen in Leinenkleidung und Tropenhelm herum. Eine Stunde nach Assuan erreichten wir Shellal, wo wir jetzt um drei Uhr nachmittags eingeschifft haben und mit dem Schiff bis Wadi Halfa fahren. (Übermorgen Mittag kommen wir dort an.) — Es tat unglaublich gut, das schöne saubere Schiff zu besteigen. Ausgezeichnete geräumige Kabinen, wir bekamen sogleich ein gutes Bad, und nun sitze ich sauber und gesättigt hier an Deck. Die Luft und die Aussicht sind herrlich, ich schreibe Tagebuch.

Wir haben es sehr eilig, unser Ziel so bald wie möglich zu erreichen; den Sehenswürdigkeiten können wir keinerlei Zeit widmen. Wir fuhren durch Luxor, sahen aber außer dem Bahnhof nichts weiter; auf dem Rückweg wollen wir uns jedoch wenigstens Tutanchamun ansehen. Kaum waren wir heute mit dem Schiff von Shellal losgefahren, da passierten wir die Ruinen des Tempels von Philae, die, obwohl noch recht unversehrt, im vom Nilwasser angestauten Gebiet stehen, so dass nur die Spitzen der Säulen herausragen. Dies wird in kürzester Zeit vom Wasser umgeworfen werden, aber es musste wegen des großen Assuan-Damms geopfert werden, mit dessen Hilfe nun ganz Oberägypten bewässert wird.

Es ist schon ganz dunkel geworden, wir sitzen hier an Deck in großen Sesseln. Es ist eine schöne sternklare, kühle Nacht. Ich habe die Schifffahrt heute Nachmittag sehr genossen. Am linken Ufer die Nubische Wüste, am rechten die Sahara; am Wasserufer reihen sich die kleinen grauen, farblosen Lehmdoerfer aneinander; sie sehen aus wie an das Ufer geklebte Schwalbennester. Man sieht keinen farbigen Punkt, das ganze Dorf ist einfarbig gräulich-rot und gleicht der Wüste dahinter. Es gibt keinen einzigen grünen Punkt im Dorf, weder einen Baum noch einen einzigen Grashalm. Wovon mögen diese unglücklichen Völker leben? Und wovon leben ihre Ziegen (denn auch die gibt es)? Direkt vor ihrem Haus der Nil, hinter ihrem Rücken die endlose Wüste.

10. März, vormittags, auf dem Nilschiff namens „Sudan"

Endlich gab es heute Nacht einen richtig langen Schlaf. Die Farben und Beleuchtungen hier sind bewundernswert. Dunkelblau ist der Nil, am Ufer ein paar knallgrüne Bäume, und dahinter dieser helle zinnoberrote Sand, dahinter wiederum knallblauer Himmel – es tut fast in den Augen weh, so lebhaft sind die Farben.

Nach dem Frühstück. Wir legten an und besichtigten den Tempel von Amada, erbaut um 1500 v. Chr. Nach großem Fotografieren zurück zum Schiff, denn es herrscht schon brütende Hitze. Am Nachmittag Bridge mit den amerikanischen Mädchen, aber von echtem Bridge haben sie keine Ahnung.

Die Sonne ist untergegangen, auf einmal wurde die Luft ausgezeichnet kühl; wir atmen alle auf. Was wird mit mir dort während der Jagd geschehen, wenn mir schon jetzt, hier auf dem Schiff, die Hitze zu viel wird? Eben passierten wir die auf der Spitze einer hohen Felswand liegende Festung Kasr Ibrim. Sie stammt aus römischer Zeit und war seinerzeit die Hauptfestung Nubiens. Heute Abend um halb zehn legen wir beim berühmten Tempel von Abu Simbel an, der zu den herausragendsten Sehenswürdigkeiten des alten Ägyptens zählt und angeblich bei Mondschein besonders schön ist. Er wird innen bei Lampenlicht gezeigt. — Morgen früh erreichen wir Wadi Halfa, wo leider die angenehme Schiffsreise endet und wir sofort in den Zug umsteigen. In den schmalspurigen sogenannten „Sunshine-Express", mit dem wir unsere Reise Richtung Khartum fortsetzen.

Diese Entfernungen sind gewaltig. Am 3. bin ich von zu Hause aufgebrochen, heute ist der 10., seit einer Woche reise ich unentwegt – und wie weit sind wir noch von unserem Ziel entfernt!

Um zehn Uhr abends legten wir bei herrlichstem Mondschein am Tempel von Abu Simbel an. Das war nun wirklich bewundernswert schön. Der gesamte Tempel ist aus einer hohen Felswand herausgehauen, direkt am Nilufer. Vor dem Eingang sitzen links und rechts je zwei aus dem Fels gemeißelte Steinfiguren von ganz unwahrscheinlicher Größe, die im Mondlicht noch größer erscheinen. Ihre Höhe mag 25-30 Meter betragen. Auch im Inneren des Tempels befinden sich Statuen von riesigem Ausmaß, jede aus demselben Fels gehauen. Nach der Besichtigung des Tempels kletterten wir auf den Gipfel des Berges, aus dessen Flanke der Tempel herausgehauen wurde. Es war ein unbeschreiblich schöner Anblick von dort oben auf die im Mondlicht schwimmende Wüste – vor uns im Tal der Nil. An die Abfahrt dachten wir erst, als unser Schiff unten laut zu pfeifen begann. Es war Mitternacht, als wir unser Schiff erreichten; wir fuhren sogleich weiter.

Wir blieben noch lange auf; da erfuhren wir erst, dass der Engländer, der die Amerikaner führt, ein sehr berühmter Mann ist. Er ist der bekannte Mr. Barns, der jene herrlichen afrikanischen Jagdbücher schrieb. Er war 12 Jahre lang professioneller Elefantenjäger und schoss an die dreihundert Elefanten. Wir sind ständig zusammen, und ich ließ mir Unmengen interessanter Dinge von ihm erzählen. Vielfältige Planmöglichkeiten bezüglich Uganda und Belgisch-Kongo (das heutige Zaire), wo es, wie es scheint, wenn man die Art und Weise kennt, noch große Möglichkeiten gibt, viele und große Elefanten zu schießen, billiger als unsere diesjährige Reise. Natürlich braucht man viel mehr Zeit dazu, und es bedeutet Unmengen an Mühe und Entbehrung, zudem ist die Gegend sehr ungesund.

11. März, im Sunshine-Express Wadi Halfa – Khartum

Heute Morgen um acht kamen wir in Wadi Halfa an, wo wir ausschiiften; dies ist die sudanesische Grenzstation. Wieder musste alles ausgepackt werden: Revision, Passus, Stempelung; dann Einstieg in den Sunshine-Express, der zwischen Wadi Halfa und Khartum verkehrt und die Nubische Wüste durchquert. — Nun, das ist ein herrlicher Zug: Seine Gleise sind ganz schmal (kaum breiter als die einer Feldbahn), er besteht aus lauter schneeweißen Schlafwagen und einem schönen, bequemen, großen Speisewagen. — Jeder Passagier hat ein schönes, bequemes Abteil mit einem guten Bett, einem kleinen

Waschtisch und einem kleinen Schreibtisch; alle Fenster sind aus blauem Glas, so dass die Beleuchtung trotz der blendenden Wüste sehr angenehm gedämpft ist; in jedem Abteil befindet sich ein großer elektrischer Ventilator, der ständig läuft, so dass auch die Luft sehr angenehm ist; der Ausblick aus dem Fenster zu beiden Seiten ist endlose gelbe Wüste, ohne einen Baum, ohne eine menschliche Seele, nur hier und da sitzt ein Paar Geier auf irgendeinem alten Baumstumpf.

Gegen Abend. Wir sind allein im ganzen Zug, dieselben, die wir auch schon auf dem Schiff zusammen waren; heute Abend nach dem Abendessen spielten wir Bridge im Speisewagen – momentan ist es ein Uhr nachts. Auch der Ventilator hilft nicht, die Hitze ist schrecklich, und es gibt sehr viele Fliegen. Jetzt haben wir angeblich die Wüste verlassen und sind wieder in die Nähe des Nils gekommen, was man in der Dunkelheit natürlich nicht sehen kann; morgen um halb zehn sollen wir in Khartum ankommen, wo wir Unmengen zu tun und einzukaufen haben; am Abend reisen wir sogleich weiter, mit dem Zug. — Heute tagsüber zeigte Almásy an mehreren Stellen im Wüstensand die Spuren ihrer letztjährigen Autodurchquerung; interessant, dass sie selbst jetzt, nach einem Jahr, noch ganz gut auszumachen sind.

Ich kenne schon den Namen jeder einzelnen Wildart. — Trotz der Tatsache, dass wir alle Fenster schließen, bedeckt ständig eine gelbe Sandschicht das ganze Abteil, und alle Sachen sind voll davon.

12. März, Khartum, Grand Hotel

Um zehn Uhr vormittags kamen wir an, am Abend reisen wir weiter. Es herrscht eine schreckliche Hitze, und wir sind an einem furchtbaren Ort; nach der Ankunft gingen wir sogleich zum Oberjägermeister, an den mein Empfehlungsschreiben gerichtet war. Er ist jedoch gerade vorgestern für längere Zeit verreist, nur sein Stellvertreter ist hier. Das ist ein recht großes Problem, denn es ist ein junger, neuer Mann, der die Dinge nicht recht versteht. Zudem hören wir mit Schrecken, dass in diesem Jahr bereits 5-6 Expeditionen dorthin gegangen sind, wohin wir wollen, und drei davon sind jetzt noch draußen; das ist wiederum unangenehm, weil sie alles durcheinanderbringen, bis wir dort ankommen! Zudem ist es sehr betrüblich, dass keine der bereits zurückgekehrten Expeditionen einen Elefanten mitgebracht hat; kurzum, die Aussichten sind sehr schwach. Wir dachten daran, diese Reise abzublasen und uns Richtung Weißer Nil aufzumachen. Aber auch das geht nicht mehr, da unsere Karawane vor vier Tagen telegraphisch in Richtung Dinder-Rachet in Marsch gesetzt wurde; sie zurückzurufen ist nicht mehr möglich. Die ersten hundert Kilometer wollen wir mit dem Auto zurücklegen, dies sei angeblich noch befahrbar, und so sparen wir uns wenigstens vier Tage Fußmarsch; von dort aus ziehen wir dann mit der Karawane weiter. Mit einem Wort: Nun bleibt nichts anderes übrig, als den Weg zum Dinder-Rachet anzutreten. Wir haben noch viel zu erledigen, und um sechs Uhr abends geht es mit dem Zug weiter nach Sennar.

13. März, Bahnhof Sennar

Um drei Uhr morgens stiegen wir am Bahnhof Sennar aus; der Zug fuhr ab, und damit brachen wir jeglichen Kontakt zur weißen Zivilisation ab. Die „Station" von Sennar ist ein Bahnwärterhäuschen in der Wüste. Angefangen beim „Chef" sind es lauter Schwarze, kein einziger versteht ein Wort Englisch; mit großer Mühe machen wir ihnen in der Dunkelheit verständlich, dass sie unser Gepäck in den „Wartesaal" (eine Art offene Scheune) neben dem Bahnwärterhäuschen schleppen sollen, wohin man uns noch zwei Betten brachte (vier separate Holzrahmen, auf die Rahmen ist ein Schnurnetz gespannt); auf diese legten wir uns und erwachten heute um sechs Uhr morgens. Eben ist auch das Auto angekommen, mit dem wir sogleich weiterfahren, wir nehmen nur schnell ein Frühstück aus dem mitgebrachten Proviant zu uns.

Sieben Uhr abends. Bei Kerzenlicht schreibe ich vor unserem Zelt, beim Dorf Abu Haschim, am Ufer des Dinder. Wie ich heute Morgen schrieb, fuhren wir nach sechs Uhr mit einem dorthin bestellten Ford von Sennar zum nächsten englischen Kommando, das sich in Maguar befindet; hier suchten wir den englischen Distriktkommandanten auf, einen sehr freundlichen englischen Offizier.

Ich fahre also in den Ereignissen fort: Wir verabschiedeten uns vom Kommandanten und stiegen in den Ford. — Wir brachen nach neun Uhr auf und fuhren 165 km am Stück, teils auf guten, teils auf schrecklichen Wegen, anfangs am Blauen Nil entlang, bogen jedoch bald in den wildesten Busch (Dickicht) ein. Gegen halb sechs abends kamen wir beim Dorf Abu Haschim an, wo wir unser Lager vorfanden. Unterwegs hielten wir nur einmal für fünf Minuten an, um eine Dose Kompott zu essen, ansonsten fuhren wir durch. Den ganzen Tag sah ich nichts weiter als einige sehr schöne bunte Vögel, darunter in einem großen Schwarm eine lange, dünnschwänzige Wildtaube, wie die unsere, nur mit einem elsternartigen Schwanz; dann einen schönen grünen Papagei, einen knallroten Vogel (Amselgröße) mit blauem Rücken, dann herrliche grünlich-schwarze Elstern und Krähen mit weißer Weste, eine große Gruppe „Guinea-fowl", d. h. Wildperlhühner; dies wird angeblich unsere Hauptspeise bilden.

Unsere Ankunft bei der Karawane löste große Freude aus; der leitende Hauptmann, Abdul, ist sehr nett und scheint tüchtig zu sein (der Einzige, der einigermaßen Englisch spricht). Er freute sich sehr über Almásy, mit dem er schon letztes Jahr zusammen war, und fing sogleich an, ihn zu umarmen, ebenso mich. Die heutige Nacht verbringen wir hier, im Morgengrauen brechen wir auf. Am Ufer des Dinder (im Dinder befindet sich derzeit kein Tropfen Wasser) stehen unsere Zelte, darin ist schon alles vorbereitet: zwei Feldbetten und je eine Badewanne. Wir machten uns sogleich daran, alles aus-und umzupacken, uns zu waschen und zu essen; dann packten wir die Gewehre aus, verteilten die Patronen, schickten eine Zielscheibe ans gegenüberliegende Ufer des Dinder und probierten, vor dem Zelt sitzend, unsere Gewehre aus.

Die Zusammensetzung der Karawane: ein „Headman" (der eingeborene Leiter der Expedition, der Abdul), ein Koch (Ahmed), ein Diener (namens Ibrahim), drei Shikaris (Jäger), ein Eselboy und 10 einfache Leute. Tiere: 3 Esel, 2 Reit-und 10 Lastkamele. Unser Zelt steht unter einem riesigen Baum. Während wir hier gerade packen, kletterte plötzlich ein schöner großer blauer Affe vom Baum herunter, sah uns an und kletterte wieder hinauf. Das erste Wild! Bevor es dunkel wurde, traf ein englischer Offizier ein; er verrichtet eine Art Polizeidienst und ist auf Rundreise; er ließ sich neben uns sein Bett aufstellen, unter dem großen Baum. Wir haben ihn bereits zum Abendessen eingeladen,

er sitzt jetzt auch bei uns. Ich glaube, wir tragen das Bett auch aus dem Zelt hinaus; trotz der Tatsache, dass es jetzt acht Uhr abends ist und ich in einem dünnen Pyjama draußen sitze, schwitze ich. Vorhin war der Scheich des Dorfes hier (ein alter, weißbärtiger, auf einem Auge blinder Neger) und meldete sich sehr respektvoll bei uns an.

Ich habe vergessen, den wunderbaren Anblick zu erwähnen, dass wir heute, als wir an im tiefsten Urwald liegenden Negerdörfern vorbeikamen, deren Bevölkerung mehr oder weniger völlig nackt geht, sahen, dass am Ende des Dorfes (genau wie in unseren Dörfern neuerdings) zwei ordentlich aufgestellte Tore stehen und die gesamte Dorfjugend, zwar nackt, aber bereits den besten englischen Fußball tritt. Sie spielten ganz vorschriftsmäßig und regelgerecht; demnächst werden sie – wenn sie auch sonst keine Kleidung haben – sicher Fußballschuhe bekommen.

Unser Abendessen ist fertig, ich schließe also. Überall zirpen die Grillen, hie und da schreit ein Esel, ein paar Hunde bellen, es ist dieselbe Stimmung wie in einer sehr warmen Julinacht zu Hause. Das Unangenehmste ist, wie ich sehe, dass wir nur ganz warme Getränke bekommen werden, da wir keine Eismaschine haben. Trinkwasser schöpfen sie aus dem Dinder, und selbst gefiltert ist es gelb, trüb und warm; wir haben etwa 50 Flaschen Mineralwasser. Aber das kann natürlich nur als Leckerbissen verwendet werden, denn so viel, wie man bräuchte, können wir nicht mit uns führen.

14. März, Abend, beim Camp „El Durraba“

Heute schreibe ich nur ein paar Zeilen, damit der Zusammenhang gewahrt bleibt, denn ich bin so todmüde, dass ich kaum sehen kann. Um sechs Uhr morgens brachen wir auf, teils zu Fuß, teils auf Eseln, teils auf Kamelen. Kaum waren wir losgezogen, trafen wir auf eine heimwärts strebende englische Gesellschaft, Ehemann und Ehefrau; sie sagen, sie hätten eine aus 20 Tieren bestehende Elefantenherde dort gesehen, wohin wir streben, hätten aber keinen geschossen, weil alle schwach waren. Hingegen Büffel und anderes Wild, so sagen sie, gebe es viel.

Wir marschierten ununterbrochen bis elf Uhr in schrecklicher Hitze am Ufer des Dinder entlang. Das Bett des Dinder ist völlig ausgetrocknet, nur etwa alle 5-10 km gibt es kleine teichartige Wasserreste (Pools). Um elf Uhr hielten wir es nicht mehr aus; wir erreichten eine neue Wasserstelle, legten unsere Kleider ab und legten uns hinein. Es war ganz heiß, reichte nur bis zu den Knien und war voll von schwimmendem Kamelmist, dennoch tat es sehr gut. Wir lagen zwei Stunden lang darin wie die Nilpferde. Etliche blaue Paviane kamen ans Ufer, um zu trinken; wir saßen mitten im Wasser und betrachteten sie von dort aus; dann ein Haufen schöner kleiner Vögel; ich schoss zwei herrliche, bunte kleine Kolibri-Arten.

Um zwei Uhr nachmittags setzten wir unseren Weg fort und sind nun beim Dorf El Durraba angekommen, wo wir in einem Wald unser Lager aufschlugen. Ich bin schrecklich müde, vorerst quält mich die Hitze furchtbar, umso mehr, als ich weder schlafen noch essen kann. Heute habe ich den ganzen Tag nichts gegessen, nur etwa zwei oder drei Liter abgestandenes Dinder-Wasser getrunken, da dies noch verhältnismäßig am kühlsten ist! Unser Mineralwasser ist natürlich ganz heiß. Ab morgen will ich etwa 3-4 Liter Tee im sackartigen eingeborenen Wasserbehälter, dem „Zenzimir“, mit mir führen; daraus verdunstet ständig die Feuchtigkeit, so erwärmt sich das Getränk darin noch relativ am wenigsten.

Jetzt am Abend, vor unserer Ankunft, schoss ich im Wald drei schöne fette Wildperlhühner für die Küche; sie fliegen unentwegt in Gruppen auf wie Rebhühner,

sind aber etwa doppelt so groß, etwas größer als die zahmen Perlhühner bei uns zu Hause. Anderes Wild habe ich noch nicht gesehen. Oder etwa doch...

... negyedóráig öntöztettem Ibrahimmal a vizet a nyakamba. – Wir sitzen ohne Kleidung vor dem Zelt, gleich werden wir essen, dann versuche ich sofort zu schlafen, vielleicht gelingt es heute endlich. Obwohl ich es nicht glaube, denn die Hitze ist unverändert; erst gegen drei Uhr morgens kühlt es ein wenig ab, dann schläft man zwar sofort ein, aber nach fünf Uhr wird schon wieder geladen, denn um sechs ziehen wir weiter. Morgen sollten wir angeblich das wildreiche Gebiet erreichen. Heute haben wir mit der Einnahme von Chinin begonnen – von nun an nehmen wir es täglich. Der Kuriosität halber erwähne ich, dass wir gerade ausgerechnet haben: Almásy und ich haben heute pro Kopf zwischen vier und fünf Liter Flüssigkeit konsumiert!

15. März, Abend, Camp „Ereif el Dick"

Auch heute war ein sehr anstrengender Tag, aber schon viel interessanter. Morgengrauen: Aufbruch aus El Durraba. Bald darauf schoss ich einen großen grauen Adler aus beträchtlicher Entfernung von einem Baum im Wald; ich sprang vom Esel, schoss mit dem kleinen Kugelgewehr – er fiel herab. Wir reisten weiter in schrecklicher Hitze durch völlig ausgebrannte, heiße, kränkliche kleine Wäldchen; ständig sahen wir winzige Dikdik-Antilopen (so groß wie ein stattlicher Hase), aber ich konnte nie erkennen, ob es Bock oder Ricke war, also schoss ich keine davon.

Gegen elf Uhr erreichten wir eine Wasserstelle, in der ich die ersten Krokodile sah, etwa 7-8 Stück. Nur ihre Nasen schauten heraus, also schoss ich nicht auf sie, da sie klein waren und man sie wegen der anderen ohnehin nicht aus dem Wasser holen kann, wenn man eines erlegt; ich werde erst schießen, wenn ich eines draußen an Land sehe. Wir hatten uns schon gefreut, uns in dieses Wasser zum Ausruhen hineinlegen zu können, aber angesichts der Krokodile wagten wir es doch nicht. Später erreichten wir eine andere, kleinere Pfütze. Wer es nicht probiert hat, kann sich nicht vorstellen, welch unsagbarer Genuss es ist, sich in so eine schmutzige Pfütze zu legen, wenn man von der Hitze so erschöpft ist, dass man glaubt, keinen Schritt mehr tun zu können. Die Kehle trocknet aus, man wagt nicht einmal zu sprechen, weil auch das weh tut. – Wohl anderthalb Stunden lag ich in der warmen Pfütze, kam dann heraus, um eine Obstkonserve zu essen, legte mich erneut hinein und freute mich über die vielen seltsamen Vögel, die zum Trinken kamen. Von unseren vertrauten heimischen Vögeln habe ich bisher unsere zwei Schwalbenarten, den Storch, den Wiedehopf, die Wildtaube (in großen Mengen) und unsere Blauracke (in Somogy heißt sie „Grüner Weih") beobachtet; sie ist genau wie unsere, außer dass der Hahn einen langen, dünnen Schwanz hat, wie ein Fasan. Während ich dort im Tal lag, sah ich noch einen prächtigen großen schwarz-weißen Adler mit einer Haube wie ein Kakadu; dann kamen zwei schöne weiß-bunte Ägyptische Ibisse, von denen ich einen mit Schrot erlegte; ein herrlicher riesiger Schwarzstorch ließ sich unweit von mir nieder; letzterer sei sehr selten, wie ich hörte, und man dürfe nur einen schießen. Ich hätte ihn mit der Kugel erlegen können, aber er tat mir leid.

Gegen drei Uhr setzten wir unseren Weg fort. Bald zeigten sich überall Elefantenspuren; alte, aus der letzten Regenzeit stammende, aber es ist überraschend, wenn man diese riesigen, waschbeckengroßen und knietiefen Löcher sieht! Mehrfach sahen wir winzige Dikdik-Antilopen, aber ich konnte nicht schießen. Gegen vier Uhr trafen wir auf drei Ariel-Gazellen (Sömmeringgazelle – Gazella soemmeringi), die etwa 300 Schritte vor uns durch den Wald zogen. Auf die letzte schoss ich, aber sie war zu weit weg. Eine Zeitlang ging ich ihr nach, sah aber ein, dass es aussichtslos war, und ließ sie stehen. Eine Ariel ist

so groß wie ein Damtier, von heller, fahlgelber Farbe. Gegen Abend sahen wir erneut ein Rudel Ariels, aber zu weit weg, und gleich danach, ebenfalls aus etwa 250 Schritten Entfernung, einige Riedböcke (Buschantilope). Er ist so groß wie eine Ariel, rehfarben, das Gehörn wie eine nach vorne gedrehte Gemskrickel, aber wesentlich größer. Ein guter Bock stand allein, ich sprang vom Esel und schoss. Ich traf etwas tief (Weidwund), er flüchtete und blieb nach etwa 300 Schritten stehen. Dann schoss ich ihn aufs Blatt; er blieb liegen; damit hatte ich mein erstes ordentliches afrikanisches Wild. Ich war unsagbar glücklich, da es angeblich ein sehr guter Bock ist. Meine Begleiter waren rührend, jeder Einzelne schüttelte mir die Hand und bat um Segen für den weiteren Verlauf. Wir warfen ihn auf einen der Esel und zogen weiter. Es war fast schon dunkel, als wir aus etwa 100 Schritten Entfernung einen großen, trappenartigen Vogel spazieren sahen. Der Mond stand schon hoch, als wir unsere vorausgeschickte Karawane erreichten, die bei Ereif el Dick lagerte. Wohl eine halbe Stunde lang ließ ich mir von Ibrahim Wasser über den Nacken gießen. Welch überirdischer Genuss das ist, lässt sich nicht beschreiben. Wieder sitze ich hier nackt und schreibe bei Kerzenlicht (selbst im dünnsten Pyjama bricht einem der Schweiß aus). Man sagt, von hier an beginne das wildreiche Gebiet. Morgen früh ziehen wir gar nicht weiter, sondern ruhen uns aus und schauen uns ein wenig um. Während des heutigen Marsches habe ich einen mit Tee gefüllten Drei-Liter-Zenzimir komplett leergetrunken, und jetzt am Abend trinke ich noch mindestens zwei Liter Wasser – ganz unvorstellbar, nicht wahr? Gerade sagt Abdul, dass man für heute Nacht die Kamele zusammenbinden und zusammentreiben muss und die Gewehre geladen sein müssen, denn hier streife nachts bereits ein „Assad“ (Löwe) umher.

Zehn Uhr abends. Das ganze Lager ruht bereits, Almásy hat sich hingelegt, unsere Leute haben sich hingelegt, in einem Haufen liegen hier neben meinem Zelt unsere 12 Kamele und knurren so seltsam in sich hinein, als ob ihr Magen knurren würde. Das Ufer des Dinder ist hier sehr steil, auf dessen Krone steht unser Lager. Direkt unter uns eine Pfütze, in der – wie man sagt – sehr viele Krokodile sind. Ununtervon hört man, wie sie mit einem großen Platschen etwas schnappen (denn zu dieser Zeit jagen sie). Ansonsten herrscht völlige Stille, ich sitze bei einer Kerze und lese noch, solange mein Whisky reicht, denn vor Mitternacht kann ich wegen der Hitze ohnehin nicht schlafen... Gibt es zu Hause schon Veilchen und Schnepfen?

16. März, Mittag, Camp „Ereif el Dick“

Schnell ein paar Zeilen zu den Ereignissen des Vormittags: Die ganze Nacht blies ein schrecklich heißer Wind. Wir sind schon sehr geschwächt, diese Hitze ist furchtbar. Um sieben erwachte ich und brach auf, um in der Umgebung zu pirschen; ich fand eine ganz frische Löwenspur und sehr viele, aber alte Elefantenspuren und Losung. Plötzlich traten wir aus dem Dickicht oben am hohen Dinder-Ufer heraus und blickten in das unter uns liegende kleinere Gewässer; vorne ging der eingeborene Fährtenleser. Plötzlich setzt er sich nieder und sagt: „Timsah!“ (Krokodil). Ich schaue auch hin und sehe, dass etwa 200 Schritte entfernt am Wasserrand drei liegen – ein größeres, zwei kleinere. Ich lud ein Stahlmantelgeschoss in den kleinen Schönauer, zielte gut hinter das Ohr des großen; auf meinen Schuss hin blieb es auf der Stelle liegen, schlug nur mit dem Schwanz um sich, und sofort sah ich durch das Fernglas, dass genau dort das Blut aus seinem Kopf rann, wohin ich gezielt hatte. Die anderen beiden verschwanden im Wasser; wir saßen noch etwa zehn Minuten dort und beratschlagten, wie man es aus dem Flussbett heraufholen könnte, als es plötzlich einen großen Ruck tat und ins Wasser kippte, das dort nur knietief war; es begann im Kreis zu schwimmen, den Kopf immer aus dem Wasser haltend. Da feuerte ich nacheinander sechs Schüsse auf seinen Kopf ab, aber leider hatte ich nur Bleispitzgeschosse bei mir, da ich nur mit Antilopen gerechnet hatte; die Kugeln klatschten laut auf seinem Kopf auf, aber er nahm sie gar nicht wahr, da das

Bleispitzgeschoss nicht eindringt. Plötzlich sprang einer der Begleiter mit einem lauten Schrei zu ihm hin und stieß ihm seine Lanze in die Seite, während der andere ihm gleichzeitig mit seiner Axt in den Nacken schlug. Nach ein paar weiteren Axtschlägen verendete es und wurde ans Ufer gezogen; wir brachten es auf dem Esel heim ins Lager und fotografierten es.

Die Hitze ist so furchtbar, manchmal glaube ich, ich halte es nicht mehr aus und muss umkehren. Auch jetzt sitze ich nackt in meinem Zelt, und das Wasser strömt an mir herunter; essen kann ich nicht, aber ich könnte die ganze Donau austrinken. Wenn ich mich doch bloß schon an diesen Zustand gewöhnen würde, denn so wird diese herrliche Jagd wahrlich zur Qual. Von meinem Zelt kaum fünfundzwanzig Schritte entfernt liegen die Überreste des Riedbocks von gestern Abend und des Krokodils; einige Riesengeier und einige Marabus streiten sich mit großem Lärm um das Fleisch, und zwar so nah, dass ich sie von hier, von meinem Bett aus, mit meinem Stock bewerfen könnte.

Während ich gerade schrieb, kommt Almásy mit seinen Leuten an, notwendigerweise noch zitternd vor Aufregung. Sie trafen auf acht Elefanten mitten im dichtesten Dickicht; sie waren 10-15 Schritte entfernt, als sie sie bemerkten, und die Elefanten griffen angeblich an. Ein großer Bulle rannte auf Almásy zu, und er schoss ihm dreimal in den Kopf; einen letzten Schuss gab er aus drei Schritten ab, als ein Elefant ihn fast schon erwischt hätte; aber zum Glück geschah dennoch kein Unglück, doch – wie es scheint – hätte nicht viel gefehlt. Der Elefant ging jedoch ab; sie folgten ihm zwei Kilometer im undurchdringlichen Dickicht; weiter konnten sie nicht gehen und fanden ihn nicht. Es herrscht eine furchtbare Aufregung, alle reden durcheinander, aus dem Ganzen lässt sich ersehen, dass sie es gründlich verpatzt haben. Es ist ein ungeheures Glück, dass sie überhaupt auf Elefanten getroffen sind, schließlich waren in diesem Jahr schon acht Gruppen hier und keine einzige hat geschossen. Ob ich wohl die Gelegenheit dazu haben werde? Ich wage es gar nicht zu hoffen. Wir haben beschlossen, uns im Morgengrauen vorzubereiten, mit Unmengen an Wasser, und uns daran zu machen, der Fährte des verwundeten Elefanten zu folgen. Seine Gefährten verlassen ihn nicht, solange er lebt; natürlich muss man dabei sehr vorsichtig sein, denn eine solche aufgebrachte Herde greift sofort an, und das kann mit unseren kleinen Gewehren ziemlich unangenehm werden. Vielleicht wird doch noch etwas gelingen.

Wenn ich nur endlich schlafen könnte! Dann wäre alles gut, aber außer der Zeit zwischen drei und fünf Uhr morgens bin ich nicht dazu in der Lage. Ein interessanter Beweis für die große Hitze ist, dass alle Vögel, die ich von hier aus meinem Zelt beobachte: Geier, Marabus, Reiher, Wasser-und Singvögel, ausnahmslos mit weit geöffnetem Schnabel dasitzen, wie Jagdhunde im Sommer. Ich könnte so viel schreiben, so viel Interessantes beobachte und sehe ich ständig, aber ich bin so verblödet und ermüdet, dass ich nur mit größter Anstrengung ein paar Zeilen schnell notieren kann. Eben kamen zwei Ariel-Gazellen zum Wasser, um zu trinken. Als ich mich ihnen näherte, blieben sie stehen und sprangen zurück.

SZERZŐ ÉS KÍSÉRETE AZ ELEJTETT KECSKEBAKKAL (A PUSKÁT IBRAHIM TARTJA)

Um acht Uhr abends, bei Kerze. Um vier Uhr nachmittags brach ich mit meinem Shikari (Jäger) namens Mohamed, einem Esel und dem Eseljungen auf. Kaum hatte ich mich vom Lager entfernt, sah ich, am hohen Dinder-Ufer entlangziehend, weit vor mir am Rande eines kleinen Gewässers drei Krokodile liegen. Auf ca. 200 Schritte pirschte ich mich an sie heran, weiter ging es nicht. Ich legte mich hin, stellte den kleinen Schönauer gut ein und schoss dem größten eine Stahlkugel genau neben das Auge. Es blieb auf der Stelle liegen, schwenkte nur den Kopf hin und her, konnte sich aber nicht mehr rühren. Danach schoss ich von dort, wo ich war, noch zweimal genau hinter das Auge zielend, woraufhin es sich nicht mehr bewegte. Ich kletterte zu ihm hinunter und freute mich sehr über mein gut schießendes Gewehr: Alle drei Kugeln saßen nebeneinander hinter dem Auge. Es ist kleiner als das, welches ich am Morgen schoss, ca. 2,5 Meter (das am Morgen war ca. 3 Meter). Danach ging ich weiter und saß mit meinem Shikari an einem schönen Aussichtspunkt am Ufer auf der Lauer, von wo aus sich ein guter Ausblick auf ein schönes kleines Gewässer bot. Es war ein herrlicher, genußvoller Ansitz, auch die Hitze ließ etwas nach, wir saßen an einem schönen schattigen Platz unter einem großen Sykomorenbaum. Vor mir fischten allerlei Wasservögel, darunter ein schöner Seidenreiher, und einige kleine Krokodile steckten immer wieder den Kopf heraus; auf einmal kam eine riesige Schar Perlhühner zum Trinken und veranstaltete einen schrecklichen Streit und Lärm. Dann zieht Mohamed an meinem Ärmel und macht mich aufmerksam: „Ariel, Efendi!“ Ein einsamer Ariel-Bock (die gestern verwundete Gazellenart) tritt vorsichtig zum Wasser. Als er breit steht, schieße ich ihn mit dem kleinen Gewehr aufs Blatt. Nach einigen Sprüngen bricht er zusammen, ein sehr guter Bock, ganz hell semmelfarben. Danach wollte der Shikari nach Hause gehen, da nach dem Schuss ohnehin nichts mehr käme, aber ich erklärte ihm, dass wir bis zur Dunkelheit bleiben würden. Die Sonne war gerade untergegangen, als gegenüber eine große schwarze hirschähnliche Gestalt stehen blieb, ohne Geweih. Sie trat aus dem Dickicht. „Katambur!“ – sagt der Shikari; das bedeutet „Waterbuck“ (Wasserbock). Er kam zum Trinken, aber es war ein Tier (Weibchen). Ein paar Minuten später stößt mich Mohamed an: „Daker kebir, katambur!“ (Großer Bulle, Waterbuck!). „Atrup, Efendi!“ (Schieß, Herr!) Nun sehe ich doch, dass hinter dem Tier ein männliches Tier derselben Art kommt, aber ein prächtiges Männchen; so groß wie unser Hirsch, dunkel schokoladenfarben, mit zotteligem Haar und langen, geraden, ringförmigen Hörnern. Es war ein herrliches Bild, wie sie nebeneinander am Wasser standen und tranken, hinter ihnen die untergehende Sonne und im Wasser ihr Spiegelbild. Ich schoss genau aufs

Blatt. Er machte drei große Sprünge und brach dort am Ufer zusammen; auch dieser ist, wie es scheint, ein gutes Stück seiner Art. Dieser heutige Abend war ein großer Genuss, und glücklich kehrte ich auf meinem Esel ins Lager zurück. Kaum war ich zu Hause angekommen, hörte man in weiter Ferne das Brüllen eines Löwen, aber nur ein paar Mal. Jetzt hat Almásy mein Grammophon aufgezogen, die Eingeborenen hocken im Kreis darum herum und hören mit glänzenden Augen zu. Ich würde die Safari so genießen, wenn ich nur die Hitze etwas besser vertragen würde. Morgen im Morgengrauen brechen wir Almásys verwundetem Elefanten nach, mit vier Schützen, drei Lanzenträgern, zwei Pferden und einem Wasserträger-Esel.

17. März, nahe Camp „Wad-el-Hag"

Heute im Morgengrauen brachen wir Almásys Elefanten von gestern nach; bis zehn Uhr folgten wir ihnen in schrecklich dichtem Dornengestrüpp und hohem Elefantengras, bei unsagbarer Hitze, aber ergebnislos. Wie es scheint, haben sie das Weite gesucht. Heute ließ ich mir an Ort und Stelle Almásys Fall von gestern schildern: Den ersten Schuss gab er aus ca. fünfzehn, den zweiten aus zehn, den dritten aus drei Schritten Entfernung auf den Elefanten ab, und er ging dennoch weg. Ach Herrgott! Wenn ich nur dabei hätte sein können. Nach der Suche reisten wir bis ein Uhr mittags weiter zu unserem jetzigen Lagerplatz Wad-el-Hag; ich kann die Schrecken einer solchen Wanderung während des Tages nicht ausreichend beschreiben, wenn man völlig verblödet, vor Hitze halbohnmächtig auf dem Esel hängt und dieser im hohen trockenen Gras unentwegt in unsichtbare Elefantenspuren tritt und auf die Nase fällt. Erst an Abenden wie diesem, wenn ich mich eine halbe Stunde lang habe begießen lassen, komme ich etwas zu mir, zumindest so weit, dass ich das Geschehene etwa beschreiben kann. Während unseres Weges am Vormittag traf ich auf immer mehr Wild, vor allem auf riesige Scharen von Ariel-Gazellen. In Gruppen von vierzig bis fünfzig tauchten sie unentwegt im ausgetrockneten Wald und im Ried auf. Zwei Böcke schoss ich aus ihrer Mitte, einen sehr guten und einen mittleren. Von dieser Art darf ich zwölf Stück schießen. Gegen Mittag sahen wir das erste Rudel Roan-Antilopen (Pferdeantilope – Hippotragus equinus), ein prächtiges großes Tier, pferdegroß, mit großen nach hinten gebogenen Hörnern. Davon darf man nur zwei schießen, aber leider kam ich nicht zum Schuss, da sie absprangen. Ich sah zudem ziemlich viele frische Büffel-und Giraffenfährten. Es war schon fast dunkel, als ein Rudel Riedböcke zum Trinken an das Wasser kam; ein guter Bock war unter ihnen, den ich aus wirklich großer Entfernung (250-300 Schritte) mit einem Blattschuss erlegte. Danach legte ich mich, da es ohnehin dunkel war, selbst in die Pfütze; erst nachdem mich dies etwas zu sich gebracht hatte, packte ich den Riedbock auf und kehrte ins Lager zurück. Jetzt sehen wir, dass das erlegte Tier sehr gut ist, viel besser als jenes, das ich vorgestern schoss. Bei der Heimkehr erfuhr ich, dass Almásy zwei mittlere Ariel-Böcke geschossen hat. Heute habe ich lange die Marabus beobachtet. Sie sind so seltsam! Wie ernste Professoren mit großen Nasen spazieren sie immer um unser Zelt herum, bleiben zwischendurch stehen, breiten ihre Flügel aus und stehen so, mit gespannten Flügeln, manchmal eine halbe Stunde lang bewegungslos da.

18. März, Vormittag neun Uhr, Camp „Wad-el-Hag"

Um fünf Uhr morgens ging ich pirschen, jetzt bin ich zurückgekommen: Außer großen Ariel-Rudeln habe ich nichts gesehen. Während ich hier gerade vor dem Zelt schrieb, sah ich, dass zu dem Wasser, das ca. 700-800 Schritte von hier entfernt ist, ein riesiges Ariel-Rudel zum Trinken kam. Ich nahm das Gewehr, pirschte mich hin, aber sie bemerkten mich und zogen weiter. Ich setzte mich unter einen Busch und musste nicht viel länger als eine halbe Stunde warten, da kamen sie zurück; es mögen etwa achtzig Stück gewesen sein. Sie tranken dort vor mir, ich sah ihnen lange zu, dann schoss ich den größten Bock

heraus. Jetzt sitze ich wieder hier vor dem Zelt und sehe von hier aus auch mit bloßem Auge gut, wie der Bock am Ufer liegt; ich habe gerade zwei Leute geschickt, damit sie ihn herholen. Mittag. Jetzt sind die Leute von der Nachsuche mit dem Ariel-Bock zurückgekommen, sie haben ihn gebracht! Sehr tüchtige Leute, besonders mein Eseljunge, der „Tutanchamun" gerufen wird. Ein Sudanese mit seltsamem Gesicht, der bei all seiner Tüchtigkeit dafür bekannt ist, dass er eine ganz normale Männerstimme hat, aber wenn er Wild sieht, wird seine Stimme vor Aufregung plötzlich ganz dünn und hoch, wie die einer kleinen miauenden jungen Katze; wir platzen fast vor Lachen, so seltsam ist das in solchen Momenten. Derzeit ist es etwa Mittag, Almásy ist seit dem Morgen noch nicht zurückgekommen, wahrscheinlich sitzt er an einer der Pfützen mit seinem Fotoapparat auf der Lauer; wie ich sehe, ist er ein sehr braver und tüchtiger Mann, er macht alles sehr gut, so dass ich mich um recht wenig kümmern muss. Ein sehr bequemer und angenehmer Reisegefährte. Heute Nachmittag packen wir unsere Zelte zusammen und wandern weiter, denn hier gibt es außer den großen Ariel-Massen nicht viel Wild. Hier ist es nicht üblich, die Gehörne auszukochen wie bei uns; man schneidet den Kopf ab, wirft ihn hier vor das Zelt, im nächsten Augenblick bedeckt ihn eine Masse von Geiern und reinigt in kurzer Zeit das Fleisch vollständig ab. Heute war endlich die erste Nacht, in der ich schlafen konnte; ich hoffe, dies lag nicht nur an der völligen Erschöpfung, sondern wird auch weiterhin so sein. – Inzwischen habe ich zwölf Stücke geschossen und (außer einer Trappe) noch nicht gefehlt. Gegen Abend zogen wir weiter, und als es dunkel wurde, erreichten wir das Gewässer namens Chor el Gosar. Diese Namen, von denen zuletzt die Rede war, sind alle Namen einzelner Gewässer; Dörfer gibt es hier nirgends mehr. Unterwegs sahen wir außer Ariels nichts weiter; eine große Trappe habe ich erneut gefehlt, aber sie mochte wohl 350 Schritte entfernt gewesen sein. – Wir lagern heute an einem schönen Platz unter einem riesigen Sykomorenbaum.

19. März, Mittag, Camp „Ein el Sheims"

Im Morgengrauen zogen wir von Chor el Gosar weiter, einer von uns auf der rechten, der andere auf der linken Seite des Dinder-Bettes, während wir pirschten und die Karawane mit der Anweisung zurückließen, uns nach zwei Stunden zu folgen. Jetzt um elf bin ich hier in Ein el Sheims angekommen, dem vereinbarten Ort. Almásy und bald auch die Karawane müssen hier eintreffen. Heute lagern wir hier. Unterwegs sah ich einen großen Affen; als er mich bemerkte, hockte er sich hinter einen Baum, genau wie ein Kind, das man bei etwas Verbotenem ertappt. Meine Leute wollten unbedingt, dass ich schieße, aber ich brachte es nicht übers Herz. Später sah ich noch einen guten Waterbuck und zweimal ein Rudel Roan-Antilopen. Die Roan ist ein furchtbar vorsichtiges Wild, und es ist sehr schwer, den Bullen herauszusuchen, da auch die Kühe Hörner haben. – Mein Shikari will mich heute Abend zu einer Pfütze führen, zu der – so behauptet er – abends ein „Assad" (Löwe) zum Trinken kommt. Wenn ich doch bloß schon einen sehen könnte. Mittags kam Almásy an und schoss einen mittleren Roan-Bock und zwei Warzenschweine; von letzteren habe ich noch gar keins gesehen.

Acht Uhr abends. Jetzt bin ich heimgekommen, und ich hatte ein wunderbares Erlebnis; ca. eine Stunde vom Lager entfernt erreichten wir eine unübersehbar große, flache Savanne; als ich dort hinausblickte, bot sich mir ein unglaublicher Anblick, so dass mir wahrlich der Mund offen stehen blieb. (Nicht weit vom Lager, ca. 200-300 Schritte entfernt, brüllt auch jetzt ein Löwe.) Aber zurück zur im Abendrot badenden Savanne. Wir blicken auf jene große Wiese, und dieser Wildreichtum ist mein bisher größter Eindruck während der hier verbrachten Zeit; ca. 2000 Stück Wild auf einem Haufen, wie eine riesige Herde oder ein Gestüt. Grob geschätzt waren es ca. 1500-1600 Ariel-Gazellen, 200-300 Tiangs (nordafrikanische Leierantilope – Damaliscus korrigum tiang) und Kuhantilopen, und etwa 40-50 Roan-Antilopen (die sich in zwei Rudel aufteilten und

getrennt grasten), darüber hinaus 3-4 einzelne alte Roanbullen. Letztere sind große, graue, pferdegroße herrliche Tiere, die einzeln für sich inmitten der Ariel-Masse standen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, da kaum eine Möglichkeit zum Anpirschen bestand; sie standen inmitten einer großen trockenen Ebene, ringsum der ausgetrocknete lichte Wald, in dem man jeden Schritt meilenweit hört. Kaum hatte ich sie 5 Minuten lang beobachtet (außerhalb der Schussweite), da hatten sie mich schon bemerkt und stürmten mit ungeheurem Lärm und eine große Staubwolke aufwirbelnd davon. Ganz hinten trotteten jene 2-3 starken einzelnen Roanbullen. Ich sah, dass meine einzige Möglichkeit für einen Schuss darin bestand, zu versuchen, ihnen entgegenzulaufen, also rannte ich, so schnell ich nur konnte. Ich rannte schon eine Weile, als ich bemerkte, dass ich den kleinen Schönauer in der Hand hielt, obwohl ich auf dieses pferdegroße Tier auf jeden Fall mit dem größeren zu schießen gedachte. Es gelang mir, ihnen so weit den Weg abzuschneiden, dass ich gerade noch sah, wie die letzten zwei großen Roanbullen in den Wald traben wollten. Ich schoss auf den letzten, hörte den Aufschlag der Kugel, der Bulle wurde sofort langsamer und brach dann zusammen. Ich freue mich sehr über ihn, herrliches Wild, guter Bulle, und es war ein sehr schöner Sport. Von dieser Art darf man zwei schießen. Ich habe noch vergessen zu erwähnen, als ich meinen Ausblick auf jene mit Wild gefüllte Savanne beschrieb, dass der Boden unter all den Tieren beinahe schwarz war von Tausenden von Perlhühnern. Wenn sie in solchen Massen auffliegen, ist das so, dass die Prunkjagd im Fasanengehege von Kígyós wirklich nichts dagegen ist. Jetzt ist es zehn Uhr abends, wir haben zu Abend gegessen. Ein Löwe, der hier in der Nähe brüllte, ist verstummt. Wir planen, ihm morgen ein Stück Wild zu schießen und uns nachts auf die Lauer zu legen, falls er kommt. Man könnte schießen, es herrscht herrlicher Mondschein.

20. März, nahe Camp „Ein el Sheims“

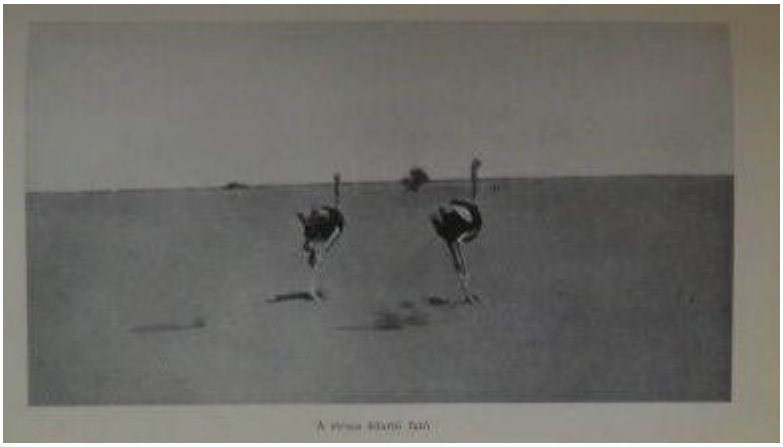
Zehn Uhr vormittags. Jetzt bin ich heimgekommen. Aber ich möchte nicht, dass irgendjemand sieht, in welchem seelischen Zustand ich mich befinde. Man müsste diesen Tag mit einem Trauerand versehen. Aber gehen wir der Reihe nach vor. Im Morgengrauen brachen wir auf, wir liefen lange kreuz und quer herum, sahen nur wenig und schwaches Wild. Nachdem die Hitze stärker geworden war und wir eine große, trockene, kahle Savanne erreicht hatten, verkroch ich mich mit meinem Shikari am Rand in den Schatten eines Dornenbusches. Von dort aus beobachtete ich die vor uns liegende große kahle Fläche, in deren Mitte ein kleiner Sumpf prangt, wohin das Wild zum Trinken geht. Es waren etwa zweihundert Ariels draußen auf dem Feld, einige von ihnen kamen ganz nah an den Busch heran, unter dem wir saßen, dann zwei schwache Roan-Kühe und ein Kuhantilopen-Bulle. Letzteren hätte ich gerne erlegt, aber er graste außerhalb der Schussweite, weit draußen auf dem Feld. Da es anfing, sehr heiß zu werden, legten wir uns beide auf den Rücken, und nur hin und wieder setzte sich einer von uns auf, um hinauszuschauen. Als ich wieder einmal hinausschaue (es war genau neun Uhr morgens), sehe ich, dass Unruhe unter dem draußen grasenden Wild herrscht, denn alle haben den Kopf oben. Alle blicken in die Richtung rechts von mir und sind unruhig. Kaum bemerke ich dies, da tritt rechts von mir, ca. zweihundert Schritte entfernt, ein Löwe heraus und trottet langsam und schläfrig zur Mitte des Feldes. Die draußen befindlichen Wildrudel ergreifen daraufhin die Flucht; ich nehme den großen Schönauer neben mir auf, ziele, aber da ich keinen unsicheren Schuss abgeben will, pfeife ich ihm zu, damit er vielleicht stehen bleibt. Aber er nimmt davon natürlich keine Notiz, behält seine Richtung bei, dreht sich nicht einmal um, sondern wandert nur weiter hinein auf die Wiese, ständig im Fernrohr meines Gewehrs. Mein Finger ist am Abzug, aber währenddessen sage ich mir ständig: „Schieß nicht, denn auf diese Entfernung wirst du ihn im Laufen fehlen, sei ruhig, warte, bis er stehen bleibt.“ Aber er blieb gewiss nicht stehen, sondern wanderte nur weiter. Inzwischen mochte er wohl 400 Schritte entfernt

sein. Ich befahl dem Eingeborenen, regungslos unter dem Busch zu bleiben, und ich kroch auf allen Vieren hinterher. Eine gute Zeitlang ging es so; vorne trottete er, dahinter kroch ich, aber natürlich blieb der große Abstand zwischen uns beständig. Auf einmal blieb er stehen, blickte zurück, bemerkte mich und setzte sich hin wie ein Hund und schaute zu mir herüber. Daraufhin setzte ich mich auch hin, und wir schauten uns an. Ich zielte immer wieder, aber auf ca. 350-400 Schritte zeigte er, frontal sitzend, ein so kleines Ziel, dass ich die Sache nicht mit einem unsicheren Schuss verderben wollte. Da er seine sitzende Position nicht verließ, wurde es mir zu dumm, und ich begann erneut, auf ihn zuzukriechen. Kaum krieche ich ein paar Schritte, steht der Löwe auf, erkennt mich und trabt davon. Ich sah, dass nun ohnehin alles vorbei war, also stand ich auf, zielte auf seine Nase und schoss ab. Direkt an seinem Hinterteil schlug die Kugel in den Boden ein, daraufhin suchte er auf geradem Weg das Weite. Auch meine anderen drei ihm hinterhergeschickten Kugeln verpufften dort neben ihm, aber keine erwischte ihn, und er verschwand im Wald. Mein Befinden zu erörtern, lohnt sich wohl nicht näher; wenn ich noch nicht vergessen hätte, wie man es macht, möchte ich am liebsten „reinen“ (weinen), denn in dieser Gegend gibt es verhältnismäßig so wenige Löwen, und es ist ein ganz besonderes Glück, einem zu begegnen. Ob ich wohl im Leben noch einmal mit einem zusammenkomme? Es war eine Löwin, riesengroß, ein semmelfarbenes Tier; die im Pester Zoo sind dagegen nur eine Art Katzen. Aber nun sprechen wir nicht mehr davon. Wenigstens habe ich einen Löwen gefehlt, das kann auch nicht jeder von sich sagen. Elf Uhr. Jetzt ist Almásy gekommen, er schoss zwei Waterbucks (Wasserböcke). Nun können wir uns gegenseitig keine Vorwürfe mehr machen: Er hat den großen Elefanten und ich den Löwen entkommen lassen. – Ich stehe immer noch völlig unter dem Eindruck des Löwen-Ereignisses. Ich Rindvieh, ich Rindvieh, hätte ich doch bloß gleich geschossen, als ich ihn bemerkte. Jetzt würden sie schon seine Haut vor dem Zelt abziehen, und wir würden ein gewaltiges Fest vor Freude feiern.

21. März, Camp „Chor Galegu“

Elf Uhr vormittags. Jetzt sind wir bei unserem neuen Lager, Chor Galegu, angekommen. Dies ist unser schönstes bisheriges Lager; unter drei riesigen, alleinstehenden Sykomoren-Bäumen stellen wir die Zelte auf. Wir sind gerade eben angekommen, und zwar gleichzeitig mit der Karawane. Jetzt ist das Abladen, das Aufstellen der Zelte usw. im Gange, was immer mit furchtbarem Lärm, Geschrei und Ohrfeigen unter den Leuten verbunden ist. Die Reise im Pirschen war sehr interessant; zuerst erreichten wir gegen acht Uhr ein großes Wiesengebiet, wo außer vielen hundert Ariels ein aus zwölf Stücken bestehendes Antilopenrudel graste, mit zwei guten Bullen. Sie bemerkten uns und zogen ab. Mit einem Umweg rannten wir ihnen entgegen und kamen gerade rechtzeitig an, als das Roan-Rudel ca. 150 Schritte vor uns im Gänsemarsch vorbeizog. Hinten ging einer der guten Bullen, den ich zweimal mit dem großen Schönauer in die Seite schoss, woraufhin er sich niederlegte. Almásy machte sieben Fotoaufnahmen von ihm. Wenn diese gut gelingen, werden es herrliche Bilder. Der Bulle ist gut, aber schwächer als der erste Roan. Dies war der zweite; von diesen darf man nur zwei schießen, also interessieren mich die Roans nun nicht mehr weiter. Als wir weitergingen, sahen wir bald eine kleine gelbe Katze im Wald umherschleichen. Die Eingeborenen riefen: „Cheeta“ (Gepard). Ich springe vom Esel und schieße die Katze mit dem kleinen Gewehr aufs Blatt; sie blieb auf der Stelle liegen. Nun, es war kein Gepard, sondern eine Wildkatze, etwa so groß wie unsere Wildkatze, nur löwengelb. Man sagt jedoch, dass es ein sehr seltenes Tier sei. Später wollte ich eine kleine Dikdik-Antilope schießen, die man sehr oft sieht; ich habe nur deshalb noch keine geschossen, weil ich immer fürchtete, irgendein ernsthafteres Wild durch meinen Schuss zu verscheuchen. Dies ist nämlich die kleinste Antilopenart, etwa so groß wie ein Hase, und sie hat so kleine Hörner wie ein Reh-Spießer. Sie schleicht ständig im hohen Gras herum, und man sieht nur für einen

Augenblick ihren Kopf, dann versteckt sie sich sofort wieder. Eben ist unser Koch angekommen, der mit einem Teil der Karawane etwas zurückgeblieben war, und erzählt, dass nicht weit vor ihnen ein Löwe den Weg überquert hat, kaum eine Viertelstunde von hier entfernt. Dann fanden sie einen ganz frischen, von einem Löwen geschlagenen Roanbullen, dessen Kopf sie auch mitbrachten. Am Nachmittag wollen wir uns an das Aas setzen, da der Löwe pflegt, zu einem am Vortag geschlagenen Wild zurückzukehren. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass Almásy heute Nacht bei Mondschein draußen an den Überresten eines gestern geschossenen Waterbucks auf der Lauer saß, aber es kam nicht einmal eine Hyäne. Jetzt fange ich glücklicherweise an, mich an die Temperatur zu gewöhnen; mein Appetit ist zurückgekehrt, und ich schlafe ausgezeichnet. Jetzt fange ich erst richtig an zu genießen.



22. März, Camp „Chor Galegu“

Im Morgengrauen brachen wir auf; wir setzten uns am Rand einer großen Lichtung nieder, in deren Mitte ein kleiner Sumpf war. Wir warteten, dass vielleicht ein Löwe herauskäme, da wir am Rand der Lichtung ganz frische Spuren gefunden hatten; natürlich kam keiner. Heute Morgen pirschte ich in einem Wald, der aus lauter großen Bäumen bestand, voll von fliederfarbenen, lila Blüten. Dann begegne ich ständig einem Baum voll von magnolienartigen großen gelben Tulpen, deren Blüten einen ausgezeichneten, aber sehr starken jasminartigen Duft haben, so dass man ihn schon von weitem riecht. Ansonsten sind die meisten Bäume jetzt völlig kahl, sie haben ihr Laub abgeworfen. Alles ist ausgetrocknet, verbrannt. Die Wälder und das Gras entzünden sich ständig von selbst. Überall raucht die Gegend, und der Großteil der Wälder ist statt mit Gras mit schwarzem Brand und Asche bedeckt. Verstreut stehen einige riesige Fächerpalmen und gewaltige, alte Sykomoren-Bäume. Eigentlich sind dies die einzigen grünen Flecken, ansonsten ist alles ausgebrannt. Wie ich bereits schrieb, stehen unsere Zelte derzeit unter drei riesigen Sykomoren-Bäumen, die die größten in der Umgebung sind, ein Sammelplatz für Tausende von Vögeln. Außer den hunderten von Geiern (die die Karawane niemals verlassen) wimmelt es auf diesen großen Bäumen von einer Unmenge kleiner bunter Vögel, und zwar in einem Maße, dass einem unentwegt etwas auf den Kopf oder den Rücken fällt, egal was man vor dem Zelt aufhängt oder ob man sich zum Lesen oder Essen hinsetzt. Es ist vergeblich, sie verscheuchen zu wollen; nach ein paar Minuten kommen sie zurück.

24. März, Camp „Bet el Wahash“

Elf Uhr vormittags. Jetzt sind wir mit der ganzen Karawane hier am neuen Lagerplatz angekommen. Eine unübersehbar große Grasebene liegt vor uns, und am Rand stehen einige Bäume, unter denen wir lagern. Während unsere Leute mit dem üblichen großen Lärm unsere Zelte aufschlagen, sitzen wir mit Almásy oben auf einem Termitenhügel und beobachten von dort aus mit dem Glas die vor uns liegende Savanne. Überall, so

weit das Auge reicht, sieht man kleinere und größere Wildrudel, Tiangs, Ariels, Riedböcke und – als Hauptattraktion – in ca. anderthalb Kilometern Entfernung eine große, schwarze, lange Masse – die erste Büffelherde. Bisher lagen sie, nun sind sie aufgestanden und grasen, in Schützenlinie entwickelt, hierher; man kann sie gut mit dem Fernglas sehen. Es sind sechzig und einige, eine riesige schwarze Masse, auf deren Rücken winzige weiße Punkte sind (Kuhreiher, die Insekten von ihrem Rücken picken). Sofort wollte ich losziehen, um sie anzupirschen, aber die Leute lassen mich nicht, denn sie sagen, dass „das ein tollkühnes Ding zu tun ist" (that's a foolish thing to do); man müsse warten, bis sie eine bestimmte Richtung einschlagen, und dann müsse man sich an einem geschützten Ort vor sie setzen, da unter ihnen etliche Kühe mit kleinen Kälbern seien und sie angeblich, wenn man sie auf offener Savanne anpirscht, sofort auf einen losgehen, sobald sie einen bemerken. Jedenfalls verspricht der heutige Nachmittag sehr spannend zu werden; wir haben die Gewehre mit Stahlkugeln geladen und beobachten die Herde. Sie haben sich direkt zu uns gewandt und nähern sich grasend unserem Lager. Heute Vormittag, während wir von unserem gestrigen Lagerplatz zum jetzigen strebten, gab es folgende Aufregung: Vorne ging Fahlata, Almásys Shikari, dahinter Almásy, dann ich, hinter mir mein Shikari, alle auf dem Eselrücken. Wir bewegten uns an einem dichten, buschigen Ort auf einem ausgetretenen, schmalen Karawanenweg. Auf einmal springt der vorne gehende Fahlata wie der Blitz mit dem Schrei „Assad!" (Löwe) vom Esel, und im nächsten Augenblick waren wir auch unten, Gewehr in der Hand. Almásy sah noch, wie etwa fünfundzwanzig Schritte vor uns ein großer Löwe über den Pfad spazierte. Ich konnte ihn nicht mehr sehen, da die beiden vor mir standen. Sofort versuchten wir, ihm aus zwei verschiedenen Richtungen entgegenzulaufen, aber er verschwand im Dickicht, und wir sahen ihn nicht mehr. Abend. Die Büffel haben sich aus der Mitte der offenen Wiese nicht wegbewegt. Von den Eingeborenen erklärte sich niemand bereit, mit mir hineinzugehen; sie behaupteten, sie kämen schon heraus, und man müsse sie im Wald oder am Wasser erlegen, und dass es in einer so großen Herde ohnehin keinen guten Bullen gäbe usw. Mit einem Wort: Sie wagten es nicht, hineinzugehen, und die Büffel kamen nicht, sondern befinden sich noch jetzt an derselben Stelle und wären, wenn es nicht dunkel wäre, mit dem Fernglas von hier aus dem Zelt zu sehen. Am Nachmittag zog ich los, sah Unmengen an Wild, alles in großer Ferne. Unter anderem eine einsame Giraffe am Horizont defilieren. Ein wunderbarer Anblick so zum ersten Mal, wie eine Art beweglicher Aussichtsturm. Wir pirschten weiter, auf einmal erreichten wir einen kaum zimmergroßen kleinen Sumpf. Nur in den Wildfährten war Wasser, ringsum schaute überall die Erde hervor. Meine zwei Eingeborenen kletterten hinein und fingen an, mit ihren Lanzen in die Wasserlöcher zu stechen; ich verstand nicht, was sie taten. Ich beobachtete sie vom Ufer aus. Nach ein paar Minuten Stechen holten sie einen Haufen großer, halbmeterlanger welsartiger Fische heraus, die sie dort im Sumpf erstochen hatten. Sie fädelten sie auf einen Lanzenschaft und brachten sie heim. Bevor ich ins Lager zurückkehrte, schaute ich von dort aus etwa 500-600 Schritte entfernt noch einmal auf jene große Wiese hinaus, ob ich wohl die Büffel noch sähe. Als ich auf einen Termitenhügel kletterte...

Ich beobachte die Aussicht, knapp 300 Schritte von mir entfernt sehe ich auf der Spitze eines kleinen, trockenen Baumes einen riesigen Panther wie einen Vogel hocken. Ich dachte, es sei ein Löwe, so groß war er. Sofort zog ich mich zurück. Das alles spielte sich in einem Augenblick ab, denn im selben Moment drehte der Panther den Kopf zu mir, sah mich, sprang vom Baum und verschwand. An einen Schuss war wegen der großen Entfernung und der Kürze der Zeit nicht zu denken. Sobald er im Gras verschwunden war, lief ich ihm sofort entgegen und schickte meine Leute in einem großen Bogen hinter ihn, damit sie diesen verkrauteten Teil, in den er gesprungen war, auf mich zu treiben sollten. Aber wir sahen ihn nicht mehr.

Im Lager angekommen, finde ich Almásy in größter Aufregung vor; er hat drei Löwen gesehen, ein altes Weibchen, ein altes Männchen und ein kleineres Weibchen, jeweils getrennt. Einen sah er trinken, der andere sprang vor ihm aus dem Gras auf, aber der eine war weit weg, den anderen sah er nur für einen Moment. Mit einem Wort: Er konnte keinen Schuss abgeben.

Am 25. März, Camp „Bet el Wahash"

In der Nacht erhob sich ein solcher Orkan, dass er fast unser gesamtes Hab und Gut weggeweht hätte; ich musste sogar unter das Zeltdach umziehen. Zum ersten Mal, seit wir lagern – bisher hatte ich immer draußen geschlafen. Die Büffel von gestern sind heute den ganzen Tag über immer noch an derselben Stelle, wo man nicht an sie herankommen kann. Es scheint, als hätten sie dort ein wenig Sumpfwasser. Heute bin ich von sechs Uhr früh bis elf Uhr gepürscht und habe weite Gebiete durchstreift. Ich sah vielerlei Wild, aber weder Büffel noch Löwen oder Giraffen. Plötzlich kam ich an eine große Ebene, an deren einem Ende ein kleiner Sumpf war; einige hundert Marabus saßen in einem Haufen am Ufer, darunter wunderschöne große schwarz-weiße Vögel mit gelbem Kopf und großen, pantoffelförmigen, blutroten Schnäbeln. Außerdem viele schöne schneeweiße Silberreiher. Ich konnte ganz nah an sie herangehen. Lange genoss ich diesen seltenen Anblick. Auf Vögel schieße ich grundsätzlich nicht, denn wegwerfen will ich sie nicht, und ausgestopfte Vögel kann ich nicht ausstehen.

Weiter pürschend gelangte ich in einen Waldabschnitt aus Palmen; es war wie ein wunderschöner Park; ein schöner, hoher Hochwald aus Palmen. Darunter in kleineren und größeren Gruppen verschiedene Arten kleiner Palmen. Nichts anderes, ausschließlich Palmen.

Almásy suchte den ganzen Vormittag nach seinen Löwen von gestern, sah sie aber nicht. Wir haben gerade von den gestern erwähnten Welsen gegessen, die im Sumpf mit dem Speer gestochen wurden; sie waren sehr gut.

Abends um acht. Nun, heute Nachmittag konnte ich dieser vor uns grasenden Büffelherde nicht länger zusehen, und entgegen jedem Rat gingen mein Shikari und ich einfach auf sie zu. Ich konnte über Büffel bisher nichts Schlechtes sagen, da dies meine erste Begegnung mit ihnen war. Aber diesmal verhielten sie sich jedenfalls sehr sanftmütig, ja geradezu feige, denn sie liefen einfach davon. Es trug sich folgendermaßen zu: Mit gutem Wind gingen wir direkt auf die Herde zu, es mochten etwa fünfzig Tiere sein. Um uns herum in einem großen Rudel verschiedene Antilopen; diese liefen bei unserer Annäherung alle davon. Die Büffel jedoch blieben stehen und sahen uns an. Auf der offenen Wiese näherten wir uns ihnen auf ca. 250 Schritte, da liefen sie zu einem Haufen zusammen, drehten sich alle zu uns um und knurrten sehr zornig. Ich dachte, dass sie nun wahrscheinlich zum Angriff ansetzen würden, sah sie mir durch das Fernglas genau an; es waren lauter Kühe, zwei Bullen sah ich unter ihnen. Aber – soweit ich das beurteilen konnte – waren sie schwach. In Anbetracht dessen, dass wir nun angeblich jeden Tag Büffel sehen werden und nur eine Erlaubnis für zwei haben, schoss ich nicht auf sie. Ich wollte noch näher an sie heran, aber daraufhin machten sie kehrt und ergriffen die Flucht. Sie rannten ein paar Schritte, blieben wieder stehen, drehten sich alle zu mir um. Wieder näherte ich mich ihnen auf 200–250 Schritte, wieder liefen sie davon. Dies wiederholte sich dreimal, bis sie schließlich in den Wald liefen, wo sie endgültig verschwanden. Aber es war ein herrlicher Anblick, diese vielen riesigen schwarzen Tiere, wie sie uns gegenüberstanden, knurrten und mit den Schwänzen schlugen, während auf ihren Rücken die Kuhreiher hin-und herflogen!

Nachdem die Büffel verschwunden waren, schoss ich bald darauf einen guten Riedbock und kurz danach aus einer Herde einen guten Tiang-Bullen. Als es bereits zu dämmern begann, kehrten wir vom Tiang zum Riedbock zurück, wohin ich mit einem zurückgeschickten Mann ein Kamel bestellt hatte, um das Wild heimzutransportieren. An der Stelle des Riedbocks angekommen, finden wir bereits den Mann mit dem Kamel vor, der das Tier aufladen wollte, es aber nicht findet. Es dauerte nicht länger als eine Stunde, bis ich zum geschossenen Riedbock zurückkehrte, und in dieser Zeit hatte ihn bereits irgendein Raubtier (Löwe oder Hyäne) weggeschleppt, sodass wir außer den Eingeweiden nichts mehr fanden, obwohl wir ihn völlig mit Schilf und Zweigen zugedeckt hatten! Überaus ärgerlich, denn es war ein kapitaler, starker Bock.

Auf dem Heimweg sah ich von weitem am Rande eines Sumpfes eine einsame Giraffe. Ich pirschte mich im Sumpf bis auf etwa 200 Schritte heran, aber bis dahin war es bereits so dunkel geworden, dass man nicht mehr schießen konnte. In dem ekelhaft riechenden Sumpf waren solche Massen an Moskitos, dass ich mich beeilte, dort herauszukommen, denn ich glaube, das muss eine typische Fieberbrutstätte sein. Morgen im Morgengrauen bauen wir die Zelte ab und ziehen weiter.

Am 26. März, Camp „Chor Semsir“

Mittags. Wir sind gerade hier angekommen. Drei Tage wollen wir bleiben, hier soll es angeblich das meiste Wild geben. Hauptsächlich möchte ich hier meine zwei Büffel erlegen. Unterwegs ereignete sich Folgendes: Wir zogen am Ufer des Dinder aufwärts, aber getrennt. Almásy auf dem einen, ich auf dem anderen Ufer. Kurz nach dem Aufbruch schoss ich einen guten Riedbock. Jetzt ist Almásy eingetroffen, er hat auch einen geschossen, außerdem hat er mitten im Dinder-Bett eine Giraffe stehen sehen. Er pirschte sich mit seinem Fotoapparat an (da er keine Erlaubnis für Giraffen hat), kam im offenen Flussbett immer näher, aber die Giraffe rührte sich immer noch nicht; er ging ganz nah an sie heran, sah, dass sie völlig heruntergekommen war und irgendetwas mit ihr nicht stimmte. Es stellte sich heraus, dass sie auf beiden Augen blind war, woraufhin er sie erschoss.

Am 27. März, Camp „Chor Semsir“

Ich pirschte mich an eine riesige Herde Tiangs heran und schoss zwei sehr gute Bullen aus ihnen heraus. Jetzt schreit und lacht hier eine Hyäne, ganz nah am Lager. Als ich die erwähnten zwei Tiangs schoss, musste ich noch fast eine Stunde dort draußen sitzen, denn solches Wild – das erst am nächsten Tag ins Lager transportiert werden kann – wird von den Eingeborenen mit großer Umständlichkeit vorbereitet, um es vor den nächtlichen Raubtieren (Löwen, Hyänen) zu schützen. Zuerst schlagen sie riesige Äste ab und schleppen sie zum Wild. Wenn das Ganze unter den Ästen verschwindet, stecken sie die abgeschossenen Patronenhülsen in die Ohren des Wildes (angeblich verscheucht das die Hyänen), dann entzünden sie einen riesigen Scheiterhaufen neben dem Wild, der bis zum Morgen brennen müsste, ebenfalls um die Raubtiere fernzuhalten. All diese Verrichtungen geschehen mit furchtbarer Langsamkeit (wie alles hier), sodass ich heute z.B. eine volle Stunde dort draußen warten musste, bis sie mit diesen zwei Tiangs fertig waren. Natürlich war es bis dahin dunkel. Danach folgt das Heimstolpern in das anderthalb Stunden entfernte Lager, was in der Dunkelheit, das kann ich sagen, ein schreckliches Vergnügen ist. Man reitet auf einem Esel, vorne ein Eingeborener, dahinter ein Eingeborener, ständig in das hässlichste Dickicht; Gesicht, nackte Knie und Hände werden von den Dornen und der Masse an scharfen Schilfhalmen blutig gerissen; der Esel tritt alle zehn Schritte in eine alte Elefantenspur und fällt auf die Nase, und man selbst fällt vom Esel mitten in die Dornen. Anfangs klettert man mit großer Geduld

immer wieder hinauf, weil man hofft, dass der Weg wohl besser werden wird, aber schließlich gibt man das Reiten auf und geht trotz der großen Erschöpfung lieber zu Fuß. Das heutige war auch so eine typische abendliche Heimkehr.

Am 28. März, Camp „Chor Semsir"

Früh am Morgen brach ich zur Pirsch auf. Als wir auf ein großes Feld hinauskamen, defilierten vor uns auf etwa 150 Schritte zwei große Warzenschweineber im Trab hintereinander. Mit dem kleinen Zielfernrohrgewehr schoss ich auf das erste, fehlte aber, woraufhin sie losstürmten; ich riss das große Gewehr hoch, in dem sechs Kugeln waren, schnell das Zielfernrohr davon ab und begann, auf die flüchtenden Schweine zu zielen. Bald lagen beide. Ich freue mich sehr, denn ein Warzenschwein hatte ich noch nicht.

Weitergehend kamen wir an einen großen Sumpf, in dem Marabus und Pelikane zu Hunderten standen. Lange beobachtete ich sie, plötzlich bemerkte der Shikari kaum 20 Schritte von uns entfernt im Gras, etwa 10 Schritte vom Wasserufer, ein großes liegendes Krokodil. Wir schauen mit dem Fernglas, aber es ist so bewegungslos, dass wir glauben, es sei tot. Ohnehin schien es unwahrscheinlich, dass in einem kaum knietiefen Tümpel ein so großes Krokodil lebe. Wir gehen hin, und einer der Männer berührt es schon fast, als das Krokodil plötzlich erwachte und mit der ihm möglichen Schnelligkeit (in solchen Momenten ähnelt es so sehr einem Dackel) ab in den Sumpf, wo es unter Wasser tauchte – bevor ich darauf schießen konnte.

Abends. Den ganzen Nachmittag, bis es dunkel wurde, saß ich an einem kleinen Wasser. Aber nur ein paar uninteressante Wildtiere kamen zum Trinken. Endlich ein Rudel Wasserböcke mit einem sehr starken Bock. Aber nicht dorthin, wo ich saß, sondern zu einem anderen Tümpel, der außerhalb der Schussweite lag. Nachdem sie getrunken hatten, zogen sie sich in einen Wald zurück. Mit gutem Wind kam ich ihnen zuvor, und es gelang mir, einen starken Bullen zu erlegen.

Am 29. März, Camp „Chor Semsir"

Nachmittags, bereits bei Sonnenuntergang, sehe ich auf dem Heimweg inmitten einer großen Ebene ein starkes Warzenschwein wühlen; es mochte etwa 500 Schritte entfernt sein. Unser Wind ist so schlecht, dass ein Heranpirschen unmöglich ist, zudem ist es von einem Haufen Gazellen umgeben. Mein Shikari sagt, ich solle mich mit dem Gewehr in der Hand auf den Esel setzen und direkt auf das Schwein zureiten, es werde glauben, ich sei eine Giraffe! Das gelang ausgezeichnet; ich ritt bis auf 150 Schritte an es heran, als es Wind bekam und loslief. Ich sprang vom Esel und schoss es in die Flanke, es blieb im Feuer liegen. Ich glaube, das erste Stück Wild, das sofort dort blieb, seit ich hier bin.

Morgen früh ziehen wir weiter, und zwar haben wir beschlossen, dass wir versuchen werden, die abessinische Grenze zu erreichen, was von hier noch etwa sieben Tage Reise entfernt ist. Die meisten Gesellschaften, die an den Dinder kommen, pflegen nämlich nur bis hierher (bis Chor Semsir) heraufzukommen. Dies ist immer die Endstation, von hier kehren sie wieder um. Deshalb beabsichtigen wir, so weit wie möglich vorzustoßen, um an Orte zu gelangen, wo andere das Wild noch nicht beunruhigt haben. Angeblich gibt es viele Büffel und Löwen, zudem macht man uns Hoffnung, dass an der abessinischen Grenze ein großer See voller Flusspferde sei.

Am 30. März, Camp „Mush Alib"

Abfahrt von Chor Semsir um sechs Uhr morgens. Ständig unterhalb des Dinder-Bettes ziehend, erreichten wir um elf Uhr unseren heutigen neuen Lagerplatz. Vor unserem

Aufbruch traf einer unserer Leute im Lager ein, den wir eine Woche zuvor wegen einiger zur Neige gehender Dinge zum nächsten bewohnten Ort zurückgeschickt hatten.

Zwischendurch erzähle ich die Ereignisse von heute Vormittag. Wir sahen Unmengen an Wild; wahrlich, je weiter man in unwegsames Gebiet vordringt, desto mehr und weniger scheues Getier findet man. Nur schade, dass auf Elefanten hierzulande keine Hoffnung mehr besteht, weil es zu wenig Wasser gibt. Diese halten sich angeblich nur in der Gegend auf, wo Almásy vor zwei Wochen auf sie geschossenen hat. Also, wie gesagt, heute Vormittag sahen wir viel Wild: Ariel, Roan, Riedbock, Wasserbock, Tiang, alle in großen Mengen. Plötzlich, während wir direkt am Rand des hohen Dinder-Ufers entlangziehen, kommen uns mitten im ausgetrockneten Flussbett vier starke Tiangs entgegen. Ich sage zu Almásy, das sei eine großartige Gelegenheit für einen schönen Galerischuss, er solle den letzten, stärksten schießen. Er steigt vom Esel ab, und als sie an uns vorbeiziehen, schießt er, fehlt, woraufhin die Tiangs stehen bleiben; so hat er ihn dann beim zweiten Schuss im Stehen erlegt. Alle gehen auf den erlegten Tiang zu, ich aber blicke zufällig im Flussbett in unsere Marschrichtung voraus – da sehe ich doch, wie etwa 300–400 Schritte von uns entfernt mit großer Ruhe ein Löwe das Flussbett überquert! Na, das gab eine Hektik! Wir hatten im Voraus besprochen, dass, nachdem ich bereits einen Panther habe und schon auf einen Löwen geschossen habe, die Reihe an Almásy sei, sofern wir auf gemeinsamer Reise auf einen Löwen oder Panther stoßen. Also läuft Almásy ihm entgegen, um ihm den Weg abzuschneiden; der Löwe bemerkt es, beginnt zu traben, Almásy rennt, so schnell seine Beine tragen, auch ich vom Esel runter, das Gewehr in die Hand, und so schnell ich kann, renne ich zum gegenüberliegenden Ufer, damit ich schießen kann, falls er vor Almásy umkehren sollte. Wir sahen ihn noch ein paar Minuten, er beeilte sich nicht einmal, trabte nur ganz langsam dahin und verschwand dann in einem Schilfgürtel, und zwar endgültig. Danach spürten wir ihm noch eine Zeitlang nach, trieben ihn, wir erstickten fast in der schrecklichen Hitze – nichts. Nun bereits der siebte Löwe, den wir sehen: Almásy an einem Tag drei, auf einen habe ich geschossen, einen sah der Koch vor der Karawane, einer sprang neulich unterwegs vor uns herüber, und das heute war der siebte. Schreckliches Pech, dass sie immer nur wie Erscheinungen auftauchen und wir keinen sicheren Schuss abgeben können.

An solchen Reisetagen ziehen wir immer folgendermaßen: Vorne gehen wir zwei mit Almásy auf Eseln, neben uns jeweils ein Shikari, der eine mit Gewehr, zu Fuß, und hinter uns der andere mit den zwei Ersatzgewehren, ebenfalls auf einem Esel; hinter uns, etwa eine halbe Stunde Fußweg entfernt, kommt erst die Karawane mit den Kamelen, der Küche und dem Gepäck.

Az én oryx-om jóval gyengébbszarvú Horthy-énál. (Háttérben a Wadi Hawar bozótjai) 125. old.

Heute Vormittag kamen wir auf unseren Eseln am neuen Lagerplatz an, suchten aus, wo der geeignetste Platz für die Zelte sein würde, wo für die Küche, die Kamele usw. Dann aßen wir das mitgebrachte Frühstück und warteten auf die Ankunft der Karawane, von der wir wussten, dass sie eine halbe Stunde hinter uns war. Eine halbe Stunde vergeht, eine Stunde vergeht, die Karawane kommt nicht, endlich, nach langer Zeit, trifft sie ein. Wir erkundigen uns nach dem Grund der Verspätung. – Während sie so dahinkommen (zwölf Kamele hintereinander im Gänsemarsch), springt plötzlich ein riesiges Warzenschwein aus dem Gebüsch und geht ohne jeden Grund zähnefletschend auf das erste Kamel los. Die Kamele erschrecken, laufen in alle Richtungen auseinander, von vier Kamelen fällt das gesamte Gepäck herunter, und einem der darauf Sitzenden fällt eine Kiste Konserven auf die Seite, sodass er sich kaum bewegen kann. Abdul, der Headman, der seinem Namen entsprechend immer ganz hinten reitet, ist mit einer alten Schrotflinte bewaffnet, aber auch sein Kamel trug ihn scheu geworden ins Dickicht hinein, sodass er sein Gewehr nicht benutzen konnte. Das Schwein trollte sich, nachdem es sie so ordentlich erschreckt hatte. Daher rührte die Verzögerung! Ist das nicht ein famoser Vorfall? Unsere Leute besprechen es jetzt noch mit solcher Aufregung und solchem Lärm, wie es eine solche Sensation erfordert.

Ich habe vergessen zu erwähnen, dass wir heute, nachdem wir den Löwen gesehen hatten, sogleich am Rande des Flussbettes drei kapitale Riedböcke zerfleischt nebeneinander fanden. Von jedem waren nur noch Kopf und Haut vorhanden; der Löwe muss zwischen ihnen gelegen haben und erst bei Almásys Schuss (mit dem er den Tiang schoss) von dort aufgestanden sein. Hätte er zufällig nicht auf die Tiangs geschossen, so hätten wir den Löwen bestimmt von weitem gesehen und ihn mit Leichtigkeit anpirschen können. Almásy geht heute Nachmittag dort auf Anstand, wo die zerfleischten Riedböcke liegen.

Abends. Wieder ein bedeutender Tag, ich habe meine Giraffe geschossen. Ich war heute an einem wunderschönen Ort, lauter Palmen und riesige alte Bäume, voll mit bis zum Boden hängenden Lianen. Am Wasserufer saß ich im Ansitz und sah bald darauf einen großen einsamen Giraffenbullen, wie er sehr weit von mir entfernt aus dem Wald trat. Wahrscheinlich wollte er zum Wasser kommen, aber ihm muss etwas verdächtig vorgekommen sein, denn er stand etwa eine Viertelstunde lang unbeweglich da. Ich kroch von meinem Ansitzplatz zurück und näherte mich mit großer Vorsicht auf etwa hundertfünfzig Schritte. Von hier aus schoss ich ihm mit dem großen Gewehr aufs Blatt.

Er machte einen Satz, und da er Armer nicht wusste, von wo die Gefahr kam, kam er direkt auf mich zu. Es ist ein so wunderbares Tier, wie es mit langen, wiegenden Bewegungen galoppiert, wie ein Schaukelpferd. Ich musste ihm sozusagen aus dem Weg springen, so nah kam er. Als er mich sah, sprang er zur Seite wie ein Pferd, das vor etwas erschrickt, und zog dann mit dem vorigen langen, wiegenden Galopp weiter. In schneller Folge schoss ich die vier noch im Gewehr befindlichen Kugeln in seine Flanke. Er zeigte keinerlei Reaktion, beschleunigte oder verlangsamte sein Tempo nicht, sondern galoppierte ganz ruhig weiter. Ich sah nur zu, was werden würde, denn ich sah, dass ich jede Kugel platziert hatte, er war ja nicht weiter als 20 Schritte entfernt. Er lief noch etwa 100 Schritte, blieb dann stehen, begann zu taumeln und brach zusammen. Es ist kein schöner Anblick, wie dieses riesige Gebäude aus dieser großen Höhe so in sich zusammenfällt. Denn im wahrsten Sinne des Wortes fällt es zusammen wie ein Kartenhaus. Alle vier Beine und dieser lange Hals jedes für sich. Ein riesiger, alter Bulle. Auf dem Heimweg sah ich noch sechs, die ich in einem Wald anpirschte. Es waren vier Kühe mit zwei Kälbern. Als ich dann ganz zwischen sie trat, wussten sie nicht, was das war, denn sie schauen niemals nach unten, sondern immer in die Ferne. Wenn man ihnen so nahe ist, schauen sie über den Kopf hinweg. Sie liefen ringsherum, man hätte wunderschöne Fotos machen können.

Ich bin gerade nach Hause gekommen und habe sofort vier Männer mit einem Kamel ausgeschickt, die dort bei der Giraffe übernachten und ständig Feuer machen, um die Hyänen fernzuhalten. Morgen werden wir sie dann fotografieren. Es gibt so viele kleine und amüsante Dinge, die ich alle gerne aufschreiben würde, aber wenn ich damit anfange, fände das Schreiben weder Ende noch Ziel, und außerdem bin ich, wenn ich heimkomme, so müde, dass ich hier beim Kerzenschein nur eben die wichtigsten Ereignisse erwähne; an die Details werde ich mich dann durch diese erinnern. Heute sah ich auf der Spitze eines großen Baumes einen Haufen schöner, langschwänziger grüner Papageien unter großem Gezänk und Lärmen.

Am 31. März, Camp „Ulush Alib“

Früh am Morgen gingen wir hinaus, um die Giraffe zu fotografieren; unterwegs verewigten wir einen Urwaldbaum mit riesigem Stamm, den ich gestern während meiner Pirsch in einem Dickicht gefunden hatte. Zu sechst stellten wir uns in einer Reihe davor auf und verdeckten seinen Stamm noch immer nicht. Ich fand hier viele frische Löwenspuren im Sand des Dinder-Bettes. Hej, wenn ich davon nur schon einen bekäme! Jetzt ist es elf Uhr vormittags, es ist schrecklich heiß; ich bin heimgekommen, habe gebadet und schwitze im Zelt weiter.

Abends. Der Nachmittag war ziemlich uninteressant, das heißt, er ist niemals uninteressant, denn zu sehen gibt es immer Unmengen, nur nicht immer etwas zum Schießen. Heute sah ich unter anderem etwa 20 Giraffen und einen Haufen verschiedener Antilopen. Abends saß ich am Wasserufer im Ansitz, aber es kam nichts; erst als gerade die Sonne unterging, brüllte ein Löwe aus der Ferne etwa viermal, aber ein Brüllen wie fernes Donnern. Jetzt am Abend schreien einige Hyänen, ansonsten ist alles still. Morgen früh ziehen wir wieder weiter.

Am 1. April, Camp „Um Orug“

Nun, so flau dieser Tag begann, umso großartiger wendete er sich am Abend! Aufbruch im Morgengrauen, wie üblich wir mit den Gewehren und den Shikaris voran, eine halbe Stunde danach die Karawane. Gegen acht Uhr sehen wir einen starken Wasserbock, von sehr weit her. Ich schieße darauf, er zeichnet gut, verschwindet, wir finden Schweiß, suchen alles ab, aber das Wild ist nirgends, es ist verloren.

Wir ziehen weiter, gegen zehn Uhr sehen wir in großer Ferne in einem Wald neben einem kleinen Sumpf einen großen einsamen Büffel umherwandern. Mit einem gut ausgedachten Plan, großem Umweg und Mühe nähere ich mich auf 150 Schritte; als ich hinkomme, erkenne ich, dass es eine Kuh ist. Natürlich habe ich sie nicht behelligt; wir gingen weiter, und um halb zwölf, in der größten Hitze, bevor wir unseren neuen Lagerplatz erreichten, sehen wir einen Buschbock (Buntbock/Guib). Dies ist eine sehr seltene Art hier und nur so groß wie ein Reh, rot, eher mit langem Haar. Sobald wir ihn sahen, sprang Almásy vom Esel und eilte ihm ins Dickicht nach, ich aber lief ihm entgegen, um ihm den Weg abzuschneiden. Tatsächlich sah ich, wie er im schnellen Lauf immer wieder zwischen dem Gras aufblitzte. Zweimal schoss ich dorthin, fehlte aber.

Jetzt, während ich schreibe (acht Uhr abends), brüllt wieder ein Löwe, gar nicht mal so weit weg! Es beginnt dunkel zu werden, ich halte auf das Lager zu, da schnalzt plötzlich der vor mir gehende Mohamed mit der Zunge, geht in die Hocke und sagt: „Assad!“ (Löwe) und zeigt in ein etwa 50 Schritte entferntes Schilf. Ich saß bereits auf dem Esel; es dauerte nicht lange, bis ich unten war und das Gewehr ergriff! Endlich sah ich durch das Fernglas (ca. 50 Schritte entfernt) im Schilf zwei Ohrenspitzen, aber sonst nichts. Zeit zum Überlegen oder zum Auflegen des Gewehrs hatte ich nicht, also schoss ich einfach nach Schätzung, mir den Kopf unter den Ohren vorstellend, freihändig unter den Kopf. Nach dem Schuss Stille. Wir näherten uns der Stelle des Schusses bis auf zehn Schritte, nichts rührt sich. Dort war ein Baum, auf den kletterte Mohamed; von dort aus spähte er das Gelände aus, sah aber von dort auch nichts. Eine Zeitlang warteten wir, denn in so hohes Schilf, wo man keine zwei Schritte weit sieht, ist es nicht ratsam hineinzugehen. Also warteten wir eine Weile, dann kroch ich vorsichtig mit gespanntem Gewehr hinein. An der Stelle des Schusses ein großer Haufen Blut, ich mache noch ein paar Schritte, da liegt ein seltsames, graues Tier. Wir kommen hin – es ist eine große Hyäne! Nun, das ist jedenfalls weit entfernt von einem Löwen, aber ich freute mich trotzdem darüber, denn das haben nur wenige Leute geschossen, in Anbetracht dessen, dass sie sich tagsüber so gut wie nie zeigt. Ein großer, starker Rüde, so groß wie ein Wolf. Auch über den Schuss freute ich mich sehr, denn er saß genau dort, wo ich ihn haben wollte, mitten in der Kehle. So kam ich mit der Hyäne in sehr guter Stimmung nach Hause. Auf diese Weise stieg meine Freude zum Höhepunkt, und ich begebe mich heute sehr zufrieden zur Ruhe.

Am 2. April, Camp „Um Orug“

Kaum war ich im Morgengrauen aufgebrochen, sah ich wieder eine Kuhantilope, aber bevor ich schießen konnte, bemerkte sie mich. Dann pirschte ich mich an vier Warzenschweine heran, zwei große waren darunter. Mit drei Schüssen schoss ich die zwei großen heraus. Einer davon ein kapitaler Eber.

Im Laufe der Nacht brüllten drei Löwen um das Lager. Heute Morgen fand ich am Wasser auch die frischen Spuren. Ich saß dort den ganzen Vormittag, schoss aber nichts anderes als einige riesige Krokodile und einen schönen Raubvogel, als dieser vor mir am Ufer eine Taube fing und sie auf einem nahen Ast sitzend vor meinen Augen verzehrte. Auf dem Heimweg zog ein Trupp Tiangs dicht an mir vorbei, den hinten gehenden starken Bock schoss ich heraus. Im Lager angekommen erfahre ich, dass Almásy wieder in die Nähe von Elefanten gekommen ist; er hat sie nicht gesehen, nur brechen gehört, aber da es nur zwei ganz schwache Spuren waren, folgte er ihnen nicht, und außerdem hat er kein Recht zum Elefantenschuss, nur ich.

Abends um neun. Im Laufe des Nachmittags fand ich auf einer großen Lichtung 4 Kuhantilopen, über die ich schon öfter geschrieben habe, dass sie selten sind und ich

noch keine habe. Wegen des schlechten Windes konnte man sich ihnen nicht nähern. Anderthalb Stunden saß ich am Rande der Lichtung und wartete ab, was sie tun würden. Schließlich zogen sie in entgegengesetzter Richtung davon, als dort, wo ich saß. In großem Bogen rannte ich ihnen entgegen und kam völlig außer Puste an, als sie über eine kleine Lichtung ziehen wollten; sie bemerkten mich und zogen im schnellen Galopp etwa 150 Schritte vor mir vorbei. Es gelang mir, drei zu schießen. Darüber freute ich mich sehr. Die Kuhantilope ist körperlich fast identisch mit dem Tiang. Eselgroß, pferdeköpfig, ein rotbraunes Tier. Von dieser Art darf ich insgesamt nur vier schießen. Sonst sah ich nichts Besonderes.

Am 3. April, Camp „Um Orug"

Die ganze Nacht brüllte wieder der Löwe, an derselben Stelle wie gestern. Heute Morgen ging ich in jene Gegend und untersuchte mit meinen Leuten jene Stellen, von denen ich hoffte, dass er darin sein könnte. Aber natürlich fanden wir ihn nicht. Ich sah viel Wild, nur leider keine Büffel, die ich am meisten suche. Unbegreiflich, wo sie sein mögen, alles ist voll von ihren Spuren. Auf dem Heimweg begegnete ich wieder einem kleinen Trupp Kuhantilopen; es war ein Bock darunter, den ich erschoss. Er blieb an Ort und Stelle liegen, was hier immer eine Seltenheit ist. Damit habe ich meine vierte Kuhantilope, für mehr habe ich keine Erlaubnis.

Abends. Im Laufe des Nachmittags eine lang andauernde, ermüdende, aber ergebnislose Pirsch. Ich sah wenig und uninteressantes Wild. Während ich hinter einem Busch im Ansitz saß, kam ein kleines Warzenschweinferkel bis auf fünf Schritte vor mich hin. Ich bewarf es mit Holzstücken; es wusste nicht, was das war, und verhielt sich sehr seltsam.

Im Morgengrauen brachen wir wieder weiter auf. Von nun an wird das Wild angeblich wieder weniger werden, je mehr wir uns der abessinischen Grenze nähern. Wir setzen unsere Reise ausschließlich wegen der bereits erwähnten Flusspferde fort; von hier aus vier Tagereisen entfernt, direkt an der abessinischen Grenze, gibt es nämlich einen See mit vielen Flusspferden. Da wir diese aber nirgends finden, müssen wir dorthin gehen. Von dort kehren wir dann um, denn die Grenze dürfen wir ohnehin nicht überschreiten, und außerdem sehen wir schon, dass sich die Reise länger hinziehen wird, als wir berechnet hatten. Heute haben wir eine Berechnung angestellt; im besten Fall können wir erst Mitte Mai nach Ungarn zurückkehren.

Ich bin mit meinem Bett wieder aus dem Zelt ausgezogen; ich bemerke, dass die Hitze nachts draußen doch geringer ist als unter dem Zelt. Draußen ist es hingegen unangenehm, dass man bis zum Morgen von der Masse der auf dem Baum sitzenden Geier völlig verdreckt wird. Abends wie jetzt ziehen wir immer das Grammophon auf und hören bei einem Glas Whisky-Soda, das unser einziger täglicher Alkoholgenuss ist, zusammen mit der dazugehörigen Chinindosis, den „Red, red Robin", die „Dinah" und andere heimatliche Klänge, die hier im Urwald, 300 km vom nächsten bewohnten Ort entfernt und neben dem Brüllen der Löwen, gut zu hören sind. Zu zweit sitzen Almásy und ich an dem zusammenklappbaren Tisch (jeder von uns hat einen Klappstuhl), auf dem Tisch brennt eine Kerze, das Grammophon spielt, im Hintergrund hocken unsere Begleiter. Zwischendurch steht einer auf, wagt sich ganz nah an das Grammophon heran, schaut hinein (er glaubt, es sei jemand darin, der musiziert), schleicht dann wieder zu seinen Gefährten zurück und berichtet ihnen, was er gesehen hat. Ein paar Schritte weiter lagern unsere Kamele und verströmen einen großen Gestank; neben ihnen sind unsere Esel an einen Baum angebunden und brechen zu jeder Stunde der Nacht (als täten sie es auf ein gemeinsames verabredetes Zeichen) in ein schreckliches Gebrüll aus und schrecken einen jedes Mal aus dem Schlaf hoch. Schließlich liegen um das ganze

Lager verstreut Unmengen an Knochen, abgezogene Häute usw., was natürlich einen ständigen Aasgeruch verbreitet. Anfangs war es schrecklich, aber jetzt haben wir uns daran gewöhnt, und es wird bestimmt fehlen, wenn es einmal nicht mehr da ist. Aber man kann es nicht anders machen, denn wenn wir diese Sachen etwas weiter vom Lager entfernt ablegen, würden die Hyänen sie bis zum Morgen wegschleppen. Man muss sie jedoch auslegen, damit die Geier tagsüber das Fleisch säubern.

Am 4. April, Camp „Heigirath"

Früh am Morgen Abfahrt. Almásy auf dem rechten, ich auf dem linken Ufer des Dinder. Kurz nachdem wir aufgebrochen waren, sehe ich auf etwa zweihundert Schritte Warzenschweine. Sie blieben stehen – ich beobachte sie vom Esel aus schon seit etwa fünf Minuten mit dem Fernglas –, als 50 Schritte vor mir aus einem kleinen Schilfhaufen ein Panther springt! Bis ich abgesprungen war und das Gewehr hatte, verschwand er in einem großen, ca. 50–60 Joch großen Schilfgebiet. Obwohl es aussichtslos war, lief ich dennoch zur Beruhigung meines Gewissens dem Schilf entgegen und ließ es mit meinen zwei Männern (denn mehr waren es nicht), so gut es ging, durchtreiben. Natürlich ergebnislos. Einen Panther aus einem so großen Schilf können nicht zwei, aber auch nicht hundert Männer heraustreiben, wenn er erst einmal nicht herauskommen will. So war ich gezwungen, schweren Herzens weiterzuziehen.

Später sah ich ein riesiges Krokodil; es lag draußen neben einem kleinen Wasser im Sand und schlief mit weit geöffnetem Maul. Ich näherte mich ihm, schoss aber nicht darauf; ich habe sowieso schon drei, und es ist ein so widerliches Tier. Bevor ich meinen neuen Lagerplatz erreichte, sah ich von weitem vier starke grasende Wasserböcke. Es waren vier etwa gleich starke alte Bullen.

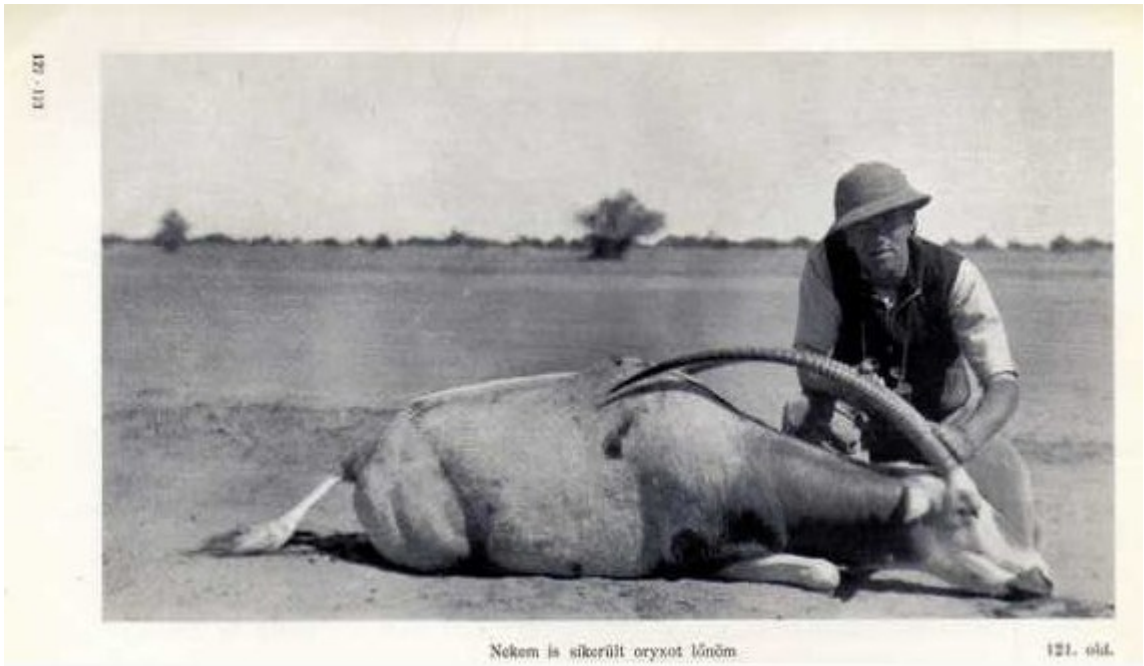
Am 5. April, Camp „Heigirath"

Heute Vormittag erlegte ich den ersten Buschbock; dies ist eine hier sehr seltene Antilopenart, rehgroß, mit bescheidenem kleinen Gehörn, von dunkelbrauner Farbe mit weißen Punkten. Er hält sich nur im dichtesten Dickicht auf, kommt nie auf die Lichtung heraus. Er ist furchtbar scheu und vorsichtig, bemerkt die kleinste Störung, springt nach Hasenart davon und bleibt nicht mehr stehen. Ich sah sie zwar ständig im großen Dickicht umherschleichen, und es dauerte lange, bis ich schießen konnte. Endlich sah ich für einen Moment seinen Hals, schoss schnell dorthin, und als ich hinkomme, sehe ich, dass ich mit einem Schuss den Bock und die dahinter stehende Ricke erschossen habe! Jetzt, da ich auch einen Buschbock (Buntbock) habe, besitze ich bereits acht Antilopenarten, das heißt, ich habe alle, die hier zu finden sind, bis auf den Kudu; der ist jedoch so selten, dass man ihm nur durch Zufall begegnen kann. Wir haben noch keinen einzigen gesehen. Zudem schoss ich heute Vormittag noch einen guten Wasserbock. Er trabte in guter Entfernung vor mir her, hinter vier Kühen. Beim Schuss blieb er auf der Stelle liegen. Dies war mein elfter Wasserbock; ich darf noch einen schießen. Noch eine Neuigkeit sah ich heute Vormittag: eine große Herde Paviane! Es waren einige riesige darunter, wie eine kleinere Art Bär. Lange folgte ich ihnen.

Irgendetwas hat mich in der Nacht ins Auge gestochen; es ist ganz zugeschwollen, ich kann es kaum öffnen, und es schmerzt sehr.

Abends. Den Nachmittag verbrachte ich an einem kleinen Wasser, wo ich mich sehr gut amüsierte, obwohl ich nicht schoss, denn es kam lauter Wild, wie ich es nicht mehr benötige. Zuerst ein schwacher Wasserbock (ich saß ganz nah am Wasser in einem guten Versteck, von wo aus ich alles gut sehen konnte), dann ein Rudel Wasserbockkühe. Während diese tranken, traf ein Warzenschwein ein (nicht sehr stark), und als es hinter

einem Baum hervortrat, fand es sich genau einer Wasserbockkuh gegenüber. Beide erschraken schrecklich und sprangen mit großem Lärm auseinander; dann blieben sie stehen, schauten sich an und erkannten einander, woraufhin auch das Warzenschwein zu ihnen ans Wasser kam. Kaum waren diese weg, traf eine einsame Giraffenkuh ein, dann wieder ein Rudel Wasserböcke mit einem starken Bullen. Aber da ich nur noch Recht auf einen Wasserbock habe, behelligte ich ihn nicht. Als letzter Akt kroch ein großes Krokodil aus dem kaum zimmergroßen Tümpel ans Ufer. Genau bevor es dunkel wurde, sah ich aus der Ferne acht Giraffen, die sich dem Wasser näherten. Aber da zogen wir schon weiter. Hier beginnt sich die Gegend insofern zu verändern, als große runde Felsen (wie ein riesiger, glatter, runder roter Kiesel) im Wald auftauchen; wir fanden heute sogar einen kleinen Berg aus lauter grotesk geformten, runden roten Felsen. Als ich darauf kletterte, konnte man in der Ferne bereits die abessinischen Berge sehen. Dies ist eigentlich schon verbotenes Gebiet, und bis hierher kommen Jagdgesellschaften normalerweise nie. Aber da wir diesbezüglich aus Khartum keine ausdrückliche Anweisung erhalten hatten (weil man ohnehin nicht annahm, dass wir hierher kämen), tun wir so, als wüssten wir nichts davon, und bemühen uns, den See zu erreichen, von dem wir gehört haben, dass Flusspferde darin seien. Die Engländer lassen die Jäger deshalb nicht in die Nähe der abessinischen Grenze, weil man dort ständig von kleinen Zusammenstößen hört. Die Situation stellt sich nämlich folgendermaßen dar: Abessinien ist ein unabhängiges Königreich, in dem natürlich die größte Unordnung und Gesetzlosigkeit herrschen; die Jagd ist freigegeben. Und nachdem die Abessinier zu Hause bereits alles abgeschossen haben – die Grenzen sind hier ohnehin so unsicher –, kommen sie immer wieder nach Sudan herüber zum Jagen. Die englischen Patrouillen, die hin und wieder an die Grenze hinausgehen, schießen einfach auf die Abessinier, sobald sie sie sehen. Umgekehrt schießen die Abessinier (da die sudanesischen englischen Soldaten Helme tragen) auch sofort, sobald sie irgendwo einen Helm sehen. Deshalb verbieten die Engländer den Jagdexpeditionen streng das Vordringen bis in die Gegend der Grenze. Wir hoffen, dass wir nicht gezwungen sein werden, uns in Kämpfe mit ihnen zu verwickeln, umso mehr, als wir wenig Munition haben. Wir gehen ja nur wegen der Flusspferde, denn das übrige Wild wird hierzulande ohnehin schon stark seltener.



Am 6. April, nahe Camp „Abu Ramla“

Mittags. Heute Morgen traf eine sudanesische englische Patrouilleneinheit unter der Führung eines Unteroffiziers in unserem Lager ein. Sie sind sehr nett, aber wir verständigen uns vorerst nur mit Zeichen, denn es sind lauter Sudanesen, einschließlich

des Offiziers. Sie sind auf Maultieren beritten, ihre Kleidung von unten nach oben: Sandalen an den Füßen, kurze Khakihosen, ein brauner Pullover, Khakihelm, über die Schulter geworfener Patronengürtel, vollgestopft mit Patronen, und ein einschüssiges kurzes Gewehr.

Kugelstutzen. Sobald wir sagten, dass wir uns auf die abessinische Grenze vorbereiten, zu jenem Nilpferdsee, bot sich der Unteroffizier sogleich an, uns zu begleiten – zumindest seien wir so in Sicherheit – und uns auch den Weg zu zeigen, da unsere Leute sich hier nicht mehr auskennen. Wir gaben ihnen sogleich einen Wasserbock und versicherten ihnen, dass es ihnen an Fleisch nicht mangeln werde. So kamen wir schnell in beste Freundschaft. Sie sind zu dreiundzwanzigst; heute Morgen beim Aufbruch teilten wir uns in zwei Gruppen auf, nachdem wir wie üblich am rechten und linken Ufer des Dinder getrennt vorgingen, Almásy auf der einen, ich auf der anderen Seite. So fielen mir elf Soldaten zu, von denen einer vor mir ritt und den Weg wies, während die übrigen 100–200 Schritte hinter mir folgten. Sie sind sehr nett, soldatisch und respektvoll; sobald man versucht, mit einem zu sprechen, nimmt er sofort Haltung an. Wenn sie unter einem Baum lagern und ruhen und Almásy oder ich des Weges kommen, springen sie sofort auf und stehen stramm. Ich glaube, sie denken, dass wir englische Offiziere sind. Kurz gesagt: Auf diese Weise setzten wir heute früh unter militärischem Schutz unsere Reise fort.

Der heutige Tag war sehr anstrengend, wenn man bedenkt, dass wir um halb sieben aufbrachen und bis Viertel eins ununterbrochen unterwegs waren. Sechs Stunden auf dem Eselrücken in dieser Hitze sind etwas viel, und ich muss sagen, am Ende war mir schon schwindlig. Aber zum Glück hatte ich unterwegs allerlei Abenteuer, was eine solche Reise sehr erleichtert. Kurz nachdem wir aufgebrochen waren, sah ich einen starken Riedbock in einem Röhricht stehen; er war nicht weit, aber man sah nur sein Gehörn. Da diese vielen Soldaten nun dringend Fleisch brauchen, dachte ich mir, ich schieße ihn. Ich zielte eine Handbreit unter sein Gehörn; auf den Schuss hin verschwand er im Schilf, ich hatte ihm genau den Hals durchschossen. Dies ist mein achter und zugleich letzter Riedbock. Später zog eine Herde Wasserböcke in guter Entfernung an uns vorbei; hinten ging ein guter Bulle, den ich mit einem guten Blattschuss streckte. Dies ist mein zwölfter und diesmal letzter Wasserbock! Die elf hinter mir kommenden Soldaten ließ ich beim Wasserbock zurück, damit sie ihn häuten und zerlegen, denn diesen hatte ich ohnehin für sie geschossen, während wir weiterzogen.

Nun, da wir hier am neuen Lagerplatz alle zusammengekommen sind, erzählen die Soldaten ganz aufgeregt, dass, sobald sie den Wasserbock gehäutet hatten und mir wieder nachgefolgt waren, kaum dreißig Schritte entfernt ein großer Löwe saß. Sie ritten alle an ihm vorbei, aber der Löwe blieb einfach sitzen! Ist das nicht ein erstaunliches Pech? Kurz nach dem Erlegen des Wasserbocks hörte ich vom jenseitigen Ufer fünf Schüsse von Almásy. Jetzt, im Lager angekommen, sagt er, dass vor ihm auf einer grasbewachsenen Wiese ein Leopard aufgesprungen sei und er im Laufen fünfmal hinterhergeschossen, aber gefehlt habe! Bevor ich den Lagerplatz erreichte, sah ich noch drei Schirrantilopen, doch bevor ich das Gewehr an die Backe bekam, waren sie schon verschwunden.

Schließlich schreibe ich als Sensation, dass ich mitten im Dinder-Bett einen Strauß spazieren sah! Das ist schon der zweite. Das Schießen von Straußen ist verboten, aber ohnehin gelten sie hier als ausgestorben, und in Khartum sagte man uns, dass am Dinder seit Jahren keiner mehr vorgekommen sei.

An unserem jetzigen Lagerplatz angekommen, wurde uns noch eine große Überraschung zuteil: Wir fanden nämlich eine aus etwa 40–50 Personen bestehende unbekannte

Gesellschaft mit einer großen Schafherde vor. Sobald sie uns erblickten, ergriffen sie die wilde Flucht. Unsere Soldaten auf Maultieren hinterher und fingen die ganze Gesellschaft ein. Es stellte sich heraus, dass es Bewohner aus weit entfernten Bergen sind, denen zu Hause angeblich das Wasser ausgegangen war und die auf der Suche nach Wasser hierher gelangten. Ihre Gesichter und Körper sind völlig zerschnitten, ihre Haarstracht hat die Form flacher Teller. Die Frauen tragen bodenlange weiße Perlenketten aus Kieselsteinen, die Männer führen neben Lanzen einen hockeyschlägerförmigen Wurfbumerang bei sich. Heute Nachmittag werden uns die Unseren zeigen, wie sie damit werfen.

Abend. Heute Nachmittag habe ich nichts gesehen, die Eingeborenen haben alles Wild in der Umgebung durch ihren Lärm verscheucht. Im Morgengrauen ziehen wir weiter, und laut dem Unteroffizier müssen wir im Laufe des Vormittags jenen See mit den Nilpferden erreichen. Mittlerweile sind wir 300 km auf dem Eselrücken beziehungsweise zu Fuß gereist, etwa so viel wie die Entfernung zwischen Pest und Wien.

Am 7. April, Camp „Um Edla"

Nun, meine Herrschaften, dies ist heute ein so verkehrsreicher und ereignisvoller Tag, dass ich fürchte, der Rest meines Buches geht dafür drauf. Frühmorgens Aufbruch, wie üblich einer von uns am rechten, der andere am linken Ufer, hinter uns in gebührendem Abstand je zehn Soldaten auf Maultieren, weit hinten die Karawane. Kaum sind wir eine halbe Stunde unterwegs, bemerke ich am jenseitigen Ufer Almásy, wie er winkt und signalisiert, ich solle schnell rüberkommen. Ich eile hin, und was höre ich: Gerade eben sah er von weitem einen Löwen, wie dieser auf eine kleine Insel mitten im Flussbett ging; er kam nicht wieder heraus, er ist jetzt noch dort. Diese kleine Insel ist natürlich jetzt nicht von Wasser umgeben, da das Flussbett trocken ist. Die Insel ist etwa 50 Schritte lang und kaum 10 Schritte breit, also ein langes und schmales Stück Land, bewachsen mit undurchdringlich dichtem und hohem Schilf.

Der Plan war sofort fertig: Almásy und ich stellen uns an einem Ende der Insel auf beiden Seiten auf, und die Soldaten zünden die Insel vom anderen Ende her an. Dies geschieht, wir warten in großer Aufregung: nichts. Die Insel brennt sehr schlecht, da das Schilf nicht trocken genug ist und das Feuer den Wind von der entgegengesetzten Seite bekommt. Wir glauben schon, dass der Löwe gar nicht mehr darin ist, als ich aus meiner unmittelbaren Nähe ein tiefes Knurren im Schilf höre. Ich gebe Zeichen, dass der Löwe hier vor mir ist und dass die Soldaten die Insel durchtreiben sollen. Sie legen los unter großem Geschrei. Als sie in die Nähe der Stelle kommen, von der ich das Knurren hörte, ertönt ein furchtbares Gebrüll aus dem Schilf, genau vor mir, aber ich sehe nichts. Die Soldaten schrecken zurück und wagen sich nicht vor. Auf einmal bewegt sich vor mir das Schilf, und durch eine kleine Lücke sehe ich den Löwen, aber eher nur schattenhaft, etwa 40 Schritte von mir entfernt. Schnell schieße ich zweimal, er brüllt laut vor Schmerz und verschwindet. Im nächsten Augenblick springt er auf Almásys Seite von der Insel ins Flussbett hinab (das habe ich natürlich nicht gesehen, da es auf der anderen Seite war). Daraufhin furchtbar schnelles Feuer auf der anderen Seite, Almásy gibt sechs Schüsse ab. Der Unteroffizier, der neben ihm stand, schießt in seiner Aufregung mit Gewehr und Pistole gleichzeitig. Endlich Stille – Triumphgeschrei – der Löwe liegt!

Ich renne auf die andere Seite hinüber, eine mittelgroße Löwin. Wir gehen zurück an die Stelle, an der ich zuerst auf sie geschossen hatte; sie blutete stark, noch bevor sie bei Almásy ankam. Mein ist der erste Schuss, mein ist der Löwe! Von meinen zwei Schüssen lässt sich nur einer zweifelsfrei feststellen. Jedenfalls behauptet Almásy, dass sie noch sehr frisch herankam, als sie ihn erreichte; nun ja, es nimmt mir furchtbar viel von meiner

Freude, dass es so ein „Kompanie-Löwe“ ist, aber nach den Jagdregeln gehört er jedenfalls rechtmäßig mir, da ich ihm den ersten Schuss gegeben habe. Trotz allem bin ich sehr glücklich und Almásy dankbar, dass er mich vom jenseitigen Ufer herbeigerufen hat, denn er hätte ebenso gut schweigen und sich den Löwen selbst heraustreiben lassen können, ohne dass ich etwas bemerkt hätte. Nachdem sich die Aufregung um den Löwen gelegt hatte und fotografiert worden war, kehrte ich auf meine Seite zurück, und wir setzten unseren Weg fort. Laut den Soldaten hätten wir nach dreistündigem Weg heute Vormittag den Nilpferdsee erreichen müssen, doch obwohl wir um halb sieben aufgebrochen waren, kamen wir erst um halb zwölf an, sehr erschöpft von der großen Hitze.

Wir sind also am Endpunkt unserer Reise angekommen, an der abessinischen Grenze. Weiter können wir nicht gehen. Von hier aus kehren wir wieder um, auf demselben Weg, auf dem wir gekommen sind. Ich kann sagen, wir haben es nicht bereut, die Reise bis hierher erzwungen zu haben, denn es ist ein sehr interessanter Ort. Es gibt bereits kleinere felsige Berge. Und am Fuße eines Berges erstreckt sich ein langer, schmaler, gewundener See, dessen beide Ufer von steilen Felsen begrenzt werden. Nach der Ankunft blickten wir vom Felsufer hinab und sahen sofort einige Nilpferdköpfe, wie sie mit großem Schnaufen unter dem Wasser auftauchten. Wir kletterten zum Ufer hinunter und belauerten sie hinter einem Felsen. Dies ist ein seltener, interessanter Ort! So eine Art „No Man’s Land“, Niemandsland, wohin sich nie eine Jagdexpedition verirrt. Bald tauchten etwa zehn bis zwölf Nilpferdköpfe auf, nicht weiter als 10 Schritte von uns entfernt. Sie veranstalten ein riesiges Schnaufen und Prusten; die ganze Familie, Eltern mit den Jungen, kommen gleichzeitig hoch, um Luft zu holen. Darüber hinaus schwimmen allerlei Krokodile, große Fische und Riesenschildkröten umher; dieses Wasser wimmelt nur so von vielerlei Getier. Zuerst nahmen wir die Gewehre gar nicht zur Hand, sondern Almásy fotografierte die Nilpferde. Er machte auch ein Bild, wie eines seinen Kopf unter dem Wasser heraufschiebt und uns sein riesiges Maul entgegenstreckt, ganz wie der „Jonas“ im Zoo.

Dann nahmen wir die Gewehre zur Hand. Ich habe die Erlaubnis für zwei Nilpferde, Almásy für keines, da er nur eine kleine Lizenz gelöst hat. Deshalb überlasse ich ihm eines, und so können wir beide je eines schießen. Also machte ich mich bereit, und als das Tier, das ich für das größte hielt, den Kopf herausstreckte, schoss ich es hinter das Ohr. Ich sah, dass ich gut getroffen hatte, das Nilpferd versank. Wenn der Treffer tödlich ist, soll es nach drei bis vier Stunden vom Wasser wieder hochgeworfen werden. Nun, das können wir jedenfalls erst morgen erfahren, ob es da ist. Nach meinem Schuss erschraken die anderen sehr und begannen erst nach langer Zeit wieder ihre Köpfe herauszustrecken, und auch dann nur für Augenblicke. Auf einmal kam ein riesiger Kopf hoch, viel größer als meiner war. Jetzt war Almásy mit dem Schuss an der Reihe. Über eine Stunde belauerten wir diesen Großen, aber er kam nur selten hoch, und auch dann steckte er meist nur die Nase heraus. Endlich – es dämmerte schon – schaute er etwas weiter heraus, Almásy schoss ihn hinter das Ohr, woraufhin auch dieser unter dem Wasser verschwand. Nun kann man nichts anderes tun, als heim ins Lager zu gehen, welches ganz hier in der Nähe des Sees liegt. Morgen gehen wir hinaus, um nachzusehen, ob das Wasser sie hochgeworfen hat.

Am 8. April, nahe Camp „Um Edla“

Heute Morgen, als wir aufwachten, rannten wir zum Ufer; beide unsere Nilpferde treiben oben, wie zwei riesige schwarze Kugeln. Es folgte das Herausziehen, was ein großer Spaß war und zusammen mit dem Fotografieren den ganzen Vormittag ausfüllte. Das Herausziehen geschieht folgendermaßen: Zwei Jungen schwimmen zum Nilpferd hinaus.

Sie führen zwei lange Seile mit sich, steigen dort angekommen auf den Rücken des Nilpferds und binden die Seile an seine Beine. Danach schwimmen sie mit dem Seilende wieder zurück. Während des Hinein-und Herausspringens der Jungen beschießt Abdul, der Führer, mit seiner Flinte unaufhörlich das Wasser zu beiden Seiten der Schwimmer, während die anderen am Ufer kreischen und Steine ins Wasser werfen. Dies alles geschieht, um die Krokodile von den Schwimmern fernzuhalten. Wenn die Seile dann herausgebracht sind, klammert sich jeder daran fest, und im Rhythmus einer uralten Weise ziehen sie das Nilpferd an Land. Es sind riesige Tiere, und mit etwa dreißig Mann konnten wir sie kaum ans Ufer schleppen. Endlich waren sie draußen. Meines ist leider eine Kuh, während Almásys ein fast elefantengroßer, riesiger Bulle ist, mit wunderschönen Zähnen von der Dicke einer Hirschstange.

Heute Morgen schickten wir zwei unserer Leute in den Wald um Honig; man findet hier ausgezeichneten Honig! Zurück im Lager, sagten sie, dass sie einem großen männlichen Löwen ganz aus der Nähe begegnet seien! In der vergangenen Nacht hörten wir ihn auch einige Male brüllen. Heute im Morgengrauen war es so kühl, dass wir uns im Bett zudecken mussten, was wir uns bisher gar nicht vorstellen konnten. Das ist schon die Kälte, die von den nahen abessinischen Bergen kommt; tagsüber ist die Hitze dann auch hier schrecklich, da tat der kühle Morgen gewiss gut.

Abend. Den Nachmittag verbrachte ich an einem kleinen Wasser, wo die Honigsucher heute Morgen den Löwen gesehen hatten. Er kam natürlich nicht heraus, hingegen kamen zwei sehr starke Wasserböcke und ein einsamer Giraffenbulle. So habe ich heute keinen einzigen Schuss abgegeben. Almásy schoss ein Krokodil. Morgen bleiben wir noch hier, da das Häuten und Zerlegen der zwei großen Nilpferde viel Arbeit macht und sie heute nicht fertig werden konnten. Übermorgen treten wir dann die Rückreise an. Interessant ist, dass die Nilpferde den gestrigen Schuss so übel nahmen, dass im Laufe der Nacht die ganze Gesellschaft, etwa fünfzehn Tiere, aus dem See an ein anderes Wasser umgezogen ist. Heute ist der See leer.

Am 9. April, nahe Camp „Um Edla“

Heute Morgen sah ich wieder eine Schirrantilope (diese seltene Art), wie sie ins dichte Gebüsch lief. Ich ließ durchtreiben, weit weg von mir sprang sie pfeilschnell in den lichteren Wald hinaus, und es gelang mir, sie nach Hasenart im Überschlag zu schießen, worüber ich mich sehr freute. Jetzt habe ich schon zwei bunte Guibas. Ich sah ganz frische (gestrige) Spuren einer Büffelherde und ebenso gestrige Elefantenspuren, letztere waren jedoch alle von kleinen Exemplaren.

Abend. Nachmittags begegnete ich drei Pavianen, darunter war ein großer Alter, den ich erschoss. Er hat einen wunderschönen langen grünen Pelz und ein Gebiss wie ein Wolf. Ich hoffte, dass man uns diesen nicht zu essen gibt, denn sie kochen auf der Welt alles und lassen es uns erst wissen, wenn wir es schon gegessen haben. Unser Koch macht aus allem Schnitzel von derselben Form und derselben Farbe und demselben Geschmack. Gestern zum Beispiel aßen wir Nilpferd, neulich Krokodil, und seinerzeit – zum Glück bemerkte ich es rechtzeitig und blies es ab – wollten sie gerade den Leoparden in der gewohnten Schnitzelform auftischen. – Morgen wollen wir sehr früh aufbrechen, wir beginnen den Rückzug.

Am 10. April, nahe Camp „Abu Ramla“

Noch bei Dunkelheit brachen wir heute Morgen gegen fünf Uhr auf, um zehn kamen wir hier an. Unterwegs schoss ich wieder eine Schirrantilope (die dritte), von weitem, im Laufen, zwischen den dichten Bäumen. Almásy ist schon sehr, sehr giftig, denn er konnte

letztes Jahr keine Schirrantilope schießen und dieses Jahr auch nicht, und ich habe schon drei. Ansonsten haben wir nichts Interessantes gesehen.

Abend. Im Laufe des Nachmittags fotografierten wir die Schönheiten der nahen Siedlung. Wir kauften ihnen vier Ziegen ab. Diese wollen wir bei Mondschein anbinden und uns daneben auf den Löwenanstand setzen.

Am 11. April, nahe Camp „Um Orug"

Heute war ein sehr anstrengender Tag; im Morgengrauen um halb sechs Aufbruch aus Abu Ramla; um halb elf kamen wir in Heigirath an (wo wir letztes Mal übernachteten). Diesmal rasteten wir hier nur in den Mittagsstunden, nachmittags ging es wieder weiter, und nach erneutem dreistündigem Marsch kamen wir hier an. Heute sind wir also acht Stunden gereist. Den Großteil kam ich zu Fuß, was weniger ermüdend ist, als den faulen Esel anzutreiben. Zum Glück leide ich überhaupt nicht mehr unter der Hitze; Appetit und Schlaf sind ausgezeichnet, Müdigkeit spüre ich so gut wie nicht. Ich hätte nicht gedacht, dass man sich so sehr daran gewöhnen kann.

Vormittags schoss ich noch eine Schirrantilope, diesmal einen ganz kapitalen Bock. Diesen ebenfalls aus etwa hundert Schritten, im Laufen. Bis ich nach Hause gehe, lerne ich ganz das Schießen mit der Kugel, aber das darf ich auch, denn ich habe schon fast siebzig erlegte Tiere.

Während des nachmittäglichen Weges sah ich nichts Besonderes. Ich vergaß zu erwähnen, dass ich während der Mittagsrast im Bett des Dinder aus großer Ferne wieder drei Strauße sah, sie scheinen also doch noch nicht ganz ausgestorben zu sein. – Morgen bleiben wir hier. Heute schlafe ich zum ersten Mal unter dem Moskitonetz, da die Insekten schon sehr lästig werden.

Am 12. April, nahe Camp „Um Orug"

Den ganzen Vormittag saß ich draußen am Wasser und beobachtete vor allem die Vögel. Schießen will ich nichts weiter als einen Büffel (außer natürlich Elefant, Löwe, Leopard), aber mit letzteren zusammenzutreffen, ist immer nur ein Glückszufall. Mit den übrigen Wildarten bin ich im Großen und Ganzen „komplett". Heute Vormittag sah ich einen neuen Vogel, einen großen grauen Storch. Mit grauem Schnabel und gelber Stirn. Diesen hatte ich noch nie gesehen, er kam bis auf etwa zehn Schritte an mich heran. Danach kamen drei große Krokodile aus dem Wasser und legten sich mit weit geöffnetem Maul in die Sonne. Jetzt ziehen unsere Sommer-Wildtauben von hier nach Norden; heute Vormittag saß ich genau unter ihrer Zugrichtung. Sie ziehen ständig, ohne Unterbrechung, in etwa 40–50 Meter Breite. Während ich zusah, riss ihre Kontinuität den ganzen Vormittag keinen Augenblick ab, und das wird sicherlich bis zum Abend andauern. Da diese Tauben mit einer Geschwindigkeit von mindestens 80 km pro Stunde reisen – wenn sie nur fünf Stunden lang ununterbrochen über einem Ort zu sehen sind, dann kommen sie schon in einer Länge von 400 km in ununterbrochener Masse hintereinander! Wenn heute den ganzen Tag ein Mensch dort stünde, mit zwei Gewehren und einem Lader, könnte er eine unberechenbare Menge schießen; tausend, denke ich, mit Leichtigkeit.

Jetzt haben wir mit Almásy eine Berechnung angestellt, und angesichts des rapide schwindenden Bestands an Zeit, Geld, Patronen, Essen, Fotoplatten usw. müssen wir in zehn Tagen von heute an, also am 22., unbedingt in Khartum eintreffen. Da wir noch sehr weit entfernt sind, haben wir beschlossen, dass wir zwei der üblichen Tagesmärsche an einem Tag bewältigen müssen. Also morgen aufbrechend, wollen wir fast ohne

Aufenthalt täglich sieben bis acht Stunden reisen, falls die Kamele das aushalten. Für uns wird es in dieser Hitze auch kein sonderliches Vergnügen sein.

Am 13. April, nahe Camp „Chor Semsir“

Ein sehr anstrengender Tag: im Morgengrauen um halb sechs Aufbruch, und um 14 Uhr kamen wir in Chor Semsir an, wo wir das Lager aufschlugen. Der vormittägliche Weg zog sich vor allem deshalb so in die Länge, weil er voller Abenteuer war: Erstens sahen wir eine in das Dickicht springende bunte Guiba; ich freute mich, dass vielleicht auch Almásy noch Gelegenheit haben würde, eine zu schießen. Ich stellte ihn am Ende des Dickichts auf, und ich trieb das Dickicht mit den Leuten durch; die bunte Guiba brach jedoch nach hinten aus, und als sie rückwärts aus dem Treiben auf 100 Schritte hinauslief, sah ich sie für einen Augenblick, wie sie über eine kleine Lichtung sprang. Ich schoss dorthin, sie stürzte. Ich freute mich sehr über den Schuss, umso mehr, als es ein kapitaler Bock ist, noch besser als der von vorgestern. Ich habe schon fünf bunte Guibas, Almásy hat immer noch keine. Später, als wir uns durch ein großes Dickicht kämpften, wirft sich der vor mir gehende Shikari plötzlich zu Boden und zeigt mit seinem Stock ins Dickicht, mit dem Flüstern: „Assad, Assad!“ (Löwe). Schnell war ich von meinem Esel unten, der Eingeborene wurde immer aufgeregter und zeigte zitternd ins Dickicht, mich drängend, doch endlich zu schießen. Ich sehe, worauf er zeigt, und erkenne sofort den Kopf einer Wasserbockkuh, die zwanzig Schritte vor uns im Busch liegt. Daraufhin erkannte auch er es und schämte sich sehr für seinen Irrtum. Die Aufregung war vergeblich.

Um die Mittagszeit rasteten wir eine halbe Stunde unter einem großen Baum und aßen etwas, auf einmal springen unsere Leute auf und zeigen auf die Baumäste über uns. Wir sehen doch tatsächlich, dass auf einem Ast zusammengerollt eine dicke Riesenschlange liegt. Zuerst wollten wir sie erschießen, aber die Eingeborenen sagten, dass sie nicht giftig sei, und einer von ihnen kletterte auf den Baum, durchstach mit seiner Lanze den Kopf der Schlange, welche daraufhin hinunterfiel. Worauf die anderen über sie herfielen und ihr mit Stöcken den Kopf zerschlugen. Almásy nimmt ihre Haut mit heim, das Fleisch essen sie. Nach all dem kamen wir, wie erwähnt, um zwei Uhr am Lagerplatz an. Ich rastete anderthalb Stunden und machte mich schon auf den Pirschgang, da ich hier am 27. des letzten Monats meinen Büffel geschossen hatte und sich hier immer eine Herde aufhält, mit der ich zusammenzutreffen hoffte. Ich war draußen bis zur Dunkelheit, sah Unmengen an Wild, aber keinen Büffel. Ich beginne mir schon Sorgen wegen des zweiten Büffels zu machen. Ich hoffe, dass ich ihn morgen schieße, denn dort, wo wir ankommen, kommt er ebenfalls vor. Wenn ich ihn morgen nicht schieße, dann wird es keinen mehr geben, denn übermorgen kommen wir schon in büffelloses Gebiet.

Abends beim Heimkommen (es war schon dunkel) kam ich an einem kleinen Wasser vorbei, an dem zehn Giraffen tranken. Es war ein sehr schöner Anblick im Mondschein. Als wir uns am 27., 28., 29. des letzten Monats an diesem Ort aufhielten, beschlossen wir hier, unsere Reise möglichst bis zum Nilpferdsee fortzusetzen. Als wir damals von hier aufbrachen, ließen wir drei unserer Leute mit den bisherigen Trophäen zurück, damit wir sie nicht unnötig hin-und herschleppen müssen. Heute hierher zurückkehrend, sehen wir, dass diese drei Leute während unserer Abwesenheit in den kleinen Tümpeln Fisch für mindestens zwei Kamelladungen zusammengefangen haben. Sie haben die Fische getrocknet und in etwa einen Kubikmeter große Würfel mit Schilfseilen zusammengebunden. Es stinkt schrecklich, aber sie sind glücklich und sagen, dass davon das ganze Dorf während der Regenzeit leben wird. Morgen früh brechen wir wieder weiter auf, aber morgen machen wir nur einen kurzen Weg, teils wegen des zu schießenden Büffels, teils wegen der sehr müden Kamele.

Am 14. April, Camp „Bet el Wahash“

Im Morgengrauen brach ich auf, um neun Uhr kam ich hier an, in der großen Ebene namens Bet el Wahash, wo ich meinen zweiten Büffel schießen sollte. Bei meiner Ankunft bemerkte ich sofort zwei große Büffelherden in der Mitte der Feldflur. Von neun bis zwei Uhr mittags versuchte ich auf jede erdenkliche Weise, in ihre Nähe zu gelangen, jedoch ohne Erfolg. Sie passen furchtbar auf, auch der Wind dreht sich ständig, und sie springen immer wieder ab. Diese große Flur verlassen sie jedoch nicht. Jetzt ist es drei Uhr, todmüde bin ich ins Lager gekommen, um zu baden und zu essen, und sofort breche ich wieder auf. Es klingt doch seltsam, dass ich, während ich hier vor dem Zelt in meiner Wanne sitze, mit bloßem Auge die Büffel ein paar hundert Schritte weit gut sehe und dennoch nicht an sie herankommen kann. Jetzt haben sich die zwei Vormittagsgruppen zusammengeschlossen, es mögen etwa einhundertachtzig Tiere sein, wie ein dicker schwarzer Strich sehen sie von hier aus aus. Um sie herum ist eine große Gruppe anderen Wildes bunt gesprenkelt zu sehen. Es ist meine Absicht, mit drei Kamelreitern und zwei Leuten ganz hinter sie zu gelangen und in Form einer ordentlichen Treibjagd zu versuchen, mir die ganze Herde zuzutreiben. Vielleicht gelingt es so. Jetzt breche ich auf.

Abend. Natürlich ist es nicht gelungen. Ich habe es den Leuten lange erklärt, aufgezeichnet, wie sie treiben sollen. Diejenigen gingen langsam, die hätten eilen sollen, und umgekehrt, sodass die Büffelgruppe genau auf der entgegengesetzten Seite, als ich gehofft hatte, davonraste und im Wald verschwand. Danach versuchte ich sie im Wald zu erreichen. Lange rannte ich auf ihrer Fährte, bis ich sie schließlich vor mir ruhig dahinziehen sah. Von der Seite her näherte ich mich ihnen auf etwa 150–200 Schritte, und eine gute Zeit lang schlich ich parallel zu ihnen von Baum zu Baum, ohne einen Schuss abgeben zu können. Sie zogen nämlich in einer dichten großen Masse, förmlich einer auf dem Rücken des anderen, und die Kühe hielten die Bullen ständig in der Mitte des Knäuels. Darüber hinaus verdeckte in jenem ausgetrockneten, brandigen Wald eine solche Staubwolke die ganze Herde, dass man ebenfalls nichts sehen konnte; schließlich leuchtete auch die untergehende Sonne genau in meine Augen. Sodass vor mir ständig nur eine unbestimmte schwarze Masse war, die nur hier und da aus einer großen glänzenden Staubwolke hervorsah. Lange Zeit begleitete ich sie, mal rennend, mal auf allen vieren kriechend, wovon ich schließlich völlig erschöpft aufgab. Inzwischen wurde es Abend, wir waren sehr weit vom Lager abgekommen, darüber hinaus hatte ich meinen Esel zurückgelassen, dort, wo ich die Büffel beim Treiben erwartet hatte, in einem endlosen und hohen Röhricht, aus dem der Esel nicht einmal heraussah. Als wir endlich todmüde dort ankommen, wo wir den Esel zu lassen glaubten – Esel war da, Esel ist weg. Lange Zeit suchten wir ihn, bis wir ihn schließlich fanden; zum Glück war Mondschein. Mein Shikari, dem ich den Esel nach Abschluss der Expedition als Geschenk versprochen hatte, war ganz außer sich und jammerte ständig darüber, dass ihn ein Löwe geholt habe. Was es bedeutet, müde in einem hiesigen Röhricht – im sogenannten Elefantengras – zu gehen (und erst recht einen Esel zu suchen) bei Nacht, wenn man bei jedem zweiten Schritt bis zum Knie in eine alte Elefantenfährte aus der Regenzeit fällt, ständig erwartend, wann einem das Bein bricht, worüber hinaus einem das Schilf die nackten Stellen zerschneidet und die Moskitos den Kopf belagern – das weiß wahrlich nur der, der es versucht hat. Es ist sehr traurig, dass ich den zweiten Büffel nicht habe, denn von nun an habe ich nur noch wenig Hoffnung auf eine Begegnung mit ihnen, und morgen Nachmittag ziehen wir weiter. Wenn ich das geahnt hätte, hätte ich bei meinem letzten Aufenthalt hier den zweiten geschossen. Damals bestärkten mich alle unsere Leute darin, dass es schade sei, ihn jetzt zu schießen, in der Herde gäbe es nie einen wirklich starken Bullen, den alten Bullen würden wir erst danach begegnen. Diese würden immer einzeln gehen, und dass wir so und so viele sehen würden usw. Dieser

Verheißung bin ich wohl aufgesessen, und jetzt kann ich meinen zweiten Büffel abschreiben.

Am 15. April, nahe Camp „Chor Gal"

Mittag. Jetzt bin ich hereingekommen, seit dem Morgengrauen suche ich die Büffel, aber ohne Erfolg; von der gestrigen Herde fehlt jede Spur, und eine neue habe ich nicht gefunden. Dann zündete ich zwei große Schilfinseln an, aber es kam nichts anderes heraus als ein nie gesehenes otterähnliches Tier. Auf dieses konnte ich auch nicht schießen, es war weit weg. Heute fand ich inmitten eines großen ausgetrockneten Röhrichts einen kaum zimmergroßen kleinen Tümpel, überfüllt mit riesigen, meterlangen Fischen; bei allen schaute der Rücken heraus, so seicht war das Wasser. Als wir dort ankamen, begannen sie ein furchtbares Geplätscher und Gespränge, spritzten das Wasser hoch auf, manche sprangen ans Ufer und konnten nicht mehr zurück. Hässliche, breitköpfige, bärtige, schwarze Fische, halb Wels, halb Aalartige. Nachmittags ziehen wir weiter, und damit bin ich gezwungen, schweren Herzens auf den zweiten Büffel zu verzichten, was ich außerordentlich bedaure.

Abend. Wir lagern bei Chor Belegu. Den ganzen Nachmittag sind wir gereist, jetzt sind wir hier, wo ich seinerzeit den Leoparden geschossen habe. Morgen früh ziehen wir weiter; unterwegs schoss ich eine schöne große Trappe (größer als unsere Art) und eine schöne, gekrönte Kranichart, beide aus sehr großer Entfernung. Ansonsten sah ich viel Wild, wie üblich, aber nichts zum Schießen.

Heute fragten mich meine Leute, was ich in Europa sei: Polizeichef oder König? Anscheinend gibt es ihrer Meinung nach nur diese zwei Möglichkeiten.

Am 16. April, Camp „Wad-el-Hay"

Abend. Jetzt sind wir hier angekommen, wir sind so gut wie den ganzen Tag gereist, außer in den Mittagsstunden, in denen wir unter einem großen Baum die größte Hitze abwarteten. Heute beim Aufbruch bemerkten wir, dass ganz nah beim Lager in der Nacht Büffel getrunken hatten. Eine Zeit lang ging ich ihnen auf der Fährte nach, aber sie hielten immer die entgegengesetzte Richtung zu unserer Richtung ein, sodass ich es abbrechen musste. Jetzt gibt es wirklich keine Hoffnung mehr, einem Büffel zu begegnen.

Heute unterwegs schoss ich ein schwaches Warzenschwein, eine kleine Dikdik-Antilope. Wieder kam ich aus dem Staunen über die Zähigkeit des hiesigen Wildes nicht heraus. Ich erwähnte, dass ich ein kleines Dikdik schoss, das ist eine hasengroße kleine Antilope. Mit der großen Neuneinhalb-Schönauer schoss ich ihm mitten in die Seite; fast zerriss es dieses große Geschoss und warf es zu Boden. Im nächsten Augenblick war es schon wieder auf den Beinen und trollte sich davon. Ich schoss nicht noch einmal darauf, sondern schaute mit dem Fernglas, was nun wohl passiert. Auf beiden Seiten eine faustgroße Wunde, aus der das Blut in einem langen Strahl floss, es ging jedoch nur weiter, noch mindestens fünfzig Schritte, als es plötzlich umfiel wie eine Karte und sich nicht mehr rührte. Offensichtlich deshalb, weil es keinen Tropfen Blut mehr in sich hatte.

Am 17. April, Camp „Ereif el Dick"

Mittag. Jetzt sind wir hier angekommen, hier trafen wir die ersten Nomaden-Eingeborenen, die wir nach Elefanten fragten, denn auch auf dem Herweg waren hier die Elefanten, Almásy hat sie hier beschossen. Die Eingeborenen behaupten, dass vier Elefanten seit einer Woche täglich hierher an ein nahe gelegenes Wasser zum Trinken

kommen. Angeblich waren sie gestern vormittags um zehn hier; darüber hinaus bestärken sie uns darin, dass zwei Löwen ständig ihre Tiere gefährden und dass sie wüssten, wo sie seien. Sie würden uns hinführen und sie heraustreiben. Auf diese Nachrichten hin haben wir natürlich das Zelt aufgeschlagen und werden morgen jedenfalls noch hierbleiben, aber weiter ist es leider unmöglich, da uns alles ausgegangen ist. Seit gestern zum Beispiel kochen wir schon ohne Salz. Ich bin wirklich gespannt, was an den Behauptungen der Einheimischen wahr ist, denn meistens übertreiben sie maßlos. Während des vormittäglichen Weges schoss ich zwei Arieltaschellen, beide von weitem, beide in den Hals (das ist die einzige Weise, dass sie an Ort und Stelle bleiben), und beide blieben auch auf dem Platz.

Jetzt habe ich etwas Zeit, also beschreibe ich schnell mit ein paar Worten, was ich im Augenblick um mich herum sehe. Vor einer Stunde sind wir hier angekommen. Wir befinden uns in einem typischen sogenannten „trockenen" Wald, welcher eigentlich sowohl hinsichtlich der Gegend als auch der Vegetation trostlos ist: völlig ausgetrocknete, von der Hitze kreuz und quer zerklüftete, knochenharte schwarze, schollige, brandige Erde, auf der kein einziger Grashalm oder sonstiger grüner Punkt zu sehen ist. Die ganze Vegetation besteht aus spärlich und wirr stehenden, krummen, hässlichen, akazienartigen Bäumen und Dornenbüschen. Ein Großteil der Bäume ist um diese Zeit völlig ausgetrocknet und ohne Laub; die eine oder andere Art ist belaubt (aber auch das sehr dürftig). Derzeit steht unser Zelt hier zu beiden Seiten des Stammes eines verkümmerten gleditschienförmigen Baumes, die übrigen Zelte am hohen Ufer des Bettes des Dinder-Flusses, sodass vor uns das ausgetrocknete, sandige Flussbett liegt, an dessen diesseitigem Rand Wasser von der Größe eines Tennisplatzes ist, während sich hinter unserem Rücken der vorhin erwähnte endlose „trockene" Wald erstreckt.

Ich schreibe in meinem Zelt, das ist noch der einzige schattige Platz; gerade eben wurde das Aufstellen der Zelte beendet, was immer unter schrecklichem Zank und Lärm geschieht. Diese Prozedur verbringt man am besten fern vom Lager. Derzeit komme ich gerade von dem erwähnten Wasser, wo ich in einem kaum knietiefen Tümpel badete, während hier die Zelte aufgestellt wurden. Etwa 20 Schritte von den Zelten entfernt, unter dem nächsten Baum, lässt sich die Küche nieder. Ahmed, der Koch, hockt schon dort am Feuer. Er ist der einzige saubere Mensch in der Karawane, trägt immer ein frisch gewaschenes langes weißes Hemd und einen frischen, weißen Turban von riesiger Größe und murmelt ständig (auch während des Kochens) Gebete. Wenn die Karawane reist, geht er immer ganz vorne (da er den Weg gut kennt) auf einem weißen Esel, mit einer unwahrscheinlich langen Lanze in der Hand. Derzeit bereitet er gerade unser Frühstück vor; über seinem Kopf auf dem Baum sitzt eine Schar von Weihen (diese halten sich ständig bei der Karawane auf), und sie sind so unverschämt, dass sie überall herabstoßen, und wenn der Koch irgendwohin geht, holen sie sich das Fleisch aus der Schüssel. Nicht weit von der Küche liegen die Trophäen in einem großen Haufen, Massen an Häuten und Hörnern, welche fast verdeckt werden von den ständig auf ihnen zankenden großen Geiermassen; diese folgen der Karawane fast wie Haustiere. Wieder ein Stück weiter lassen sich unter je einem Baum unsere Begleiter in drei verschiedenen Gruppen nieder.

Wir haben nämlich dreierlei Leute: Jede Gruppe freundet sich nur untereinander an, mit den anderen zwei Gruppen liegt sie ständig im Argen und zankt sich. Die erste Gruppe sind die Mitglieder der Karawane, diese sind: der Obermann, der Abhäuter, der Koch, der Diener und die Waffenträger (Jäger). Dies ist die vornehmste Gruppe, denn diese sind Taggeldempfänger und erhalten ein festes Gehalt. Die zweite Gruppe sind die Kamel-und Eseltreiber, die keinen Lohn haben, nur Fleisch vom geschossenen Wild erhalten und deshalb dafür zuständig sind, die Kamele zu versorgen und bei der Karawane mitzuhelfen. Die dritte Gruppe sind die „Hyänen", das heißt unbezahlte und

beschäftigungslose Eingeborene, die sich der Karawane freiwillig angeschlossen haben in der Hoffnung, dass man ihnen doch irgendeine kleine Aufgabe gibt und sie am Abend auch ein wenig Fleisch abbekommen, das sie dann auf ihren Esel geladen nach Hause transportieren. Natürlich findet an einem solchen Ort jeder reichlich Fleisch, sodass am Ende auch diese „Freiwilligen" gut wegkommen; sie leben einen Monat lang umsonst, arbeiten so gut wie nicht, amüsieren sich prächtig und kehren am Ende der Expedition mit einem unter getrocknetem Fleisch fast zusammenbrechenden Esel in ihr Dorf zurück. Ich sage ja, diese drei Gruppen zanken sich ständig, sie kämpfen unaufhörlich um das Fleisch, sodass man ständig Gerechtigkeit walten lassen und Urteile fällen muss. Unsere Kamele und Esel laufen tagsüber frei im Lager herum; sie werfen alles um und stehen jedem im Weg. Insbesondere die Esel (etwa zwölf) schreien ständig, und zwar mit besonderem Vergnügen in das Zelt des Menschen hinein, wenn er am besten schläft. Am Abend treibt man dann alle Tiere in der Mitte des Lagers zusammen, damit der Löwe ihnen nichts anhaben kann. In zwei Tagen kommen wir in Abu Hashim an (von wo wir am 14. des letzten Monats morgens aufbrachen), und damit nimmt die Expedition ihr Ende.

Von dort an setzen wir unsere Reise in einem dorthin bestellten Auto bis zum nächsten Bahnhof fort, wo wir uns in den Zug setzen und nach Khartum fahren. Die Karawane hingegen geht zu Fuß weiter bis zur nächsten Station, dort verladen sie alle unsere Trophäen und die Lagerausrüstung in Waggons; über letztere müssen wir gegenüber der Ausrüstungsagentur Rechenschaft ablegen. Sobald wir mit diesen Dingen fertig sind (was in Khartum drei bis vier Tage dauern wird) und die Trophäen nach Ungarn aufgegeben haben (inzwischen lassen wir auch unsere Fotos entwickeln), treten wir die Heimreise an. Ich habe mich schon so sehr an das hiesige Klima gewöhnt, dass ich den ganzen Tag in einer Hitze von 40 Grad herumlaufen kann, keine Müdigkeit spüre und großartig schlafe.

Abend. Es stellte sich heraus, dass der Elefant und der Löwe, von denen die Eingeborenen erzählten, ein Märchen sind, das heißt, sie sind so weit weg, dass man einen ganzen Tag zurückgehen müsste, was wir jetzt nicht mehr tun können.

wegen eines so unsicheren Ziels. Morgen ziehen wir weiter. Almásy hatte heute Abend ein sehr interessantes Erlebnis. Er saß unter einem großen Baum, und über ihm kletterten einige Blaumäulchen (Meerkatzen) umher. Eines der Weibchen hielt – nach Affenart – sein Junges im Schoß. Almásy wollte das Kleine gerne fangen und mit nach Europa nehmen. Er überlegte, was zu tun sei, und beschloss, dass die einzige Möglichkeit darin bestünde, die Mutter in den Kopf zu schießen, damit beide herunterfallen. Das tat er auch, die Mutter fiel mit ihrem Jungen herab, aber noch bevor er es schnappen konnte, sprang das Kleine auf einen Baum, rannte hinauf und setzte sich auf einen hervorstehenden Ast. Nun schickte Almásy einen seiner Leute hinauf, um es herunterzuholen. Dieser kletterte eine gute Zeit lang hinterher, aber das Äffchen klammerte sich immer weiter oben fest, sodass der Mann es nicht erwischen konnte. Nun schoss Almásy den Ast ab, auf dem der Affe saß, woraufhin dieser erneut zu Boden fiel. Sie sprangen herzu, um ihn zu packen, aber in diesem Augenblick schoss wie eine Rakete der Vateraffe von der Baumkrone herab, nahm das Kleine in den Schoß und verschwand mit ihm zwischen den Zweigen. Nun, das ist wirklich eine rührende Tapferkeit von einem so kleinen Tier.

Am 18. April, Camp „El-Beida"

So viel sind wir noch kein einziges Mal marschiert wie heute: Von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends sind wir, mit Ausnahme der zweistündigen Mittagspause, ständig unterwegs gewesen, was auch auf dem Eselrücken nicht angenehm ist, umso mehr, da

wir ständig durch öde, völlig wildlose, trockene Buschwälder zogen. Unterwegs schoss ich vier Perlhühner (die mancherorts in großen Mengen zu finden sind) für die Küche. Heute Abend erreichten wir El-Beida. Dies ist das erste große Negerdorf, das aus kleinen runden Schilfhütten besteht. Bei unserer Ankunft nahmen wir ein großes Bad im guten Dinder-Wasser; hier gibt es nämlich keine Krokodile mehr. Das heißt, es gibt welche, aber nur kleine, vor denen man sich nicht fürchten muss. Es ist so seltsam heute Abend, statt Löwen und Hyänen das Brüllen der Kühe der Dorfbewohner und das Hundegebell zu hören. Morgen früh ziehen wir wieder weiter in ein anderes Dorf, in dessen Umgebung sich angeblich die sogenannte Dorkasgazelle finden lässt, eine Art, der wir bisher nirgendwo begegnet sind. Ansonsten, wie gesagt, ist das Wild hier schon ganz verschwunden. Heute haben wir den ganzen Tag außer einigen kleinen Dikdiks und ein paar Affen nichts gesehen.

Am 19. April, nahe Camp „Chamis“

Heute sind wir wieder sieben Stunden gereist. Wegen der Dorkasgazellen haben wir unseren ursprünglichen Reiseplan etwas geändert. Angeblich sind sie hier, im Gebiet des Dorfes Chamisa, zu finden. Morgen Vormittag wollen wir hier pirschen, und für mittags haben wir ein Auto hierher bestellt, mit dem wir den nächsten Bahnhof erreichen möchten. In diesem Dorf Chamisa ist ein Großteil der Leute unserer Karawane zu Hause, daher war die Freude riesig, als wir heute ankamen. Morgen löst sich die Karawane hier auch auf; wir bezahlen die Leute aus, und nur einige wenige gehen weiter bis zur Bahn, wo die Trophäen und unsere Lagerausrüstung in den Zug nach Khartum verladen werden. Heute schoss ich unterwegs vom Eselrücken aus fünf Wildtauben für die Küche, als sie über unsere Köpfe hinwegzogen, und einen schön gefärbten unbekannten Falken, später dann zwei Blaumäulchen für Almásy, der die Pelze für irgendeinen Pelzkragen braucht. Dann ließ ich im Dorf von den Kindern drei kleine Affenjunge fangen; sie sind sehr niedlich. Ich möchte sie mit nach Ungarn nehmen.

Am 20. April, Camp „Chamisa“

Mittag. Den ganzen Morgen und Vormittag bin ich wegen der Dorkasgazellen umhergelaufen, schließlich sah ich auch zwei, aber ich konnte auf keine Weise in ihre Nähe gelangen. Als sie mich dann endgültig bemerkten, sprangen sie davon. Damit habe ich meine afrikanische Jagd beendet. Mein Endergebnis außer Vögeln ist folgendes:

Büffel: 1, Löwe: 1 Nilpferd: 1, Leopard: 1 Giraffe: 1, Luchsartige (Serval): 1 Roan-Antilope (Pferdeantilope): 2, Wildkatze: 1 Waterbuck (Wasserbock): 12, Warthog (Warzenschwein): 8 Tiang-Topi: 7, Krokodil: 3 Hartebeest (Kuhantilope): 4, Riesenigel: 1 Reedbuck (Riedbock): 10, Pavian: 1 Bushbuck (Schirrantilope): 6, Affe: 2 Ariel-Gazelle: 12, Hyäne: 1 Dikdik-Antilope: 2 Insgesamt 78 Stück, 21 verschiedene Arten.

Jeden Moment erwarten wir das Auto, mit dem wir am Nachmittag nach Maquar fahren wollen, und von dort morgen früh mit dem Zug nach Khartum. Jetzt sind wir in großer Arbeit: alles übernehmen, Trophäen durchsehen, klassifizieren, die Leute bezahlen, Abschied nehmen, Geschenke verteilen, packen und jedem versprechen, dass wir nächstes Jahr wiederkommen. Die Hitze hat heute, glaube ich, ihren Höhepunkt erreicht, denn selbst im Schatten erstickt man fast, und draußen vibriert die Luft vor Hitze so sehr, dass alles in einer nebelartigen Fata Morgana schwimmt. Morgen in Khartum eine Badewanne, ein ordentliches Essen, ein gekühltes Getränk, ein richtiges Bett und – last but not least – ein W.C. Das werden keine zu verachtenden Dinge sein. Jetzt fällt mir beim Packen ein Kalender in die Hände, aus dem wir mit Überraschung feststellen, dass vorgestern Ostern war. Diese Tatsache ist unserer Aufmerksamkeit völlig entgangen. Jetzt machen wir uns daran, zwanzig Zeugnisse für die verschiedenen Gewehrträger, Kameltreiber usw. zu schreiben. Darauf legen sie großen Wert, da die einzelnen Expeditionen die Leute immer aufgrund der vorgewiesenen Zeugnisse einstellen. Wenn sie diese dann erhalten haben, rennen sie sogleich zu den Abhäutern, zum Koch usw. – diese können ein paar Worte Englisch – und lassen sie sich von ihnen übersetzen.

Am 21. April, im Zug zwischen Maquar und Khartum

Ich fahre fort, wo ich gestern Mittag aufgehört habe. Gegen zwei Uhr traf der nach Chamisa bestellte Ford ein, mit einem goliathgroßen, schrecklich dummen Fahrer. Es wurde vier Uhr, bis wir mit großer Mühe unser gesamtes Gepäck festgebunden hatten, unter anderem meine vier Affen (seitdem sind sie um einen zahlreicher geworden). Natürlich gibt es hier keine Straße, man fährt einfach im sandigen Wald aus Dornenbüschen mit dem Auto. Das Auto muss im Sand immer die Spur halten, auf der es gekommen ist. Anfangs ging alles gut; jede Stunde hielten wir an, tränkten die Affen, zurrten das gelockerte Gepäck fest. Als es jedoch dunkel über uns wurde, begann die Verwirrung. Der schwarze Goliath verfehlte unentwegt die Spur, und etwa viermal mussten wir umkehren (diese Rückfahrt dauerte immer mindestens eine halbe Stunde), damit er die Stelle suchte, an der er von der Spur abgekommen war. Schließlich war er völlig durcheinander, wir krochen im dichten Gebüsch im Kreis herum, und am Ende hatten wir so viele Spuren gemacht, dass man sich zwischen ihnen nicht mehr zurechtfinden konnte. Zwischendurch gerieten wir zufällig in ein bevölkertes Dorf; hier wachten alle auf. Nach langer Zeit fand sich ein Mann, der sich bereit erklärte, den Weg zu zeigen. Wir setzten ihn auf den Kotflügel (woanders war kein Platz mehr) und fuhren los. Eine Zeit lang dirigierte er die Richtung mit großer Bestimmtheit, aber bald verirrte auch er sich; unentwegt stritten sie sich mit dem Fahrer, der eine wollte hierhin, der andere dorthin fahren. Wir prallten gegen Bäume, das Gepäck krachte und knackte, schließlich steckten wir wieder im Dickicht fest. Die zwei Eingeborenen stiegen ab und gingen zu Fuß, um eine Spur zu suchen, was nach langer Zeit auch gelang, sodass wir dann mitten in der Nacht endlich in Maquar ankamen. Eine kleine englische Siedlung, wo ein „Mudir“ (Polizeikapitän) und einige englische Beamte wohnen. Es gibt für Durchreisende ein „Resthouse“ – ein Rasthaus – und einen Laden, der zugleich eine Kneipe ist, in der, wie in jedem afrikanischen Nest, ein griechischer Ladenbesitzer der Wirt ist. Wir kamen beim „Resthouse“ an, natürlich alles geschlossen, alle schlafen, keine Seele zu finden. Wir gehen zum Ladenbesitzer, der Ladenbesitzer schläft schon, nur vier Eingeborene trinken an einem Ecktisch ihr Glas, man bekommt nichts anderes mehr als

Whisky. Daraufhin zogen wir den Griechen aus dem Bett, öffneten den Laden (man kann in so einem Laden alles bekommen, natürlich alles Konserven, aber ausgezeichnete). Wir suchten Schinken, Butter, Fisch, Früchte und Bier heraus und aßen zu Abend. Dann öffneten wir das „Resthouse“ und legten uns schlafen. Die Affen sind nachts ziemlich unangenehm, sie stinken schrecklich und schlüpfen aus der Kiste heraus.

Heute Morgen haben wir alles zusammengepackt und in einen von hier abfahrenden Zug nach Khartum verladen. Als wir eingeladen hatten, bemerkten wir, dass in Almásys Tasche ein Loch ist. Es stellte sich heraus, dass heute Nacht bei den Irrfahrten des Autos ein Baum, gegen den wir gefahren waren, die Seite der Tasche eingeschlagen hatte, und mit Schrecken stellten wir fest, dass eine Schachtel unserer Filme – mit 72 Bildern – herausgefallen war. Jetzt sind wir deshalb sehr unruhig, denn wenn diese 72 Bilder verloren gehen, ist das eine Katastrophe. Ich erwähne noch, wie nett die Rasthäuser sind, wie jenes, in dem wir heute Nacht schliefen. Drei oder vier Zimmer, jedes mit einem guten Bett und voll möbliert. Türen und Fenster aus Drahtnetz statt Glas, davor eine große offene Veranda mit Säulen und langen Liegestühlen, und das ganze Gebäude umgeben von einem kleinen, hervorragend gepflegten, in bunten Farben blühenden Garten. Um neun Uhr morgens fuhr unser Zug ab, um fünf Uhr nachmittags erreichen wir Khartum. Wir sind die einzigen weißen Menschen im Zug, und vor allem der Umstand, dass wir auch Fahrkarten gekauft haben, erregte großes Aufsehen, denn wenn hier doch einmal ein paar Weiße reisen, sind das in der Regel englische Beamte, die nicht bezahlen. Wir fahren an großen Baumwollplantagen vorbei. Gerade findet die Ernte statt, und ganz hohe Diemen aus aufeinandergestapelten Baumwollsäcken stehen neben den Schienen. Es ist neun Uhr morgens, die Hitze beginnt. Wir haben alles verschlossen, die zwei Fenster, die Jalousien (sodass wir im Halbdunkel sitzen), in jedem Abteil summt der Ventilator, so kann man der Hitze einigermaßen vorbeugen. Meine Affen dürfen hier im Abteil mitreisen, sie betrachten sich im Spiegel und sind sehr drollig.

Abends um acht: Khartum, Grand Hotel. Wir sind um sechs Uhr nachmittags angekommen, die Hitze ist unbeschreiblich. Im Hotel angekommen, gingen wir so, wie wir waren, schmutzig in die Bar und tranken kühlende Getränke mit viel Eis. Dann kam der Barbier: Haareschneiden, Haarewaschen, Bad – allesamt unschätzbare Genüsse! Endlich wieder ein ordentliches Hemd nach jener sechswöchigen ständigen dicken grünen Leinenjacke! Wir haben sehr gute Zimmer im ersten Stock, jedes mit Bad. Die Fenster gehen zum Nil hinaus! Auf dieser Seite gibt es eine lange Veranda, die sich über die ganze Etage hinzieht; die Zimmer öffnen sich dorthin. Abends wird das Bett eines jeden auf die Veranda hinausgeschoben (die meisten schlafen draußen), was ungewohnt ist, da jedes Balkonende nur durch ein kleines, ziemlich spärliches Holzgitter abgetrennt ist. Hier ist es entschieden wärmer als am Dinder, selbst jetzt am Abend. Wenn man draußen auf der Veranda im Hemd sitzt, bricht einem der Schweiß aus, obwohl wir uns jetzt schon daran hätten gewöhnen können. Fünf Tage müssen wir hier bleiben, was ich nur deshalb bedaure, weil das Leben hier sehr teuer ist. Wir waren also bestrebt, so bald wie möglich nach Hause zu kommen, aber von hier fährt unser Zug erst in fünf Tagen.

Am 22. April, Khartum, Grand Hotel

Morgen. Wegen der großen Hitze konnte man kaum schlafen. Nachts hörte ich, dass etwas mit einem lauten Schlag auf mein Kissen fiel, aber ich maß dem keine größere Bedeutung bei. Heute Morgen sah ich, dass ein zerquetschter neugeborener Sperling unter mir auf dem Laken liegt, der aus dem Nest unter der Traufe herausgefallen war. Jetzt habe ich auf der Terrasse gefrühstückt. Nacheinander zogen zwei Kompanien kolonialer Eingeborenen-Soldaten vor dem Fenster am Nilufer vorbei. Die eine hatte eine Kapelle, die rein aus Mundharmonikas zusammengestellt war, die andere eine aus

schottischen Dudelsäcken. Sie sehen prächtig aus: kurze Khakihosen und -jacken, nackte Knie, Strümpfe, ein breiter roter Gürtel um die Taille, Khakiturban, dessen Mitte rot ist. Gestern Abend, als ich mich hier schlafen legte, hätte ich mich in einem Lager wähnen können, denn die Nacht über brüllte unentwegt der Löwe, hier in unmittelbarer Nähe, im Zoo neben dem Hotel. Sobald ich fertig bin, werde ich hingehen und sie mir ansehen.

Gegen Mittag. Seit dem Morgen ist so viel passiert, dass die verschiedensten Gedanken nur so in meinem Kopf herumwirbeln. Ich setze mich in ein Auto, da ich eine Menge Dinge in der Stadt zu erledigen habe. Als Erstes gehe ich zum hiesigen Büro der „Munari". Der Beamte sagt, es sei schön von mir, dass ich hier bin, denn in den Postkorb passe kein Brief mehr, meine Briefe nähmen allen Platz ein. Daraufhin sprang ich in den Wagen und zurück ins Hotel, der Teufel soll die übrigen Besorgungen holen! So schloss ich mich in mein Zimmer ein und begann, ausgezogen bei elektrischem Licht (da tagsüber alles verdunkelt ist), zu lesen.*

Am 6. Mai, auf der „Helouan"

Abends, im Bett. Morgens spätes Aufstehen, Packen, rührender Abschied von Menesce, dem örtlichen ungarischen Generalkonsul, der wirklich in jeder Hinsicht ein rührender Gastgeber ist. Er begleitete mich zum Schiff. Zwei seiner in wunderschöne goldtressierte Gewänder gekleideten arabischen Diener brachten unser Gepäck hinaus und erwarteten uns an der Schiffsbrücke, mit einem goldenen Schwert an der Seite und einem kleinen ungarischen Wappen auf dem linken Ärmel. Sie hatten alles im Voraus erledigt, jeder, an dem wir vorbeigingen, stand stramm, nichts wurde geöffnet, nichts visitiert. Mit einem Wort: Es war sehr vornehm, fast so vornehm wie die Verabschiedung von Lady Lloyd (der Ehefrau des High Commissioner), die ebenfalls auf diesem Schiff reist; wahr ist allerdings, dass für sie im Hafen ein roter Teppich ausgelegt war und die Soldaten Spalier standen. Davon abgesehen erregten wir genau solches Aufsehen. Menesce kam noch mit uns auf das Schiff und hörte bis zum Moment der Abfahrt nicht auf, „liebenswürdig zu sein". Nach der Abfahrt ging ich an Deck und schaute, bis es meinen Augen entschwand, auf das Ufer, in der Hoffnung, es bald wiedersehen zu können. Hier bin ich also wieder, auf demselben Schiff, mit dem ich vor zwei Monaten in der Vorstellung der kommenden schönen Erlebnisse und mit riesigen Hoffnungen reiste. Ich kann sagen, dass ich nicht enttäuscht wurde, der gesamte Ausflug war ein „Success" – ein Erfolg – im entschiedenen Sinne. Hier auf diesem Schiff habe ich begonnen, das Tagebuch zu schreiben, hier werde ich es auch übermorgen beenden! Diesmal erhielt ich durch die besondere Aufmerksamkeit der „Munari" (sie ist der ägyptische Vertreter dieser Schifffahrtslinie) eine sehr feine Kabine, viel besser als die letzte. Groß, geräumig, mit ordentlich großen Schränken, großem Bett, Waschtisch, daneben Bad, Telefon auf dem Nachttisch usw. Diese ist zwar teurer als eine gewöhnliche, aber sie haben nicht mehr berechnet. Es ist so freundlich so am Abend, eine kleine Lampe brennt an meinem Kopf, das Meer ist ruhig, das Wetter wunderschön. Durch das Fenster kommt die feine Luft herein. In solchen Momenten fühle ich mich, als hätte ich all meine Nerven am Ufer gelassen, denn während dieser letzten zwei Wochen, seit wir von der Jagd zurückgekehrt sind, wäre bei mir fast schon die tropische Cholera ausgebrochen, denn ohne Jagd ist das Klima um diese Zeit für einen Menschen nicht zu ertragen. Unter den Passagieren habe ich keinen anderen Bekannten als Henderson, über den ich zu Beginn des Tagebuchs in Kairo schrieb und den ich damals besuchte. Er ist der Stellvertreter von Lord Lloyd.

Am 9. Mai, an Bord der „Helouan"

Die venezianische Küste taucht auf. Ein Großteil der Passagiere steigt aus, man kann wegen des vielen herausgetragenen Gepäcks kaum noch durchkommen, jeder läuft hin und her, bezahlt, verabschiedet sich. Das Wetter ist trüb und regnerisch; ich nehme das Fernglas und gehe hinauf, um Ausschau zu halten. Um drei Uhr nachmittags. Jetzt fahren wir aus Venedig hinaus. Der Hafen des Lloyd liegt ganz im Inneren der Stadt. Wir stiegen ein wenig aus, um herumzugehen, aber es ist nur eine Stunde Zeit, so kann man nicht weit gehen. Jetzt fahren wir gerade am Lido vorbei; unser Schiff ist sehr erleichtert, alle sind ausgestiegen, wir sind kaum zu zehnt geblieben. Ich habe schon alles eingepackt und lasse

hier auf dem Schiff von den italienischen Zollwächtern alles bis Pest plombieren. So werde ich – hoffe ich – weder mit den Gewehren noch mit den Tierhäuten Scherereien haben. Um elf Uhr abends, im Schlafwagen. Der Zug rüttelt schrecklich, ich schreibe nur schnell ein paar Zeilen. Ankunft in Triest um sieben Uhr abends, im Regen. Bei der Zolluntersuchung große Unannehmlichkeiten wegen der Gewehre. Ich verabschiede mich von Almásy, wir haben alle möglichen geliehenen Gelder abgerechnet und damit diesmal den Ausflug endgültig abgeschlossen. Er steigt nämlich morgen früh in Kanizsa aus.

Am 10. Mai, im Schlafwagen

Um acht Uhr morgens. Jetzt bin ich aufgewacht, ich schaue aus dem Fenster, wir fahren um Szentgyörgy herum, alles ist wunderschön grün und taufrisch. Was für ein schönes Land das ist! – und wie viel mehr ist so eine Pappel in Somogy wert als irgendeine Palme!

Denkwürdige afrikanische Tage (1960)

Als ich erfuhr, dass auch ich in die Gruppe der afrikanischen Sammler von 1959 eingeteilt worden war, überkam mich eine unerwartete „Hemmung". Ich wurde störrisch wie ein Lastmuli, ich wollte einfach nicht aufbrechen! Mein Verhalten schien sinnlos, hatte ich doch gerade darauf gehofft, darauf vertraut, mich unaufhörlich nach Afrika gesehnt! Und jetzt, wo man es mir sozusagen auf einem Silbertablett serviert – jetzt will ich mich drücken? Dabei war es tatsächlich so – ich wollte nicht wegfahren. Nicht einmal dann, als ich schon zu den Pflichtimpfungen gerufen wurde, als es schon um die Ausstellung unserer Reisepässe ging! Ich hatte nicht einmal eine Waffengenehmigung! Ich wusste auch, dass ich gebraucht wurde, dass außer mir niemand dort gewesen war, dass ich von den Ausersehenen der Einzige war, der durch seine afrikanischen Verbindungen der Expedition am meisten von Nutzen sein konnte! Jemand, an dessen fast hysterischer Sturheit das ganze Unternehmen eventuell scheitern könnte ... Schon begann ich an meinem eigenen Verstand zu zweifeln. Und da ich auch heute noch manchmal über die wahre Ursache meiner „Vernebelung" nachgrübelte, versuche ich im Nachhinein, auch dies zu analysieren. Den Leser mag solch eine persönliche seelische Sektion zwar kaum interessieren. „Schauen wir lieber nach Löwen, anstatt Seelen zu sezieren!" – schnaubt er in berechtigter Entrüstung auf. Aber ich bin ein störrischer Esel, deshalb gehe ich es erst recht an. Wem es nicht gefällt, der möge es überblättern; er wird auch so genug haben, bis er es zu Ende gelesen hat ... Kurz, Unmengen kleiner, meist wohl unwesentlicher Bedenken tauchten in mir auf; ihre gemeinsame Wirkung mochte meine Unschlüssigkeit hervorgerufen haben. Vielerlei Aspekte sprachen natürlich für meine Reise, teils habe ich sie schon erwähnt. Aber fast ebenso viele sprachen dagegen. Hart kämpften in mir das viele „Pro" und „Contra" und stellten nicht nur meine eigenen Nerven, sondern auch die meiner künftigen Reisegefährten auf eine unnötige Probe. Für meine Reise plädierte in erster Linie die fast unwiderstehliche Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit Afrika. Das leichtfertige Versäumen der vielleicht letzten Gelegenheit für die so sehr ersehnte Afrika-Jagd. Auch das Bewusstsein beunruhigte mich, dass ich unter den ausersehenen Teilnehmern der einzige „alte Afrikaner" war. Wohl siebenmal war ich dort gewesen (zwar zum letzten Mal vor einem Vierteljahrhundert), dennoch verstand von uns fünf nur ich das dort unentbehrliche Englisch und Kisuaheli! Meine dortigen Bekanntschaften ließen sich – zumindest teilweise – erneuern und sicherlich auch nutzbringend anwenden. Nicht nur auf dem Gebiet der Jagd, sondern in erster Linie in der Eigenschaft als Dolmetscher und allgemeiner Wegweiser. Meine Vergangenheit verpflichtete mich sozusagen zur Teilnahme! Nicht weniger überzeugend waren die Gegenargumente: Ich bin schon zu alt für Afrika. Jeder weiß, dass ich über 18 bin, aber nach gründlichem Studium des Kalenders stellt sich heraus, dass ich bald dreiundsechzig werde. Das ist nun nicht mehr das ausgesprochene Löwenjäger-Alter! (Selbst trotz der rasanten Verlängerung der allgemeinen Lebenserwartung nicht!) Auch meine Gesundheit ist nicht mehr das, was man

„strotzend“ nennt. Obwohl es unter den konsultierten Ärzten auch solche gab – und nicht nur einen! –, die geradezu Afrika als den geeignetsten Erholungsort empfahlen! Aber wir kennen ja die Ärzte: so viele Köpfe – so viele Meinungen. Was für den einen ein furchtbarer Sargnagel ist, ist für den anderen ein besonderes Heilmittel! Die Löwen werden jedenfalls erleichtert feststellen können: „Du bist auch nicht mehr der, der du warst!“ Nun, und eine Ausrüstung habe ich nicht! Nicht nur meine Waffen haben mich im Stich gelassen, auch alles andere fehlt mir. Die Regelung der Waffenfrage gehört übrigens wieder einmal in die Werkstatt unseres Onkel Einstein. Sie hat einen relativen Beigeschmack. Was er noch für ein angemessenes Gewehr hielt, ist für mich gewiss schon Alteisen. Aber mein größtes, am schwersten wiegendes Bedenken – das weiß ich jetzt nur zu gut – ist meine Angst vor der bitteren Ernüchterung. Ein Großteil meiner Leser – namentlich diejenigen, die das Afrika von vor dreißig Jahren kennen – werden dieses Bedenken sicherlich verspotten und mit verständlicher Reaktion sehr wohl abtun. „Soll er doch froh sein“, sagen sie, „dass man ihn noch schickt, er soll sich nicht vor der Ernüchterung fürchten!“ Dabei weiß ich, ich spüre es im Voraus, dass ich Afrika – mein eigenes, unvergessliches Afrika, das mir vor dreißig Jahren so sehr ans Herz gewachsen ist – nie wiedersehen werde! Höchstens wohl seine Karikatur; ein zur Unkenntlichkeit verzerrtes, übermechanisiertes, krankhaft modernisiertes Afrika, das in lächerliche Wildreservate, in „Nationalparks“ gepfercht, mit Makadamstraßen durchsetzt und vieler seiner natürlichen Pracht beraubt ist! Vor jener unbekannten, nach Benzin riechenden Kunststoffwelt graust mir ebenso wie vor dem Wiedersehen mit einer einstigen Liebe nach vierzig Jahren. Das regenbogenfarben gefärbte, ausfallende Haar; das unreparierte oder allzu funkelnagelneu glänzende, womöglich klappernd scheppernde Gebiss; das unter Farbschichten verborgene Faltenmeer; der in unserer Erinnerung duftig schwellende, nun resigniert welkende Busen – na, aber langsam mit den jungen Pferden, halt mal die Luft an ... Ich bin ja seither auch um dreißig Jahre gealtert! Und wie wohl wird das ewige Afrika mich, seinen schwerhörig werdenden alten Gläubigen, ansehen? Mit Krampfadern werde ich durch seine taufrischen Savannen streifen, werde sicherlich seinen schmeichelnd leisen Vogelpfiff nicht einmal hören, jenen Mahner an einstige Stelldicheins. Aber wird mich vielleicht nicht einmal das welterschütternde Gebrüll seines Löwen aus meinem müde herabgesunkenen, hilflosen Greisen-Schlummer aufschrecken? (Falls es dort überhaupt noch einen Löwen gibt und er noch brüllen kann?) Wird mein schwächer werdendes Auge den für einen Moment aufblitzenden Pantherkater verfehlen, ihn vielleicht gar nicht sehen, wird meine zitternde Hand unbeholfen daneben schießen? Die Schwarzen werden lachen. „Bwana Mzéé“ – werden sie spöttisch wiederholen und sich dabei klatschend auf ihre muskulösen Oberschenkel schlagen ... Das ist wahrlich kein schöner Traum! Dabei wird es so sein, zweifellos. Das ist das Traurigste! Es ist für niemanden ein Geheimnis, dass die Staatskasse unser Auftraggeber, unser Gastgeber, unser Geldgeber in einer Person war. Diese Regelung war in den Augen meiner vier Gefährten natürlich, sie bedeutete nichts Außergewöhnliches. In den meinen hingegen erschien sie zumindest ungewohnt. Meine früheren Unternehmungen gingen nicht nur auf meine eigene Haut, sondern auch auf meinen eigenen Beutel. Aber ich war mein eigener Herr, ich packte an, was ich für gut befand, war niemandem Rechenschaft schuldig, nicht einmal eine Erklärung. Jetzt wird all das anders sein. Zu der Abfassung meines üblichen Reiseberichts kam es nicht. Ich hielt das mir zur Verfügung stehende Material für zu gering, hielt es auch nicht für interessant genug, da wir verhältnismäßig kurz jagten. Meiner Meinung nach hätte es meine drei vorangegangenen Afrika-Bücher nur geschwächt und verwässert. Aber heute – wo ich entgegen jeder menschlichen Berechnung vor der Abfassung eines weiteren Afrika-Buches stehe – wäre vielleicht ein kurzer Rückblick auf die Expedition vor vier Jahren nicht unzeitgemäß. Und nachdem ich über meine Aufbruchswehen berichtet habe, möchte ich auch den einen oder anderen denkwürdigen Tag, ein kurzes Erlebnis zur Sprache bringen.

46. old. Bőtermésű datolyapálma Merga oázisban (Hoethy, Almásy)

ANTIKVA.HU

Der schönste Tag unserer Reise – zumindest aus meiner eigenen Sicht – war der 16. Januar 1960! Und obwohl er die entsprechende Rubrik meines Tagebuchs mit einem nur allzu bescheidenen Jagdergebnis bereichert, nämlich lediglich mit der Eintragung von zwei Küchenperlhühnern, vergrößert er meinen afrikanischen Erinnerungsschatz – den ich immer höher schätze als die trockene Statistik – um einen unvergesslichen Anblick. Sicherlich haben Sie gehört, dass der Hauptwunsch unseres Museums die Erlegung eines makellosen männlichen Löwen mit schöner Mähne war; eines königlichen Raubtieres für das Publikum! Die alten, die von Kittenberger und auch meine eigenen, waren alle vergangen; ein neuer männlicher Löwe musste her! Einem solchen gelang es uns auf keine Weise zu begegnen! Die Zahl der Löwen mit guter Mähne nimmt stetig ab, jeder Sammler sucht einen solchen, jeder Jäger spürt ihm nach. Ein Großteil von ihnen wurde abgeschossen, und der klägliche Rest hat die Situation so sehr durchschaut, dass er sich, sobald es dämmert, sogleich in das Dickicht des nächsten Reservats zurückzieht. Dort hält er sich den ganzen Tag in bequemer Sicherheit auf und kommt erst bei Dunkelheit wieder hervor, wenn es schon verboten ist, das Gewehr zu benutzen! Weibchen sahen wir wiederholt, hin und wieder auch einen Kavalier mit kümmerlicher Mähne und stoppeligem Gesicht; das war alles. Bis wir schließlich in unserem letzten Lager nahe der Siedlung „Ikoma“ unsere Zelte aufschlugen. Auch hier hörten wir allnächtlich Löwengebrüll, aber ein passendes Männchen fanden wir auch hier nicht, obwohl die eingeborene Bevölkerung uns mit den prächtigsten „Mähnen-Nachrichten“ den Mund wässrig machte. In der Nacht auf den 15. Januar stimmten sie so aus voller Kehle an, dass ich sofort beschloss, sie erneut anzukirren. Ich schoss also wieder zwei Zebra-Köder und legte sie dort aus, von woher das nächtliche Konzert zu hören gewesen war. Am Abend begannen sie erneut; ihrem Ton nach zu urteilen, waren es drei. Das Gebrüll des Männchens ist zwar schwer von dem des Weibchens zu unterscheiden, dennoch fühlte ich jetzt, dass diesmal unbedingt auch ein Männchen dabei sein müsse. Und einer guten Vorahnung muss man nachgeben, ihr Gelegenheit zur Verwirklichung geben. Wiederholt stand ich also auf, um von den in meinem Zelt bereitgelegten, etwa ein Meter langen Ruten jeweils eine in die Richtung des Gebrülls zu drehen, als Wegweiser für den nächsten Tag. Als ich mich vor Tagesanbruch um fünf Uhr anzuziehen begann, stellte ich mit Freude fest, dass ein Großteil meiner „Kompasse“ auf die gestern ausgelegten Zebras zeigte. Zuversichtlich brach ich also dorthin auf, obwohl es bis dahin still geworden war;

auch die Löwen waren verstummt. Nur das unaufhörliche Kläffen zweier Schakale war aus derselben Richtung zu hören. Der Schakal begleitet nämlich oft den Löwen, manchmal zeigt er ihn wahrlich sogar an. Ich hatte die Zebras an einen sehr geeignet erscheinenden Platz gelegt, an den Fuß einer stattlichen, einsamen Schirmakazie. Ihre ausladende Krone verdeckte und beschattete das Aas nützlich vor den scharfen Augen der Geier. Etwa 35 Schritte weiter bot sich das Dickicht der lanzettblättrigen Sansevierien als geeigneter Anstandsplatz an. Wir schlugen einen geschickten Pirschpfad in die stechenden Sansevierien. Ich hoffte, dass wir darauf ungesehen und lautlos bis zu dem in der Deckung liegenden Anstand schleichen konnten, von wo aus ich bereits eine gute Sicht auf die – in etwa 25 Schritten Entfernung – liegenden Zebras hatte. Es begann gerade zu dämmern, als wir uns in Begleitung meines weißen Jägers namens Henry Poolman, wegen ungünstigen Windes einen beträchtlichen Umweg machend, vorsichtig dem erwähnten Anstand näherten. Es herrschte völlige Stille. Nicht nur die Löwen schwiegen schon seit mehr als einer Stunde, auch die Schakale waren verstummt. Lediglich die Vogelwelt sang aus voller Kehle. In dieser Zeit, zwischen sieben und acht Uhr, sind sie am aktivsten; dies ist die Zeit des afrikanischen vogelstimmenmäßigen Berufsverkehrs. Aus der Deckung unseres Verstecks spähte ich durch einen schmalen Schlitz nach draußen. Keinerlei größeres Tier zeigte sich, und außer dem vielfältigen Vogelgepfeife war nichts weiter zu hören als das Summen der Fleischfliegen, die die Zebra-Leichen bereits belagerten. Dann plötzlich – überraschte mich das Bellen von Schakalen. Sie riefen aus der Nähe, wohl kaum einen Steinwurf weit entfernt, aber noch unsichtbar. Es mochten die zwei morgendlichen Kläffer sein; sie kefften abwechselnd und kamen immer näher. Bald erblickte ich sie auch; sie spazierten gemütlich vor uns her, direkt zu den Zebra-Aasstücken. Dort ließen sie sich auf die Hinterfeile nieder wie zwei Wachhunde und setzten mit erhobenem Kopf ihr Bellen fort. Aber an das Aas, so hungrig sie auch schienen, wagten sie sich dennoch nicht heran. Unzählige Male konnte ich mich davon überzeugen, dass der Schakal den Löwen nicht nur begleitet, sondern auch gute Freundschaft mit ihm hält und ihm gegebenenfalls sogar behilflich ist. Die Eingeborenen behaupten, dass er seinem königlichen Freund sogar einen Happen sucht, wohl wissend, dass das große Raubtier ihm gewöhnlich einen Rest vom Mahl übrig lässt. Sie leben in einer allgemein bekannten Dschungel-Freundschaft, nach dem Prinzip „Leben und leben lassen“. Die Schakale setzen ihr keffendes Anzeigen abwechselnd fort. Gleichzeitig rufen sie nie. Aber sobald der eine aufhört, beginnt sogleich der andere. Heute war ich übrigens wieder an einem solchen „ausnehmenden Pechtag“ aufgewacht, an dem ich meinen Fotoapparat zu Hause vergessen hatte ... Aber auch ohne Gerät habe ich meine Freude an der weithin hörbaren Berichterstattung des Schakalpaares. Bis sie plötzlich damit aufhören. Sie hören nicht nur auf, sie stehen auch auf und ziehen bescheiden, fast mit „eingezogenem Schwanz“, von der Bühne ab. Und kaum sind sie verschwunden – treffen die Herrschaften ein! Lautlos, auf weichen Samtpfoten schreiten sie hintereinander her – kaum 25–30 Schritte vor dem Aussichtsschlitz meines Verstecks. Beide sind Männchen! Leider jedoch statt einer dichten Mähne im Mannesalter nur hoffnungsvolle männliche Löwen, die mit einem kläglichen Bart paradieren und keineswegs in unser Museum passen! Vom Körper her sind sie allerdings sehr wohl geeignet. Vollkommen ausgewachsene Exemplare mit geschwollenen Muskeln, für mich jedoch – mangels entsprechendem Mähnenschmuck – völlig wertlos. Mit behäbiger Gleichgültigkeit umkreisen sie das Zebra-Aas und lassen sich fast gelangweilt daneben nieder. Sie gähnen, und dann, fachmännisch kostend, beginnen sie daran zu lecken. Hungrig sind sie wohl kaum. Es scheint, als habe nur der Bericht des Schakals ihre Leckermäuligkeit geweckt.

Die zwei unsichtbaren Posaunisten beginnen bereits wieder mit ihrem Lärm. Einer nach dem anderen keffen sie, obwohl ihr Melden gar nicht mehr nötig wäre; die Löwen beginnen genüsslich mit ihrem Schmaus. Offensichtlich ist der zwar schon etwas abgestandene, aber sicherlich saftige Zebra-Braten dennoch unwiderstehlich...

Auch wir beobachten die Speisenden mit Vergnügen. In unser Versteck können sie – besonders jetzt, wo sie nur ans Fressen denken – kaum hineinsehen; wir können sie nach Belieben miteinander vergleichen – sollte man vielleicht doch dem besseren der beiden eine Kugel in die Flanke jagen?

Aber nein, es gibt unter ihnen nichts auszuwählen, sie sind völlig gleich, womöglich Zwillingsbrüder. Die Schakale stimmen jetzt wieder an. Die Löwen lassen sich beim Knacken ihres Frühstücks nicht stören...

Doch nun trifft ein weiterer, höchst unerwarteter Gast ein! Aus dem etwas felsigen, verkrauteten Hintergrund blitzt das gefleckte Fell einer Pantherkatze (eines Leoparden) auf... In direkter Linie hält sie auf das Zebra-Aas – und damit auf die Löwen – zu. Na, was wird jetzt passieren?...

Um die Zebras herum ist das Kraut recht hoch, etwa knietief. Der Leopard erblickt die Löwen erst im letzten Moment. Ihn verlässt der Mut – er macht einen Satz zur Seite, direkt gegen den Stamm der erwähnten Schirmakazie. Im Schwung packt er den Baumstamm in anderthalb Metern Höhe und klettert flink in die Krone. Er lässt sich mitten in der ausladenden, etwa fünfzehn Meter breiten Krone nieder, die ihm Sicherheit bietet!

Der Leopard fürchtet sich nämlich zu Recht vor dem drei-bis viermal größeren und weitaus stärkeren Löwen; er wagt es kaum, sich mit ihm anzulegen. Und erst recht nicht, Freundschaft zu schließen, schon gar nicht am Esstisch. So muss er nun auf das bereits sicher geglaubte Zebrafleisch verzichten. Er sitzt oben auf dem Baumwipfel, und von dort aus läuft ihm das Wasser im Munde zusammen. Das Sabbern sehe ich natürlich nicht, aber ich kann es mir lebhaft vorstellen.

– Der arme „Chui“ (Suaheli für Leopard) ist gründlich reingefallen – flüstert mein neben mir hockender Begleiter –, ihm wird alles einschlafen, bis er sich von dort wieder heruntertraut. Es kann auch sein, dass er später auf der anderen Seite ungesehen herunterspringt und unbemerkt flieht...

Ein herrlicher Anblick, diese bunt gescheckte Katze, die nach Vogelart im Baumwipfel sitzt, unentwegt ihre Pfoten leckt und sich sorglos „wäscht“! Wie leicht wäre es, sie von dort oben herabzuschießen! Es ist nicht ausgeschlossen, dass sie dort bis zum Einbruch der Dunkelheit festsitzt...

Vor fünfundzwanzig Jahren hätte ich nicht gezögert, zum Gewehr zu greifen; damals war sie noch frei schießbares „Raubzeug“! Der Jäger erlegte sie dort, wo er sie traf. Sie galt immer als besondere, seltene Beute, als ein außergewöhnliches Geschenk. Seitdem jedoch unter den Damen in Europa und Amerika der „Leopardenpelz“ allgemeine Mode ist, seitdem sein Preis selbst in Nairobi auf das etwa Zwanzigfache gestiegen ist, gibt das örtliche Jagdamt die Erlaubnis nur noch tröpfchenweise aus – nur ein einziger Leopard pro Jahr ist dem Jäger gestattet! Und da ich meinen bereits in unserem vorigen Lager vor etwa zwei Wochen zur Strecke gebracht hatte, konnte ich das begehrte Wild nun nur mit leerem Gewehr und sehnsüchtigen Blicken betrachten.

Einen Leoparden, der vor einem Löwen auf einen Baum flieht, habe ich heute zum ersten Mal gesehen. Auch an einem im Baum sitzenden, „aufgebaumten“ Leoparden konnte ich mich erst heute so lange Zeit aus einem so bequemen Versteck ergötzen. So konnte ich wahrlich um eine neue Erfahrung reicher werden. Wäre ich doch nur fünfundzwanzig Jahre jünger! Früher hätten wir auch diesen Baumgucker längst abgehäutet.

Der heutige Tag, die beiden Löwen, der Leopard und das meldende Schakalpaar blieben das herausragende Erlebnis meiner Reise von 1960! Die Löwen knackten übrigens noch zwei Stunden später, zum Zeitpunkt unseres Aufbruchs, mit Appetit an den Zebraknochen. Auf unserem lautlosen Pfad entfernten wir uns ebenso unbemerkt, wie wir gekommen waren.

Auch der 19. Februar ist ein denkwürdiges Datum; damals begegnete ich der neugeborenen Giraffe. Der Vormittag war heiter, aber es wehte ein unangenehmer Wind. In den vergangenen Wochen war Unmengen an Regen gefallen, ein völlig abnormales Wetter für diese Jahreszeit. Nicht nur der Verkehr mit dem Geländewagen wurde erschwert, auch die Vegetation schoss rasend schnell empor – das ohnehin hoch wogende Savannengras –, das Wild war darin kaum auszumachen. Selbst die langbeinigen Giraffen wurden sozusagen verschlungen, nur ihre Köpfe ragten aus dem Grasmeer hervor.

Unser Wagen pflügte ratternd durch die Wildnis, die stellenweise sogar scharfe Gesteinsbrocken verbarg, als eine Giraffenherde von acht bis zehn Tieren, richtiger gesagt ebenso viele einsame Giraffenköpfe, vor uns auf dem Grasdschungel hin-und herwogte. Mit schwerfälligem, reißend-brechendem Getöse flohen sie vor dem prustend näherkommenden Geländewagen. Nur ein einziger Kopf blieb regungslos; sein Besitzer hielt aus, bis wir uns auf wenige Meter genähert hatten. Auch dann setzte er sich nur mit großer Mühe und widerwillig in Bewegung. Poolman und ich glaubten schon, es müsse sich um ein krankes oder verletztes Tier handeln. Ein solches wird von den anderen im Stich gelassen, die Gemeinschaft entzieht ihm ihren Schutz. Die Natur ist in solchen Momenten grausam, sie kennt kaum Sentimentalität!

Erst aus zwei, drei Metern Entfernung wurde uns klar, dass die Giraffe keineswegs krank war, sondern eine Wöchnerin, eine Mutter, die um ihr neugeborenes Kalb bangte! Das Junge versteckte sich dort unmittelbar in der Spur der hochaufgeschossenen Mama, konnte aber natürlich mit ihren Schritten nicht mithalten. Sofort hielten wir an, ich sprang heraus; ich war neugierig auf das Giraffenbaby. Es hatte noch nicht einmal Zeit gehabt abzutrocknen, sein Fell war schleimig-feucht. Laut Poolman konnte es noch nicht einmal ein Lebensalter von einer Stunde erreicht haben. Vor Schwäche knickte es immer wieder zusammen; kaum dass ich ihm auf die Beine half, klappte es schon wieder auf den Bauch wie ein locker verschraubter Zollstock.

Seine Mutter hielt geduldig aus und beobachtete uns starr, traute sich jedoch nicht näher heran. Sicherlich bildete sie sich ein, sie sei unsichtbar, gut versteckt im hohen Gras... Die Giraffe ist ein äußerst sanftmütiges, äußerst gutgläubiges und folglich äußerst einfältiges Tier. Sobald sich ihr Kalb wieder auf die Beine gekämpft hatte, trat ich direkt neben es und schlang den Arm um seinen klebrig-feuchten Hals. – Ihr passt gut zusammen – bemerkte Poolman –, ihr seid genau gleich groß. Einen Moment, ich hole meinen Fotoapparat! Der bekanntlich eine beschädigte, fast unbrauchbare Maschine ist. Es kommt vor, dass sogar der Film darin fehlt.

Das Giraffenkind zeigte nicht die geringste Spur von Angst. Es konnte sie ja noch gar nicht kennen, hatte nie Gelegenheit gehabt, sich zu erschrecken. Aus seinen etwa hühnereigroßen, verträumten Augen spiegelten sich unendliche Hilflosigkeit und sanftmütige Unschuld wider. Poolman drückte umso beherzter seine unsichere Maschine auf mich ab – auf den Afrika-Jäger, der das Giraffenkind umarmte. Währenddessen wandte sich die Mama diskret ab. Ich habe das Bild nie gesehen; vielleicht fehlte tatsächlich der Film? Dabei wäre es eine liebe Erinnerung gewesen. In meinem Leben habe ich nur eine einzige Giraffe erlegt; seither hat es mich nicht mehr über das Herz gebracht, einen solchen Anschlag zu verüben. Das geschah 1927, auf meiner bereits erwähnten ersten Afrika-Reise, als ich für mein geplantes „Privatmuseum“ ein

„Giraffenexemplar“ brauchte. Denn die arme Giraffe verdient es wahrlich nicht, als „wildes Tier“ geehrt zu werden. Vergeblich wächst sie bis auf sieben Meter heran, vergeblich könnte ein einziger Stoß ihres furchtbaren Hufes alles zu Brei treten... Ihre scheinbare Schutzlosigkeit, ihr vollkommenes Verstummen, ihr ewig trübsinniger Blick, ihre fingerlangen Wimpern und ihre anmutig wiegende Bewegung – das reizt meine Jagdleidenschaft in keiner Weise. Die Giraffe ist jedenfalls ein gewohnter Bestandteil Afrikas; ohne sie wäre die afrikanische Steppe wie die Hortobágy ohne Ziehbrunnen. Den Waidmann jedoch interessiert sie nicht.

Obwohl sie vor sechzig, siebzig Jahren sehr wohl von Interesse war! Der Treiber eines südafrikanischen Gespanns von zwanzig bis vierundzwanzig Ochsen knallte mit einer unendlich langen Peitsche, die aus einer einzigen Giraffenhaut geschnitten war und mit deren Schlag er sogar das vorderste Ochsenpaar erreichen konnte. Damals zahlte man wahrlich gutes Geld für eine Giraffenhaut. Aber längst ist das südafrikanische Ochsengespann samt Treiber verschwunden... Um das Bild meiner Umarmung mit dem kleinen „Langhals“ tut es mir dennoch leid.

Was das jagdliche Ergebnis unseres sechswöchigen Ausflugs betrifft, so waren es meinerseits 48 Stück sogenanntes „Hochwild“ aus 17 verschiedenen Arten. Darunter war auch ein Kafferbüffelbulle mit stattlichen Hörnern, auch ein ordentlicher männlicher Leopard sowie ein großer Kudu-Antilopenbock von angemessener Qualität! Diese drei betrachte ich als die herausragenden Werte meiner damaligen Reise! Keiner von ihnen ist außergewöhnlich in seiner Art. Es sind keine Prachtexemplare für ein Museum. Aber sie sind auf jeden Fall überdurchschnittliche, ehrliche und charakteristische Vertreter ihrer Gattung. Sie müssen sich nicht schämen und können sich getrost in jeder Sammlung sehen lassen. Es wäre wohl kaum mehr zeitgemäß und wohl auch nicht interessant, die Erlegung eines jeden Einzelnen zu schildern. Es sei denn die des Büffels, zumindest wegen der damit verbundenen Autojagd, die man mit etwas gutem Willen sogar als „halsbrecherisch“ bezeichnen könnte...

Wir brachen am Morgen des 28. Januar 1960 von unserem Lager namens M’kámi auf. Zu dritt saßen wir im Geländewagen: mein Reisegefährte Dr. János Szunyoghy, Zoologe am Museum, mein weißer Jäger Henry Poolman und ich selbst. Wir planten einen längeren, ganztägigen Sammlungsstreifzug mit ungewissem Ziel. In einem lichten Buschwald erblickten wir den Büffel, einen alten Bullen mit stattlichen Hörnern und mürrischem Gesicht, aus etwa dreihundert Schritten Entfernung. Von dort aus konnten wir natürlich noch nicht sehen, dass er mürrisch war. Da wir jedoch in diesem Jahr noch keinem Büffel dieser Qualität begegnet waren, beschloss ich seine Erlegung – oder zumindest den Versuch dazu. Natürlich war aus dieser Entfernung nicht daran zu denken; man musste näher herankommen. Der Büffel stand unschlüssig allein da. Offensichtlich mochte er im nahen Sumpf beim Trinken oder Suhlen gewesen sein und schien von dort auf dem Heimweg zu sein. Er hielt auf seine Mittagsruhe zu, in das Dickicht aus Dornen, das in seiner Marschrichtung lag.

Unser Geländewagen näherte sich ihm langsam in einem großen Bogen, um aus dem ungünstigen Wind herauszukommen und in eine günstigere Luftströmung zu gelangen. Von dort aus hoffte ich, im dichter werdenden Wald aus dem Auto zu springen und mich von Baum zu Baum schleichend in Schussweite zu bringen, da die Vorschriften das Schießen aus dem Auto verbieten. Der Büffel mochte geahnt haben, dass es ihm an den Kragen gehen sollte. Er entschloss sich zu sofortiger Flucht und wünschte keine nähere Bekanntschaft mit unserem Auto. Er verfiel in einen donnernden Galopp und wollte um jeden Preis die Sicherheit des benachbarten Dornendickichts erreichen. Das weckte in Poolman sogleich das Jägerblut: – Hinterher! – rief er. – Schneiden wir ihm den Weg ab! Wenn wir ihn überhaupt noch abschneiden können, bevor wir gegen einen der Bäume

prallen. Haltet euch alle fest! Ich kann nicht sagen, dass es eine genussvolle Autofahrt war. Wenn ich mich recht erinnere, hielt mein Freund Szunyoghy sie auch nicht dafür. Jetzt kann ich ihn zwar nicht zum Zeugnis aufrufen, er streift wieder in Tanganjika umher, aber nach seiner Heimreise können Sie ihn in der zoologischen Abteilung des Naturwissenschaftlichen Museums fragen.

Wir lieferten uns ein Wettrennen mit dem Büffel. Zwar keine besonders vornehme Jagdart und auch nicht legal, aber sie erinnerte mich an meine Vorfahren, als sie zu Pferd mit dem Speer den Wisent jagten. Ein rasendes Huzulenpferd ist keine besonders sichere Sache, nicht einmal in einem ungarischen Wald! Aber ein in einem afrikanischen Urwald dahinjagender Geländewagen ist auch nicht von schlechten Eltern! Besonders, wenn Mr. Poolman das Lenkrad führt. Dabei hielten wir uns wahrlich fest, daran mangelte es nicht. Umso mehr Probleme hatten wir mit dem Gelände. Der Wald vor uns wurde schnell dichter, der Boden unter uns schlechter. Mit Moos bekleidete, tückische Felsbrocken lauerten überall und wurden immer zahlreicher. Die Bäume konnten wir wenigstens sehen, dennoch verstehe ich nicht, wie Poolman zwischen ihnen hindurchmanövrieren konnte – wahr ist allerdings, dass er einen Großteil von ihnen umriss, nach dem ständigen Krachen und Knallen zu urteilen. Doch die Gesteinsklumpen wurden durch ihre Moosmäntel unsichtbar getarnt; wir krachten unerwartet gegen sie, der ständige Zusammenstoß mit ihnen sprühte Funken! Dass wir trotz alledem das Hindernisrennen mit heilen Knochen überstanden und keiner von uns sich die Zunge abbiss, ist nur zu einem sehr geringen Teil Herrn Poolmans Fahrkunst zuzuschreiben. Ein Großteil ist der gemeinsamen Arbeit unserer Schutzengel zu verdanken.

Im Moment des Starts mochten wir etwa zweihundert Schritte vom Büffel entfernt gewesen sein. Danach verringerte sich der Abstand zwischen uns jedoch rapide, da wir vor ihn gelangen und ihm den Weg abschneiden wollten. Die Geschwindigkeit des Rennens steigerte sich ständig. Der Büffel donnerte stöhnend und schnaubend dahin, und wir drei feuerten uns mit unartikulierten Kommandos gegenseitig an. Gerade brüllte ich Poolman ins Ohr, er solle plötzlich abbremsen, wir seien nah genug; wenn ich herausspringe, könne ich den Büffel vielleicht noch im Laufen beschießen... Meine Worte mochte jedoch statt Poolman der Büffel verstanden haben, denn – plötzlich die Richtung ändernd – wandte er sich direkt gegen uns. Da hatte ich bereits Gelegenheit festzustellen, dass er tatsächlich ein mürrisches Gesicht hatte. Er zielte direkt auf die Motorhaube des Wagens. Poolman war nun auch ohne Aufforderung gezwungen, abzubremsen. Es gelang uns noch, einen stattlichen Baum umzureißen und einen stattlichen Felsen beim Abstoppen Funken sprühen zu lassen. Aber wir standen – und ich sprang heraus. Der Bulle hatte sich derweil – mit unerschütterlicher Entschlossenheit und blitzendem Blick – bereits auf einige Meter dem Gehäuse des Motors genähert, als meine Stahlkugel ihn am Ohransatz traf... Er brach in die Knie, sein Schwung ließ ihn sich sogar noch überschlagen; er lag bereits leblos da, sein gewaltiges Gehörn berührte fast das Vorderrad des Wagens. Meine beiden Gefährten stiegen ebenfalls aus. – Alle Achtung! – bemerkten wir alle drei. Poolman natürlich auf Englisch. Aber wir wischten uns gleichermaßen die verschwitzten Stirnen. Etwa zehn Meter vor uns begann die sichere Büffelburg, das undurchdringliche Dornendickicht. Unserem Wagen war nichts passiert. Wir kamen glatt zu Hause im Lager an. Tja – ein solcher Landrover-Geländewagen ist unzerstörbar! Dann schickten wir unseren Lastwagen aus, um den Büffel zu holen.

Schließlich sollte ich vielleicht noch die Hyänenhunde erwähnen. Meine Leser erinnern sich sicherlich, ein langes Kapitel in „Afrikanische Lagerfeuer“ schmäht sie. Auch diesmal begegnete ich ihnen, wenn auch nicht jenen elf, die ich 1933 nebeneinander legte. Aber derselben niederträchtigen Art. Sie versteckten sich in buschigem Gelände – mal tauchte hier einer schwarz auf, mal dort... Acht von ihnen gelang es mir auch diesmal zu erlegen. Das ist auch kein alltägliches Jagdglück!

Ich kann übrigens mit Freude feststellen, dass unsere Unternehmung von 1960 in größter Einmütigkeit und ohne die geringste Störung verlief. Dieser Umstand ist umso bemerkenswerter, als es allgemein bekannt ist, dass derlei gemeinschaftliche Jagdausflüge oft im Skandal enden oder zumindest mit dem hoffnungslosen Zerwürfnis der Teilnehmer schließen. Oft sah ich in Nairobi solch „gestrandete" Gesellschaften. Das tropische Klima schlägt sich in erster Linie auf die Leber nieder, über die Leber auf die Nerven und schließlich natürlich auf das Gemüt. Ein „freundschaftliches Beisammensein" mürrischer, ungemütlicher Afrika-Jäger führt leicht zum Streit. Ich meinte, ein besonderes Wohlwollen und Taktgefühl darin zu erkennen, dass man meine Person – trotz allem scheinbaren „Grund" – nicht nur von der Führung verschonte, sondern mich auch von jeglichem Detailauftrag entband. Ich war weder „Hilfsleiter" noch Fotograf, noch Kassierer, noch völkerkundlicher Sammler, noch offizieller Dolmetscher, noch irgendein namentlich genannter „Sonderbeauftragter". Sondern lediglich einer der bestellten Sammeljäger. Vor allem dieser Umstand half mir, das in mir tobende Dilemma zu entscheiden; dies veranlasste mich in den allerletzten Tagen dazu, dass ich an der Reise doch noch – trotz des Handicaps meines vorgerückten Alters – getrost teilnehmen konnte. Unsere Heimkehr erfüllte mich übrigens mit dem wohligen Gefühl, dass das afrikanische „ungarische Fünfgespann" von 1960 seine Sache tadellos gemacht hatte. Jedes Mitglied legte sich mit gleicher Begeisterung, wenn auch nicht mit gleicher Kraft, in das Sielengeschirr unseres Karrens. Denn es war im Gespann auch eine ältere Schindmähre. Die konnte natürlich nicht mehr mit jener Kraft ziehen wie die anderen. Aber die anderen vier, Fohlen in tadelloser Kondition, würdigten die Situation und halfen der alternden Mähre sogar zeitweise. Wenn auch nicht beim Schießen der verschiedenen Wildtiere, so doch umso mehr beim schnellen Lagerabbruch, bei unerwarteter Eile, beim raschen Aufladen. Wahrlich, wie oft unterstützten sie mich beim vollstopfen, verschließen und zum Wagen schleppen meiner halbvollen Lasten. Natürlich hatte ich das meiste – sicherlich überflüssige – Zeug. Nun, auch das bringt das Alter mit sich. Meine Gefährten verstanden auch das. An keinen einzigen Wortwechsel, nicht einmal an ein Missverständnis kann ich mich erinnern. In guter Eintracht brachen wir auf, in derselben kamen wir zurück – was wahrlich wenige „gemeinschaftliche afrikanische Expeditionen" von sich sagen können! Diesmal geschah es zum ersten Mal in meinem Leben, dass ich Afrika nicht auf Kosten meiner eigenen, überaus dünn gewordenen Brieftasche, sondern auf Kosten der Ungarischen Nationalbank bereiste!

DIE NUBISCHE WILZIEGE 1939

EINLEITUNG Ich bin dem Leser einige Zeilen Aufklärung schuldig. Der ursprüngliche Plan meines Verlegers war es nämlich, zwei meiner kleineren Arbeiten, die seit Jahren im Buchhandel fehlen – das 1935 erschienene „Rollender Sand" und die 1932 veröffentlichten „Zwei Ziegen" – nun in einer Neuausgabe in einem Band herauszubringen. Dieser Plan wurde jedoch durch das Dazwischenkommen neuerer Veröffentlichungen undurchführbar. Mit „Rollender Sand" gab es kein Problem, dies konnte – wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich – in unveränderter Form erscheinen. Aber eine der einstigen „Zwei Ziegen" – die Wildziege des italienischen Gran Paradiso – habe ich bereits vorgestellt, und zwar in meinem 1963 erschienenen Buch „Feiertage"! Diese Ziege musste nun notwendigerweise wegbleiben. Eine einfache Rechenoperation ergibt jedoch, dass von zwei Ziegen, wenn man eine weglässt, leider nur eine einzige Ziege übrig bleibt. Was natürlich den ursprünglichen Titel der zweiten Hälfte des vorliegenden Bandes – „Zwei Ziegen" – ebenfalls zu Fall bringt und zugleich – was für mich wesentlich schmerzlicher ist – auch ihren Umfang erheblich vermindert.

So blieb für diese Neuausgabe nur ein dünnes Textchen übrig, von gerade einmal einer Ziegenstärke! Auch in der Originalausgabe handelte es sich um nichts anderes als um einen einsamen Wildziegenbock mit krummen Hörnern. Natürlich nicht um die Kuh des

armen Mannes, die in irgendeinem Hof meckert oder am Hang mit der Glocke läutet. Auch nicht um jene sprichwörtliche, die sich an Kohl satt fressen kann, ohne den Kohl zu verzehren. Nein. Dieser Bericht handelte von einer Wildziege. Von einem Steinbock, der in der halsbrecherischen Felswelt von Bergriesen haust und selbst die Geschicklichkeit der Gämsen übertrifft. In meinen Reisebeschreibungen kam ihm lange Zeit keine Rolle zu, seine Geschichte war beinahe im Dunkel des Vergessens versunken. Dabei habe ich ihn einst sehr geschätzt und zähle ihn auch heute zu den wertvollsten Erinnerungen meiner jagdlichen Vergangenheit. Warum ich so lange über ihn geschwiegen habe? Wahrscheinlich, weil ich ihn seinerzeit von Indien kommend, aber bereits in Afrika erbeutet hatte. So blieb er also sowohl aus meinem indischen Tagebuch als auch aus dem afrikanischen weg. Meinetwegen hätte er wegbleiben können. Er jedoch konnte sich nie damit abfinden. Er nahm seine Nichtbeachtung äußerst übel. Er bezeichnete sie nicht nur als persönliche Beleidigung, sondern als offene Herausforderung gegen das gesamte Geschlecht der Ziegen. Sein ausgestopfter Kopf blickte gekränkt von der Wand auf mich herab, aus seinen regungslosen Glasaugen sprach ein Vorwurf dieser Art: – „Wenn du schon das Herz hattest, mich hier zwischen die anderen zu hängen, wenn du schon die Haut meines Kopfes von den Motten fressen lässt, wäre das Geringste, was ich hätte erwarten können, dass du auch mich herausgibst. Die anderen Köpfe reden ja fast gar nicht mehr mit mir! Sogar die Löwen, die um mich herum hängen, strecken mir ihre Gipszungen entgegen: ‚Schweig', fletschen sie, ‚sag kein Wort, du hast ja nicht einmal beim Alten Ehre, nicht eine einzige Zeile ist er dir wert!' – Ich bin das verfolgte Stiefkind deiner Trophäensammlung, der gebrandmarkte Paria deiner ausgestopften Bestien. Wenn ich nicht bald Genugtuung erhalte, springe ich weiß Gott kopfüber von der Wand und zerschmettere mein schönes krummes Horn zu Staub..."

Lange hörte ich das Meckern des alten Bockes. Und um den Frieden unter meinen einstigen Trophäen wiederherzustellen, um die gesellschaftliche Position meiner empörten Wildziege zu festigen, musste ich schließlich zur Feder greifen. Bevor ich jedoch damit beginne, lade ich den Leser zu einigen Minuten des Kennenlernens ein, gewissermaßen als Aperitif vor dem Essen, in die wahrlich internationale Gesellschaft verschiedener Arten von Wildziegen. Es würde mich nämlich freuen, wenn ich bei meinen Jagdkameraden etwas Appetit auf diese besonderen Leckerbissen unter den Wildarten wecken könnte... Denn – zumindest meiner Meinung nach – ist die Spitze der Jagd mit der Kugelwaffe, das Nonplusultra jeglicher Pirsch: das Habhaftwerden des Wildes der Hochgebirge: Gämse, Wildziegen und Wildschaf! Meine Behauptung meine ich natürlich mit Vorbehalt. Denn unsere heimische Hirschbrunft gehört sozusagen bereits in die Welt des Ritus, sie ist dem ungarischen Jäger eine solche „Herzensangelegenheit", sie ist so unbestreitbar die Schönste der Schönen, dass sie mit keinerlei sonstiger Jagd vergleichbar ist... Einen Löwen jedoch – gestehen wir es – schießt man heute bereits vom Autositz aus. Auch der Nimbus des Elefanten, des eigentlichen Königs des afrikanischen Tierparadieses, wird durch die Übergriffe der automobilisierten, vor allem aber der per Flugzeug jagenden Nimrode untergraben. Und mit dem Tiger, dem edlen Fürsten der reißenden Wildarten, treibt man geradezu Narretei: Einen Tiger hat wohl schon der eine oder andere Maharadscha aus dem Federbett heraus geschossen... Aber mit dem stolzen Volk der Wildziegen und Wildschafe, die in der Einsamkeit der in den Wolken versinkenden Bergriesen hausen, kann man wahrlich nicht so leicht fertig werden! Meines Wissens rümpft weder das schneeweiße Wildschaf der Alaskagletscher noch der Steinbock des Himalaya die Nase über Benzingestank. Wer mit ihnen ins Gespräch kommen will, muss zu ihnen hinaufsteigen. Und zwar auf den eigenen zwei Beinen. Für jedes Bergwild muss man ehrlich arbeiten. Deshalb halte ich sie unter meinen Trophäen für die wertvollsten. Und deshalb antworte ich auf die oft gehörte Frage, was denn jagdlich mein größter Wunsch, mein sogenannter „Wunschtraum" wäre: – Eine vollständige Sammlung je eines ausgezeichneten männlichen Exemplars der weltweit lebenden Wildziegen-und Wildschafarten. Nur gibt es mit diesem Wunschtraum ein Problem. Und zwar das, dass

dieser Wunsch offensichtlich zu einem ewigen Traum verurteilt ist. Denn dieser Wunsch ist nicht neu, auch ich habe ihn nicht als Erster geträumt. Vor mir haben ihn schon einige geträumt, bessere und erprobtere Anhänger Nimrods als ich. Wirklichkeit konnte ihr Traum jedoch auch nicht werden.

Einige der namhaftesten Hochgebirgsjäger, die an den meisten Orten gewesen sind, die wahren Lehrer der Wildziegen und Wildschafe, habe ich selbst gekannt. Den Engländer H. C. Maydon und den Amerikaner Kermit Roosevelt sowie den Fürsten Demidow, den russischen Jäger mit großer Erfahrung. Jahrelang erstiegen sie die himmelstürmenden Hänge des Himalaya, der amerikanischen Rocky Mountains, des abessinischen Simien und des chinesischen Thian-Shan. Sie stiegen so lange, bis ihnen die Füße wehtaten, bis sie darüber alt wurden. Sie erwarben sich auch schöne Sammlungen. Dem einen gelang diese seltene Ziege, dem anderen jenes Schaf. Aber die vollständige Kollektion – die blieb weiterhin ein Traum. Und ich wage zu bezweifeln, dass ihre Verwirklichung irgendeinem der heutigen Waffenträger gelingen würde. Dazu ist – außer viel Geld – eine außergewöhnliche Gesundheit, ein langes, freies Leben und vor allem ein ungestörter Weltfriede nötig! Heute jedoch, wo die Grenzschranken teils niedergelassen sind, teils nur schwer hochgezogen werden, darf man von so etwas nicht einmal träumen. Schreiben darf man jedoch. Besonders ein alternder Jäger wie ich, der immer mehr darauf angewiesen ist, im flackernden Feuer seiner Erinnerungen nach der einen oder anderen verbliebenen Glut zu stöbern...

Wir sind soeben übereingekommen, dass wir uns vor allem kurz in der Welt der Wildziegen umsehen. Um die Wildschafe wollen wir uns diesmal gar nicht kümmern. Über meine wenigen Erfahrungen mit ihnen – ich habe von den etwa fünfzehn Arten der Wildschafwelt insgesamt nur drei Arten geschossen – habe ich bereits in meinen früheren Schriften berichtet. Beschränken wir uns also auf die Wildziegen, richtiger gesagt auf die zwar nur aus fünf Mitgliedern bestehende, aber umso vornehmere Gruppe der zwölf Wildziegenarten unserer Erde: auf die Steinböcke. Obwohl alle fünf nahe verwandt sind, haben sie sich eine ziemlich weit voneinander entfernte Heimat gewählt. Zwei von ihnen sind Europäer, zwei Afrikaner, und der fünfte – der schönste – ist Asiate. Letzterer, den die Naturgeschichte den Sibirischen Steinbock (Capra sibirica) nennt, durchzieht die Bergriesen Zentralasiens vom Altai bis zum Himalaya. Etwa in der Mitte dieser gewaltigen Entfernung, auf den fünftausend Meter hohen Gipfeln des Thian-Shan, der die Westgrenze Chinas bildet, gedeihen die Exemplare mit den größten Hörnern. Und wenn es mir schon nicht vergönnt war, auf diesen Ziegenkönig zu jagen, so lass mich wenigstens damit prahlen, dass es meinem verstorbenen amerikanischen Freund Kermit Roosevelt gelang, denjenigen mit den längsten Hörnern, den Rekordbock, zu erlegen. Das fast anderthalb Meter lange (147,2 cm) sichelförmige Horn, die Zierde des New Yorker Museums, habe ich mit Andacht und wässrigem Mund bewundert.

Der Größe nach folgt der Abessinische Steinbock (Capra walie), in seiner Heimat „Walie“ genannt. Körperlich kaum kleiner als der Sibirische, weicht die Form seines Horns jedoch etwas ab; ein längeres als hundert Zentimeter ist bisher niemandem gelungen zu erlangen. Übrigens gilt das Horn des Walie-Steinbocks als eine der seltensten afrikanischen Trophäen. Ich könnte wohl an den Fingern einer Hand jene Privilegierten des Glücks abzählen, deren Sammlung dieser weiße Rabe ziert. Er haust auf den wahrlich unzugänglichen Zinnen des nordabessinischen Simien-Gebirges. Selbst wenn er ganz selten einmal vor das Gewehr kommt, geht er meist in einer so bodenlosen Schlucht verloren, aus der es überhaupt nicht gelingt, ihn hervorzuholen. Oder wenn es doch gelingt, hat er beim Sturz in der Regel die Hörner in Stücke geschlagen oder zumindest stark beschädigt. Wir können uns vorstellen, welch ein Stolz ein vollkommen unversehrtes Walie-Horn für jene wenigen Jäger ist.

Es bleiben noch die weiteren drei Arten des Steinbocks: Der Spanische Steinbock (Capra pyrenaica), der die Zinnen der Pyrenäen sowie der spanischen Sierra de Gredos und Sierra Nevada durchzieht; der im Schatten des Mont Blanc, im italienischen Gran Paradiso heimische Alpensteinbock (Capra ibex); und schließlich der Bewohner der Gebirgskette, die das westliche Ufer des Roten Meeres säumt: der Nubische Steinbock (Capra nubiana). Ich hatte nur mit den letzteren beiden Arten das Vergnügen, eine nähere Bekanntschaft zu schließen. Dies waren also jene zwei ausgestopften Köpfe, deren vorwurfsvoller Blick mich einst zur Abfassung von „Zwei Ziegen" veranlasste. Und da ich über den „europäischen" bereits gesprochen habe, bleibt der letzte: der nubische. Im Frühjahr 1939 begegnete ich ihm – von Indien kommend. Wer etwa mein indisches Tagebuch namens „Nahar" kennt, konnte im zweiten Band der ersten Ausgabe auf Seite 377 vor meiner Abreise aus Indien dies lesen: „Wir schicken uns ja vorläufig noch nicht einmal für Europa an, wir reisen lediglich bis Suez. Von dort planen wir noch eine kurze afrikanische Expedition. Wir möchten den bedeutenden Steinbock der ägyptischen Berge, die sich am Ufer des Roten Meeres hinziehen, den Nubischen Ibex, erbeuten. Wir haben auch bereits die notwendigen Vorbereitungen getroffen. In der Nähe von Suez erwartet uns unsere aus acht Kamelen bestehende Karawane..."

Nun, davon wird die Rede sein. Von der achtkameligen Karawane und vom Bedein, dem Nubischen Steinbock. Obwohl ihn die Wissenschaft als nubisch getauft hat, beschränkt sich seine Heimat nicht nur auf Nubien. Er kommt in der einen oder anderen Gebirgskette Ägyptens, ferner in Tunesien, auf der Sinai-Halbinsel, in Palästina und sogar in der südarabischen Provinz Hadramaut vor. Es wäre jedoch ein Irrtum daraus zu schließen, dass der Bedein der Araber etwa ein gewöhnliches, auf Schritt und Tritt zu findendes Tier sei. Sämtliche Wildziegenarten sind selten, und der nubische ist da keine Ausnahme. Auch über ihn kann ich eine kleine Lebensbeschreibung verfassen, obwohl ich nicht weiß, in welchem Verhältnis er zu den Pharaonen lebte. Auf dem beigefügten, etwa dreitausend Jahre alten Bildchen – es stellt Untertanen dar, wie sie irgendeinen Rhamses, den wievielten weiß ich auch nicht, mit verschiedenen Gaben erfreuen – können wir jedenfalls auch den Bedein sehen. Er wird an der Leine geführt, er schreitet keck unter den für den Pharaon gedachten Geschenkartikeln dahin. Es ist unzweifelhaft, dass er ein Tier von vornehmer Vergangenheit, ja ein historisches Tier ist. Seit Urzeiten beschäftigt er die Phantasie der Ägypter, Nubier und Palästinenser – von Jägern, Steinmetzen und Zeichnern gleichermaßen. Auf den viele tausend Jahre alten Reliefs und Felsritzungen mit Jagdszenen aus der Zeit der Dynastien begegnen wir unentwegt der charakteristischen Gestalt der Wildziege mit den krummen Hörnern. Einst muss er also in den Ländern des Unter-Nils allgemein bekannt gewesen sein.

Heutzutage steht die Sache natürlich anders. In Ägypten gab es – zumindest zu meiner Zeit – noch kein nennenswertes Jagdgesetz. In „Allahs Garten" konnte ein jeder frei gärtnern. Es ist ein Zufall, dass die Nachkommen der Wildziegen der Pharaonen nicht bis auf den letzten von den in Ägypten zu Gast weilenden weißhäutigen „Gärtnern" ausgemerzt wurden. Das wäre fast auch gelungen, denn vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs war die Wildziege auf ägyptischem Gebiet sozusagen bereits unbekannt. Und dass sie heute wieder vorkommt, und zwar zeitweise in recht schöner Zahl, ist das Verdienst des ägyptischen Prinzen Kemal ed Din, des zwischen den beiden Weltkriegen verstorbenen, berühmten Wüstenforschers. Dieser gelehrte Naturfreund nahm den im Aussterben begriffenen Bedein unter seinen Schutz. Etwa siebzig Kilometer südlich von Kairo, in einer unbewohnten, leblosen Wüste, schlängelt sich ein langes, hin-und herziehendes Wadi (ein periodisches Flussbett) zum Nil-Tal hin. Jenes Tal – dessen wenige wasserarme Felsbrunnen Tränken für wandernde Karawanen und Beduinenhirten waren –, jenes Wadi Rish-Rash bestimmte Kemal ed Din bereits vor etwa fünfundzwanzig Jahren zum Zufluchtsort für die Wildziegen. Mit hart anfassenden albanischen Wildhütern ließ er das lange Wadi und dessen beidseitige Umgebung abriegeln. Ein

ungebetener Gast darf seither keinen Fuß hineinsetzen. Weder Jäger noch Hirten, noch die unzähligen Hirtenhunde der Beduinen, die weithin umherstreifen und mit Vorliebe jedem Wild nachstellen. Die geringen Überreste der Wildziegen fanden bald das geschützte Tal. Sie gewöhnten sich dort an, siedelten sich an und vermehrten sich im Laufe der Jahre auch prächtig. Seit dem Tod des Tierschutz-Gelehrten wurden die Wildziegen des Wadi Rish-Rash der Obhut des Polizeichefs von Ägypten, Sir Thomas Russell Pascha, anvertraut. Diesen freundlichen Engländer – der in Anbetracht seines Pascha-Ranges vielleicht nicht einmal in seiner Badewanne den roten „Tarbush" (Fes) ablegt – habe ich mehrfach getroffen. Er erzählte mir viel Interessantes über das Gebaren der Steinböcke vom Rish-Rash: – Während der Paarungszeit im September und Oktober – sagte er – haben wir die meisten Bedeins. Dann kommen sie sogar aus den sudanesischen Bergen zu uns herab. In Wildziegenkreisen ist der Rish-Rash zu einem beliebten Treffpunkt geworden, zu einem wahren Tal der Freude. Es kommt zwar vor, dass viele auch von uns wegwandern, die sichere Grenze des Schutzgebietes verlassen und sich unbesonnenerweise totschießen lassen oder den Slughi-Hunden der Beduinen zum Opfer fallen. Es kommt vor, dass man noch vier-bis fünfhundert Kilometer vom Rish-Rash entfernt einen Ziegenbock schießt, an dessen Horn wir unzweifelhaft den Bedein aus dem Schutzgebiet erkennen...

Hier ist die Übersetzung ins Deutsche:

25. März 1939

Sie wollen uns kaum vom Schiff lassen. Ein streitsüchtiges Völkchen ist diese Suez-Hafenbehörde. Und was für Augen die haben! Kaum werfen sie einen Blick in unsere Pässe, bemerken sie schon, dass deren Gültigkeit am 15. abgelaufen ist. Dass sie gar nicht mehr gültig sind. Und mit einem „verstorbenen" Pass ist das Anlandgehen verboten.

Vergeblich erkläre ich: Verzeihung, meine Herren, als wir vor zwei Wochen in Bombay an Bord gingen, waren dies noch tadellose, ich möchte sagen blühende Pässe, sie strotzten geradezu vor Gesundheit; niemand konnte ahnen, dass ihr Stündlein so bald schlagen würde. Am Abend fehlte ihnen noch nichts, und als der Morgen graute – waren sie abgelaufen. Genau mitten auf dem Indischen Ozean. Hier lagen sie auf meinem Kabinentisch, totenbleich, ungültig ...

– Warum haben Sie sie nicht verlängert? – herrscht uns der braunhäutige Zollbeamte mit dem roten Tarbusch an. – Auf diesem Schiff gibt es zufällig keine ungarische Gesandtschaft – rechtfertigen wir uns –, und unterwegs haben wir auch keine gefunden, weder in Aden noch in Dschibuti. Wir haben keine Ahnung, wo die ungarischen Vertretungen entlang des Roten Meeres geblieben sind. – Na, und in Bombay? – bohrt er weiter – gibt es dort etwa auch keine? – Genau wie Sie sagen, mein Freund, dort gibt es auch keine. Beziehungsweise doch, aber nur ein Konsulat. Das heißt, eigentlich doch nicht, denn der Konsul ist nach Kalkutta gereist. Und dass wir ihm wegen zwei Verlängerungen hinterherreisen, das kann nicht einmal Seine Majestät Faruk verlangen. Lassen Sie uns aussteigen, und zwar sofort!

Sie lassen uns nicht. Warten, sagen sie. Sie fertigen alle anderen Passagiere ab, dann ziehen sie sich zur Beratung in die Schiffsbar zurück. Ob sie uns lassen sollen oder nicht? Wir aber sitzen auf unseren Koffern und warten. Mit dröhnendem Kopf und noch immer flauem Magen, denn das Rote Meer ist diesmal übel mit uns umgesprungen. Auf den Koffern sitzend beobachten wir die Limonade schlürfende Obrigkeit und grübeln dabei darüber nach, dass eine Limonade, die nach unten gleitet, viel besser schmeckt als eine, die wieder nach oben drängt ... Doch lassen wir die bitteren Erinnerungen.

Die kombinierte Wirkung verschiedener Empfehlungsschreiben und der im Hafen auf uns wartenden „Hof-Automobile" gibt den Ausschlag schließlich doch zu unseren Gunsten. So sehr, dass wir unter dem strammen Salutieren der Behörden an Land gehen – zwar als Herrschaften mit mangelhaften Pässen, ansonsten aber vollkommen rehabilitiert.

Herrschaften – sage ich –, denn wir sind zu zweit mit F., meinem Reisegefährten aus Nahar. Auf dem Heimweg von unserem erfolgreichen indischen Ausflug machen wir gerne einen Abstecher nach Ägypten. Nicht nur wegen der in Aussicht gestellten Wildziege, sondern unter anderem auch wegen der Pyramiden – F. war nämlich noch nie in Ägypten!

Suez–Kairo sind etwa einhundertvierzig Kilometer. Die Landstraße, die die beiden Städte verbindet, könnte ich mit zwei alten Sprichwörtern charakterisieren: gerade wie eine gezogene Kerze und eintönig wie das Lied der Bendas. Zwei große dunkelblaue Automobile, die Wagen unseres großmütigen Gastgebers, Prinz Jussuf Kemal, verschlingen fleißig die Wüstenkilometer. Er hat zwei geschickt, doch das hintere kommt leer mit, da wir den Großteil unseres Gepäcks – glücklicherweise – auf dem Schiff gelassen haben; soll es sich doch bis Triest damit abmühen.

Ursprünglich hatten wir geplant, vorerst gar nicht nach Kairo hineinzufahren. Hier, auf dieser Kerzendocht-Landstraße, hätten wir unsere Kamelkarawane treffen sollen, und zwar beim Kilometerstein neunundsiebzig. Von dort aus wollten wir in das Ziegengebirge aufbrechen. Doch mittags, beim Landgang, erfuhren wir, dass unsere Kamele irrtümlich für morgen bestellt wurden! Für die Nacht müssen wir also in die Hauptstadt hineinhuschen. Wir erfahren auch erst jetzt, dass unser Gastgeber auf sein Landgut reisen musste; so quartieren wir uns statt im prinzlichen Palais in einem Hotel ein. Obwohl wir die Abwesenheit unseres Gastgebers aufrichtig bedauern, freuen wir uns über die Nachricht der Hotelzimmer außerordentlich. Im Hotel werden wir nämlich viel unabhängiger sein und auch näher an den verschiedenen Sehenswürdigkeiten liegen als vom außerhalb der Stadt gelegenen Palais in Mataria.

Die Landstraße ist leer, die Hälfte haben wir schon zurückgelegt, aber wir sind noch keiner einzigen Fuhre begegnet, nicht einmal einem Kamel. Wüsteneinöde schweigt um uns her. Nur unsere zwei dunkelblauen Wagen summen und lassen in ihrem Kielwasser einen endlosen, gelben Staubschweif wachsen.

Über das bunte Treiben des nächtlichen Kairos habe ich in meinen früheren Büchern bereits zweimal berichtet, diesmal bemühe ich mich also nicht darum. Scheinbar hat sich nichts verändert, seit ich vor drei Jahren hier war. Die Dragomane des Shepheard's Hotel in ihren Seidenkaftanen sind genauso aufdringlich, und die Pyramiden stehen auch noch dort, wo sie damals standen. Und doch konnte ich sie soeben kaum finden. Es ist nämlich Nacht. Und zwar eine so pechschwarze, dass ich sie mit Fug und Recht als ägyptische bezeichnen könnte, wenn ich nicht davor zurückscheuen würde, in den Fehler überflüssiger Wortmacherei zu verfallen. Als wir uns dem Mena House bei Gizeh nähern, sehen wir nicht einmal den Schatten der einhundertfünfzig Meter hohen Pyramide des alten Cheops – ich schäme mich fast schon vor F., dem ich seit einer Viertelstunde jede Minute eine Pyramide verspreche.

Und jetzt stehen wir vor dem Mena House, sozusagen direkt vor Ort, und – keine Pyramide da. Die Situation ist peinlich, sie bringt mich regelrecht in Verlegenheit. Ich fürchte schon fast, man habe die weltberühmte Pyramide gestohlen oder amerikanische Touristen hätten sie gekauft und als Andenken mit nach Hause genommen. (Denenn ist das zuzutrauen.) Als sie sich dann schließlich doch aus der Nacht herausschält, atme ich förmlich auf. Na siehst du – sage ich zu F. –, wenn ich einmal etwas verspreche ...

Dieser in der Dunkelheit versunkene Cheops ist auch für mich neu. Ich war schon einige Male hier, um Pyramiden zu schauen – bei Sonnenlicht und im Mondschein, bei Morgengrauen und in der Dämmerung, auf Kamel-, ja sogar auf Eselrücken, im Auto, ja sogar zu Fuß. Nächtliche Kairoer Vergnügungen enden meist damit, dass sich jeder seine Partnerin schnappt und nach Gizeh fährt, um Pyramiden zu schauen. Aber Pyramiden suchen, daran kann ich mich nicht erinnern ...

Man sagt, nachts seien alle Kühe schwarz. Nun, aber eine so schwarze Kuh, wie es die Sphinx heute ist, kennt wohl nicht einmal das Sprichwort. Vergeblich habe ich F. jenes berühmte, geheimnisvolle Sphinx-Lächeln versprochen; kaum der Kopf des Wunderidols ist zu sehen, geschweige denn die allwissenden Züge seines verwitterten Steingesichts. Wir gehen auch weg von hier, denn früher oder später fallen wir noch in die Wolfsgrube eines wissenschaftlichen Totengräbers. Hier finden nämlich auf Schritt und Tritt Ausgrabungen statt, internationale Leichenräuber wetteifern miteinander, schnüffeln im Schatten der großen Sphinx nach einem neuen Tutanchamun. Um diese Zeit haben sie sich natürlich schon verzogen, sie schnarchen drinnen in ihren bequemen Betten im Mena House und kümmern sich nicht um nächtliche Besucher, die sich in den internationalen Schützengräben der Wissenschaft beinahe den Hals brechen. Der eine oder andere

Mumienplünderer besaß noch so viel Anstand, seine Löcher wenigstens mit Stacheldraht einzuzäunen. Wobei ihn dabei keineswegs der humane Gedanke an die Sicherheit der nächtlichen Gäste leitete. Einzig seine eigene schmutzige Eifersucht: damit nicht irgendein wissenschaftsdurstiger Kollege heimlich eine Pharaonenrippe aus seinem Loch stibitzt.

Von Gizeh aus fahren wir noch auf den Berg Mokattam hinauf und bewundern von den Bastionen der Zitadelle aus die unter uns glitzernde Millionenstadt. Wir stellen fest, dass man eine Stadt nur am Fuße eines Berges bauen darf. Damit man etwas hat, von dem aus man auf sie herabblicken kann. Denn die Höhe der Vogelperspektive verschönert jede Stadt. Besonders nachts. Und während wir in die Flut der dort unten flackernden bunten Lichtreklamen blicken, stellen wir auch fest: ach, was für ein herrlicher Anblick muss das für jemanden sein – der nicht lesen kann! Denn für den funkelt dort unten keine Abführmittelwerbung oder Autoreifenreklame – sondern ein wundervoller Feengarten prachtvoll leuchtender Blumen.

Unten am Fuße des Berges bezahlen wir das Taxi, schlendern zu Fuß nach Hause, auf der langen, geraden Andrássy-Straße, die auf Arabisch Sharia Mehemet Ali heißt. Die Luft ist lauwarm, schwanger von einer süß-herben Mischung ägyptischer Düfte und Gestänke. Um diese Zeit ist die Stadt still, der große Verkehr erstirbt. Und da die Kuppler und Taschendiebe der nächtlichen Straße in ihren langen Hemden lautlos barfuß gehen, begleitet uns so gut wie nur das Klopfen unserer eigenen Schuhe. Und das Mitternachts-Wortgefecht der wenigen Kairoer Turmuhren, die alle unterschiedlicher Meinung sind. Morgen um diese Zeit werden wir – so Allah will – unter dem Zelt schlafen.

Kairo, Shepheard's Hotel, 26. März 1939

Ich sagte bereits, dass F. noch nie in Ägypten war, es gibt hier für ihn also einiges zu besichtigen. Und da man dafür einige ruhige Tage braucht, fangen wir heute gar nicht erst damit an, sondern verschieben die Museums-und Moscheegänge auf die Zeit nach der Jagd. Den heutigen Vormittag verbringen wir mit planlosem Hin-und Herlaufen: Kauf vieler, größtenteils überflüssiger Sachen, Schiffskartenbestellung, und natürlich die Verlängerung unserer abgetakelten Pässe. F. hat sich mit einem ganzen Bündel Lehrbücher beladen; er plant, sich eine gewisse tutanchamun'sche Vorbildung anzueignen. Er beabsichtigt, einen Schnellkurs in Ägyptologie zu absolvieren. Er sollte sich lieber in „Wildziegeologie" fortbilden. Ich würde wetten, er weiß noch immer nicht, wie viele Arten „echter Steinböcke" wir kennen. Ich wage gar nicht zu fragen, denn falls er es nicht wüsste, müsste ich sie wieder alle aufzählen. Dann würde mich der Leser wohl glatt zu Boden schmettern.

Gegen Mittag verlassen wir das Hotel. Mit viel Krempel, mit Gewehren, Tropenhelmen, wie Afrika-Jäger – unter dem hälse-reckenden Interesse der auf der Terrasse trinkenden internationalen Touristengesellschaft. Zweifellos hält man uns zumindest für Löwenjäger. Wir machen uns auch wichtig, versuchen den Erwartungen zu entsprechen und setzen kühne Draufgänger-Mienen auf. Ich weiß, sie werden die Nase rümpfen, wenn herauskommt, dass wir doch nur harmlose Ziegenjäger sind. So geschwätzig wie dieser Portier ist, wird er uns bestimmt entlarven.

Nachdem wir die Stadt verlassen haben, fahren wir über Mataria und Heliopolis hinaus auf die Landstraße Richtung Suez. Nach etwa dreißig Kilometern biegen wir davon ab, wenden uns nach Süden, mitten in die Wüste hinein. Anfangs geht dieser holprige Feldweg noch so einigermaßen. Später jedoch verschlechtert er sich zusehends, verblasst zu einem kaum erkennbaren Pfad und verliert sich schließlich ganz. Nun rütteln wir völlig ohne Spur auf die in der Ferne gelb leuchtenden, nur sehr langsam näherkommenden Berge zu. Unser ursprünglicher Plan – wonach wir die Hamla (Karawane) auf der

Landstraße hätten treffen sollen – hat sich geändert, und nun beabsichtigen wir zwecks Zeitgewinn direkt bis zum Lagerplatz zu fahren. Falls unser Wagen nicht zwischendurch den Dienst versagt.

Laut Fahrer liegt unser Lager einhundertfünfundzwanzig Kilometer von Kairo entfernt. Bisher haben wir noch nicht einmal die Hälfte bewältigt, und der Weg – beziehungsweise das Gelände, denn vom Weg fehlt längst jede Spur – widersetzt sich dem Autofahren immer mehr. Schon zweimal sind wir eingesunken, steckten in einer Sandverwehung fest, aber glücklicherweise gelang es uns, den Wagen freizuschaufeln. Jetzt halten uns unerwartete Abgründe und geröllhaltige Hügelböschungen auf; wir müssen sie umfahren und zwischen ihnen einen geeigneten Durchgang suchen. Gelbe Wüsteneinöde verödet um uns her. Abgesehen von ein paar kümmerlichen Selim-Sträuchern zeigt sich nicht die geringste Spur von Leben. Ein heißer, mit Sandstaub geschwängerter Wind peitscht uns ins Gesicht – der Odem der Sahara.

Endlich erreichen wir den Fuß der gelben Berge. Eine sandige Talspalte öffnet sich zwischen ihnen, durch die wir uns hineinquälen. Hier kommen wir schon etwas leichter voran, der Talboden weitet sich, wird ebener, hat weniger Steine und flacheren Sand. Die hier und da zwischen den Selim-Sträuchern dahinvegetierenden Thal-Akazien mildern die öde Einöde etwas ab.

Es dämmert bereits, als in der fahlen Eintönigkeit der Ferne zwei giftgrüne Punkte auftauchen – unsere zwei Zelte! Die drumherum emsigen Gestalten, die in der Nähe stehenden und lagernden Kamele sowie der blassblaue Rauchhauch des Lagerfeuers schälen sich erst danach heraus. Wir halten vor echten afrikanischen Jagdzelten. Zwar sind sie noch nagelneu, sehen ein wenig so aus wie der neue grüne Hut auf dem Kopf eines städtischen Sonntagsjägers – aber sie sind ganz nach meinem Geschmack!

Über ein solches Lager kann sich nur derjenige wirklich freuen, den viele unvergessliche Erinnerungen der Vergangenheit an ein solches windiges „Zigeunercamp“ binden. Und der zudem gerade aus Indien kommt, aus den palastartigen Zelten der maharadzschaischen Tigerjagd-Camps mit elektrischem Licht und Blaskapelle. F. ist auch begeistert, schließlich kommt er in seinem Leben zum ersten Mal in ein vorschriftsmäßiges Jagdzelt, von dem ich ihm so viel erzählt hatte und das er in Indien vergeblich suchte. Nur das schöne glänzende Stadtauto stört die Stimmung ein wenig; es passt hierher wie ein Samtsattel auf einen Zigeuneresel. Aber es lädt gerade nur ab und wendet dann auch schon wieder, nimmt die nicht hierher gehörenden Faktoren der Zivilisation mit sich. (Denn die hierher gehörenden, die Gummibadewanne, den Filmapparat und ähnliche wildnisverbessernde Kleinigkeiten lässt es klugerweise hier.)

Allen voran muss ich Mahmud vorstellen; denn über Mahmud habe ich mich noch mehr gefreut als über die Zelte! Mahmud ist nämlich ein alter Freund. Uns verbinden die nunmehr drei Jahre alten Erinnerungen meiner libyschen Wüstenexpedition. Mein Buch „Rollender Sand“ handelt von jener Reise, der Reise der „Dreier“. Mit drei Lastwagen brachen wir damals in die Wüste auf, zu dritt waren wir Weißhäutige, und drei waren auch unsere schwarzen Begleiter. Von den drei Schwarzen war Mahmud einer, eben jener tüchtige Mahmud, der mir vor Freude nun schon seit fünf Minuten die Hand schüttelt. Damals hatten wir ihn als Laufbursche-Koch-Faktotum engagiert, und während der langen, ja stellenweise fast besorgniserregenden Wüstenüberquerung erwies er sich als ein so zuverlässiger, geschickter Mensch, dass ich ihn nach unserer Rückkehr nach Kairo am Hofe des Prinzen Jussuf empfahl. Und siehe da, der Prinz, durch dessen Güte wir hier jagen, hat zusammen mit den nagelneuen grünen Zelten auch Mahmud mitgeschickt.

Damals war er noch ein sehr zerlumpter, vor allem aber magerer Araber. Heute ist er ein eleganter, wohlgenährter Lakai mit feinen Manieren, der – wie ich höre – im Palais von Mataria im goldbestickten Prachtkaftan serviert. Aber seine im Glück des Wiedersehens lachenden Augen sind noch immer die des damaligen bescheidenen, ehrlichen Mahmud, mit dem wir seinerzeit unser knapp bemessenes tägliches Trinkwasser teilten.

Er stellt die anderen herausragenden Mitglieder der Gesellschaft vor: Abdullah, den Koch, und Ibrahim, den Haupt-Kabir. Dann gibt es noch etwa fünfzehn Kabir-Führer, zwei untergeordnete Personen, Hilfs-„Shikaris", örtliche Wildziegen-Experten, Lager-Faktoten und Kameltreiber. Und natürlich acht kamele mit gelben Zähnen und sabbernden Mäulern. Kurz: Mahmud, Abdullah und Ibrahim. Das ist genau so, als würde ich zu Hause sagen: Jóska, Pista und Jancsi. Denn auf jeden transdanubischen Jóska kommen genau zwölf ägyptische Abdullahs. Kein Wunder also, dass, wenn ich aus meinem Zelt nach Abdullah rufe, er zu fünft angerannt kommt – lauter Abdullahs.

Sobald wir ausgepackt und uns im Großen und Ganzen eingerichtet haben, halten wir Kriegsrat mit Ibrahim, dem Haupt-Kabir. Wir lassen uns in unsere bequemen Lagerstühle nieder, in der Hand das Whiskyglas zum Sonnenuntergang, und Ibrahim hockt vor uns im Sand, eingehüllt in seinen langen, dunkelbraunen Kaftan und sein schmutziges Kopftuch. Den Großteil meines während meiner einstigen Sudan-Expeditionen gesammelten wortkargen Arabischs habe ich vergessen, und Ibrahim versteht nur Arabisch. So sprechen statt unserer Münder eher nur unsere Hände. Und natürlich Mahmud, der mit seinem im prinzlichen Palais aufgeschnappten Englisch zu dolmetschen versucht.

Ich halte mich für einen ziemlichen Menschenkenner. Ich schmeichle mir gerne damit, dass ich ab und zu durch das Sieb blicke. Durch das Sieb des menschlichen Auges. Außer natürlich, wenn ich mich irre. Aber jetzt irre ich mich wohl kaum, wenn ich diesen Ibrahim für einen mit allen Wassern gewaschenen, hinterlistigen Kerl halte. Er hat ein unzuverlässiges Gesicht, einen schifty Blick. Seine faltige Stirn ist eine Sinai-Steintafel, in die der Bruch aller zehn Gebote eingemeißelt wurde. – Gibt es viele Wildziegen? Wo ziehen sie umher? Haben Sie einen großen Bock unter ihnen gesehen? Wie könnte man an sie herankommen?

Doch aus Ibrahim gelingt es mir nicht, eine einzige brauchbare Antwort herauszulocken. Er zuckt die Achseln, verzieht den Mund, seine halb geschlossenen Augen blinzeln verschmitzt. Aus den Falten seines schmutzigen Gewandes holt er manchmal seinen dunkelbraunen, hageren Arm hervor und macht damit eine unbestimmte Geste in Richtung der Berge – er deutet an, wo der Bedein haust. Zum Sprechen öffnet sich sein Mund jedoch nur sehr selten. Und wenn er sich öffnet, entschlüpft ihm meist ein einziges Wort: „Inschallah!" – So Allah will! – Sind Sie zuversichtlich – fragen wir –, dass wir morgen Wildziegen treffen? – Inschallah! – Werden wir von diesem Lager aus jagen oder tiefer in die Berge hineinziehen? – Inschallah!

Danach bleibt mir wahrlich nichts anderes übrig, als mich bei Allah zu erkundigen, denn Ibrahim frage ich offensichtlich vergeblich. Das einzige positive Ergebnis der langen Beratung: Morgen im Morgengrauen brechen wir auf, und zwar auf Kamelrücken. Da fällt mir ein: Obwohl ich unsere Kamele bereits erwähnt habe, habe ich unsere Hunde und Hühner noch gar nicht vorgestellt. Wir haben zwei Hunde, Ibrahims Hunde. Windhundartige, unfreundliche Köter mit einem Gesicht, das vielleicht noch schiftyger ist als das ihres Herrn. Echte Slughie-Hunde, angeblich führen sie den Jäger auf die Fährte der Wildziege. Misstrauische Viecher, offensichtlich an mehr Schläge als an Streicheleinheiten gewöhnt. Vor einem ihnen zugeworfenen Knochen weichen sie mit eingezogenem Schwanz seitlich aus. Über unsere zwölf Hühner hingegen kann ich mich nur im Ton vollster Anerkennung äußern. Schöne fette Geflügel, die förmlich nach dem

Kochtopf verlangen. Man sieht ihnen an, dass sie in einer prinzlichen Hühnerzucht aufgewachsen sind. Mit dem Kopf unter den Flügel gesteckt sitzen sie in gesitteter Reihe oben auf der Zeltstange. Zwar malen sie ab und zu eine bunte Hieroglyphe auf die schöne grüne Leinwand, was kein gerade prinzlichem Küken geziemendes Verhalten ist. Da sie jedoch nicht sehen können, was sie tun – da ihr Kopf ja unter dem Flügel ist –, können sie kaum zur Rechenschaft gezogen werden. Und außerdem verdienen sie Nachsicht, lange können sie sich ohnehin nicht mehr amüsieren.

Zu zwölft haben sie die Hauptstadt verlassen, und siehe da, nur noch zehn kauern auf dem Zeltdach. Zwei von ihnen hat das Schicksal bereits ereilt, sie dampfen hier vor uns auf dem Teller. Und wie vorzüglich sie in dieser indischen Curry-Sauce sind, mit diesem exzellenten braunäugigen Reis! Abdullahs Kochlöffel hat sich wahrlich selbst übertroffen. Zum Abschluss bekommen wir noch Halawa, jene in einer Holzschachtel verkaufte ägyptische Süßigkeit, die äußerlich dem Roquefort-Käse ähnelt und meines Wissens aus Honig, Mandeln, Pistazien und was weiß ich noch allem hergestellt wird und – obwohl nach dieser Beschreibung niemand es glauben würde – dennoch sehr wohlschmeckend ist. Nun paffen wir satt und zufrieden unsere Pfeifen beim spielerischen Licht des knisternden Lagerfeuers und – schweigen mit Genuss. Bitte lächeln Sie nicht, denn Sie können ja nicht wissen, wie gut uns das tut. Am abendlichen Lagerfeuer zu schweigen! Nicht etwa, weil wir uns einander nichts zu sagen hätten. Aber wir kommen aus Indien, dem Land der übertriebenen Gastfreundschaft, aus glanzvollen Maharadscha-Palästen. Dort konnten wir uns nur sehr selten diese Wortlosigkeit beim Pfeifenrauchen, ins Feuer Starren und Träumen erlauben. Den Luxus des ungestörten Nachdenkens, des freien Schweigens ...

Wir schweigen also und horchen. Obwohl es in der Nacht der Wüste wahrlich wenig zu horchen gibt. Eine riesengroße, unermessliche Stille lastet auf der schlafenden Einöde. Nur dieses kärgliche Reisigfeuer knistert, und etwas weiter, um den anderen Gluthaufen, murmeln unsere leise sprechenden Araber, und hier, hinter den Zelten, würgen unsere wiederkäuenden Kamele. Und über uns, auf dem tintenblauen Feld des Himmelsgewölbes, schwärmen Afrikas Sternenheere.

27. März 1939 Erstes Lager

Ein herrlicher Schlaf fiel in der frischluftigen, kühlen Nacht ab. Aber jetzt, da am östlichen Bergkamm das erste Dämmern des brechenden Morgens grün aufleuchtet, tut die kombinierte Wärme des Lagerfeuers und des dampfenden Tees noch besser. Mahmud und Abdullah wirbeln emsig um uns her, auch die Treiber wecken ihre Kamele, das Lager erwacht zum Leben. Ibrahim und seine drei Gehilfen jedoch kauern noch regungslos um das Feuer: in Decken und Laken gehüllte, zerlumpte Formlosigkeiten. Vor unser Zelt werden die zwei für uns ausersehenen Reitkamele geführt. Sie kommen nicht gerne und versuchen dies mit den verschiedensten Kehllauten kundzutun. Besonders jetzt, da sie auf Befehl ihrer Treiber auf den Bauch niedergehen sollen. – Chhh! – kommandieren die Kameltreiber – chhh! Und sie rucken an dem Strick, der durch die Kamelnase gefädelt ist. Ein gutes Kamel kniet beim ersten „Chhh" nieder, beim zweiten legt es sich flach. Diese beiden jedoch tun so, als verstünden sie gar kein Arabisch. Empört fletschen sie die Zähne, während aus dem Labyrinth ihrer siebenfältigen Mägen ein an fernes Donnern erinnerndes Grollen aufsteigt. Erst als die Treiber das Nasenrucken mit ein, zwei warnenden Tritten gegen das Knie ergänzen, entschließen sie sich, den Befehl auszuführen. Mit einem tiefen Seufzer werfen sie sich auf den Bauch.

Wir erklimmen ihre buckligen Rücken. Doch bevor wir uns in dem auf Arabisch „Sattel" getauften Holzgestell häuslich einrichten können, springen sie mit einem plötzlichen Schnauben auch schon wieder auf die Beine. Ein bekannter Kameltrick; schlaue Kamele möchten so schon im Moment des Aufsteigens denjenigen abwerfen, der sich auf ihrem Rücken bemüht. Der arme F. plumpst tatsächlich in den glücklicherweise weichen Sand. Und mir gelingt es nur deshalb mich festzuhalten, weil ich in meinem Leben schon mit vielen hässlichen Kamelen zu tun hatte. Vergessen wir nicht, dass F. ein exzellenter Reiter ist, der selbst mit einem launischen Pferd leicht fertig wird. Es ist also verständlich, dass er den hinterlistigen Anschlag des abgetakelten Kamels etwas übel nimmt. – Macht nichts – versuche ich zu beschwichtigen –, ein lahmes Kamel ist immer noch mehr wert als ein Esel! Das besagt das alte arabische Sprichwort. – Das kommt darauf an, wann – antwortet er, während er seine Seite abtastet –, beim Herunterfallen wohl kaum. Und da wir keinen Esel haben, hat dein Spruch ohnehin keinen Sinn. – Aber Verzeihung, ich erwähne es nur zur Aufmunterung, und außerdem ist es nicht mein Spruch, sondern der der Araber. Sie haben dich abgeworfen – ich hatte Mitleid mit dir – ich wollte dich trösten – das ist alles. – Tröste dein Kamel, nicht mich. – So geht es, wenn man eine Frau mit in die Wüste nimmt. Am Ende habe ich dich vielleicht noch abgeworfen, gar nicht dein Kamel!

Das Ergebnis des scharfen Wortwechsels am Morgen: Wortlos ziehen wir hinter den Kabiren her. Auch sie schweigen. Während des Ritts röpsen auch die Kamele nicht, ihr Gang auf Samtsohlen ist ohnehin lautlos. Ein kristallklarer, Körper und Seele erfrischender Morgen bricht an: Ein solches in Gold glänzendes Wüstensonnenaufgehen ist phänomenal! Im Allgemeinen bin ich kein Freund der Wüste, aber die unvergleichliche Schönheit ihrer glorreichen Morgenstunden muss ich anerkennen. Obwohl es auf dem Kamelrücken, besonders auf einem arabischen Holzsattel gequält, nicht leicht ist, sich zu begeistern. Das „Wüstenschiff" versucht – besonders so am ersten Tag – die Naturbegeisterung dessen, der auf seinem Rücken sitzt, noch im Keime zu ersticken. Bald beschließen wir auch, unsere Glieder nicht weiter mit dem scharfkantigen Sitz zu malträtieren. Seien wir lieber fröhliche Fußgänger als traurige Kamelreiter. Bei den Kabiren gelingt es uns jedoch nicht so leicht, unser Vorhaben verständlich zu machen. Jedes Mal, wenn wir zum Anhalten mahnen, rufen sie nur über die Schulter zurück: –

Malesh! Auf Deutsch: Macht nichts, egal. Erst auf mein energischeres Auftreten hin sind sie bereit zu glauben, dass es uns beileibe überhaupt nicht egal ist.

Auf dem schmalen Pfad, der sich am kahlen, steinigen Berghang windet, erreichen wir bald den Kamm. Die Nubische Wildziege hat sich – nicht umsonst das kleinste Mitglied ihrer Verwandtschaft – auch kleine Berge als Heimat gewählt. Dies ist zumindest ein leicht zu ersteigendes, nur wenige hundert Meter hohes Zwergengebirge – wenngleich mit steilen Abgründen und fast senkrechten Felswänden verziert. Wir kommen oben an und lassen uns auf Anraten der Kabire nieder. Wir fügen uns darin, vorerst hierzubleiben; unsere Ferngläser werden von hier aus die weithin sichtbare Umgebung durchforsten, von hier aus werden sie den zwischen den Felsen heimlich tuenden Bedein entdecken. Wahrlich, einen geeigneteren Aussichtspunkt hätten wir kaum wählen können. Und zudem ist die Luft so klar, dass fast die Unendlichkeit sichtbar wird. Wie ein in seiner Brandung erstarrtes, großes, gelbes Goldmeer, so breitet sich um uns her die zerklüftete Einöde aus, Djebels und Wadis – Berge und Täler – in einer endlosen Abfolge. Und im Osten, im im Nichts verschwindenden Nebel des Horizonts, schwebt die Ahnung eines Blau, das etwas heller ist als der Himmel: der Golf von Suez, das Tor zum Roten Meer.

Unsere Fernrohre verrichten – wie es sich für mit deutscher Präzision gefertigte Jenaer Ferngläser gehört – gründliche, gewissenhafte Arbeit. Wir teilen den Ausblick in zwei Teile: Einen nimmt F.s Gucker in Arbeit, den anderen meiner. Punkt für Punkt wandern sie ab, untersuchen jeden Felsspalt, jedes Zwergbüschchen im Detail, gründlich wie das Mikroskop eines Bakteriologen. Und als jeder mit seiner Hälfte fertig ist, tauschen wir die Geländestücke, und zur Sicherheit durchforstet jeder auch noch das des anderen. Aber wahrlich, alle Systematik ist vergebens, vergebens das beste deutsche Glas. Nicht nur eine Wildziege, nicht einmal ein einsamer Wildvogel zeigt sich in dieser weiten Steinheimat. Ibrahim scheint das jedoch offensichtlich nicht zu interessieren. Wortlos, ja ich möchte sagen teilnahmslos, starrt er vor sich hin, melancholisch betrachtet er den fast regungslos hängenden Rauchfaden seiner Zigarette. – Mafish bedein! – sage ich zu ihm – keine Wildziege! Was sollen wir tun? Sollen wir hier ausharren oder lieber weiterziehen zu einem anderen Aussichtspunkt? Vielleicht wäre es wert, auch jenes entferntere, von hier aus nicht einsehbare Tal zu untersuchen? – Inschallah! – flüstert er und stößt dabei einen unendlich tiefen Seufzer aus. Daraus kann ich dann verstehen, was mir beliebt. Geschwätzigkeit könnte ich Ibrahim wahrlich nicht vorwerfen. Das muss ich ihm zugutehalten. Ein Mann weniger Worte, aber diese wenigen wiederholt er zumindest fleißig.

Ich frage ihn auch nicht weiter, etwas anderes als ein erneutes Inschallah locke ich ohnehin nicht aus ihm heraus. Lieber mache ich ihm begreiflich, dass er seine drei Kabir-Gefährten in verschiedene Richtungen zu entfernteren Beobachtungspunkten ausschicken soll. Und falls einer von ihnen etwas bemerken sollte, soll er es sofort signalisieren. Wir behalten sie von hier aus im Auge und eilen im Bedarfsfall herbei. Unsere drei Kamele lagern im Schutz eines geeigneten kleinen Kessels und lassen das nunmehr vier Tage alte Trinkwasser, das ihnen noch in ihrem Familienheim aufgezwungen wurde, von einem Magen in den anderen gluckern. Ein Kamel muss man nämlich, besonders wenn die Nächte so kühl sind, nur einmal wöchentlich tränken. Ich sagte bereits, dass die Anzahl seiner Mägen sieben beträgt, und diese benutzt es in solchen Zeiten, während einer Wüstenwanderung, als aufeinanderfolgende Wassertanks. Wir beide reden uns zwar leicht, wir haben für unseren eigenen Gebrauch Kairoer Mineralwasser mitgebracht. Aber der Wasserbedarf unserer Eingeborenen und des Kochs, und nicht zuletzt der unserer Badewanne, wird bis übermorgen aufgebraucht sein. Früher oder später trocknet selbst der siebenfach erprobte Kamelmagen aus.

Der Tag neigt sich dem Nachmittag zu. Wir aber lauern noch immer an derselben Stelle. Zwischendurch haben wir zweimal gefrühstückt, fünfmal den Ausblick abgetastet, ja im Schutz eines schattigen Felsens sogar ein Nickerchen gemacht, doch auf die versprochenen Jagdfreuden warten wir vergeblich. Auch die fernen Beobachter kauern regungslos auf ihren Posten, und wenn mein Fernglas nicht trügt, schlafen sie mehr, als dass sie Wache halten. Heute sage ich noch nichts. Als Gast will ich mich nicht mit Ibrahim anlegen. Aber falls er etwa damit rechnet, morgen diese ziellose Sonnenkur mit uns fortzusetzen, dann werde ich Arabisch, das heißt Ungarisch mit ihm reden. Wie ich sehe, treiben diese Kabire Schabernack. Es ist ihnen völlig gleich, ob wir Wild sehen oder nicht. Für sie ist das offensichtlich auch malesh.

Als die Sonne sich anschickt unterzugehen, wirft Ibrahim seine den ganzen Tag rauchende Zigarette weg und rappelt sich auf. Er streckt sich ausgiebig, gähnt noch ausgiebiger und erklärt dann, dass wir nun nach Hause aufbrechen können. Denn heute mafish bedein – kein Bedein! – Wenn Allah es will, dann morgen! „Inschallah bukhra!“ Na, das habe ich fast erwartet. Dieses bukhra. Während meiner Sudan-Expeditionen hatte ich wahrlich Gelegenheit, die Bedeutung des arabischen „Morgen“ zu lernen. Bukhra – obwohl es wörtlich morgen bedeutet – ist aus einem Kabir-Mund nicht so zu verstehen. Eher als so etwas wie das ungarische „majd“ (irgendwann)! Kurz, nur so ein fantasierter Morgen, an dem es irgendwann einmal, aber vielleicht auch niemals, tagen wird.

Zu Fuß schlendern wir nach Hause. Der Weg ist kurz, nicht mehr als ein anderthalbstündiger Spaziergang, man kann dabei nicht einmal müde werden. Und wie viel gesünder ist es als das Kamelreiten! Als wir beginnen, vom Berg herabzusteigen, erreicht die Sonne gerade den westlichen Horizont. Und genau wie eine große Goldmünze, so rutscht sie in den ewigen Automaten des Morgen – des bukhra. Worauf wird sie wohl zurückkehren? Auf eine glückliche Ziegenjagd?

28. März 1939 Erstes Lager

Wir haben beschlossen, heute gar nicht erst hinauszugehen. Sollen die Kabire an unserer Stelle die Lage sondieren. Sollen sie die vielversprechendsten Anhöhen besetzen, und falls es ihnen gelingen sollte, auf einen schussbaren Ziegenbock zu stoßen, sollen sie sofort einen Boten nach uns schicken. Zu diesem Zweck nehmen sie auch zwei berittene Kuriere mit sich. Dieser Ruhetag tut uns sehr not. Auf dem unbarmherzigen Roten Meer kamen wir kaum zum Schlaf, und auch die verkürzte Nacht im Kairoer Hotel konnten wir nicht als Entschädigung bezeichnen. So tut das bequeme Ruhen, Tagebuchschreiben, Lesen und das untätige Herumliegen vor dem Zelt wahrlich gut. Die heutige Pause nutze ich unter anderem auch dazu, das auf dem Kamelrücken zu montierende Inquisitions-Folterinstrument – alias „Sattel" – irgendwie sitzbarer zu machen. Ich stopfe alle unsere entbehrlichen Kleidungsstücke in die Lücke zwischen den Holzstützen, binde sie gut fest und schnalle obenauf die nagelneue grüne Matratze unseres Feldbettes. Wir haben es auch schon ausprobiert, und ich kann ohne Unbescheidenheit behaupten: ein voller Erfolg. Zwar sitzen wir danach etwa einen halben Meter höher, können also tiefer fallen, ansonsten ist es jedoch eine tadellose Lösung.

Die Kabire haben sich – wie wir es bereits vorausgeahnt hatten – den ganzen Tag nicht gemeldet. Erst gegen Abend trotten sie herein und bringen die ebenfalls vorausgesehene Meldung: – Mafish bedein! Und auf unser ungeduldiges Fragen, was wir danach tun, wohin wir gehen, wo wir Ziegen suchen sollen – ist wieder nur Achselzucken die Antwort, und zum Abschluss die gestrige, ihrer Meinung nach alles erledigende Ermutigung: – Inschallah bukhra!

Nun, davon war es genug. Das bloße Inschallah-Sagen hat noch niemanden zur Wildziege geführt. Ich bin mittlerweile davon überzeugt, dass dieser alte Gauner uns nur hinhält. Er schindet absichtlich Zeit und weigert sich aus irgendeinem für mich nicht aufklärbaren Grund, den Wechsel der Wildziegen zu verraten. Denn während unseres gestrigen Spaziergangs habe ich nicht nur kein Wild, sondern nicht einmal eine Wildfährte gesehen! Nicht ein Körnchen Ziegenlosung ...

auch keine Spur gefunden. Dabei weiß ich genau – unser Gastgeber erzählte es oft genug –, dass, obgleich es hier nicht viele Wildziegen gibt, der Jäger täglich auf zwei bis drei Böcke stößt. Ob er dann unter ihnen einen mit mächtigem Gehörn findet, steht freilich auf einem anderen Blatt. Aber wie gesagt, wir haben nicht einmal eine Fährte entdeckt.

Das Ergebnis der soeben beendeten Beratung: Morgen wechseln wir das Lager. Dazu zwingt uns, neben dem Mangel an Ziegen, in erster Linie der bereits erwähnte Wassermangel. Wir werden in südliche Richtung ziehen, wo die Hamla laut Aussage der Kabire das nächste Wasserloch in etwa sechs bis sieben Stunden erreichen wird. Und dort – so versprechen sie – werden wir außer Wasser auch Ziegen finden. Natürlich nur „Inschallah". Da die beladenen Kamele der Hamla verhältnismäßig langsam reisen und den Umwegen der leichter begehbaren Wadis folgen, werden wir getrennt reisen. Da wir kein schweres Gepäck haben, können wir eine direktere Richtung wählen und über Berg und Tal sozusagen schnurgeradeaus ziehen. Und unterwegs können wir uns hoffentlich mit der Jagd amüsieren.

29. März 1939 Zweites Lager

Kaum dämmert es, sind wir schon unterwegs. Unsere zwei Reitkamele wirken fast zwergenhaft unter den auf ihnen schwankenden Matratzenthronen, die an indische Elefanten-Hauwdas erinnern. Wir jedoch gehen vorerst zu Fuß, was in der Dämmerung doch sicherer ist. Im Gänsemarsch streben wir dem Berg zu: vorn zwei Kabire, in ihrem Kielwasser wir beide, hinter uns die zwei Kamele und ganz hinten der dritte Kabir mit den zwei Kuvasz-Hunden. Den ziegenfangenden Slughi-Windhunden. Und um unsere eintönig beginnende, schleppende Wanderung zumindest teilweise zu überbrücken, möchte ich über diese zwei Köter einiges berichten.

Seit zwei Tagen versuche ich vergeblich, mich mit ihnen anzufreunden. Dabei habe ich es sogar auf Arabisch versucht. Sie sind genauso misstrauisch wie ich ihrem Herrn gegenüber. Mit argwöhnischer Miene schleichen sie um das Lager herum und wittern in jedem einen Feind. Dass sie ihre Wildziegenjäger-Kunst bisher nicht bewiesen haben, lag jedoch nicht an ihnen. Mehrfach hörte ich, dass die Wilderer der Gegend mit Hunden arbeiten; ja, ohne Hunde könnten sie der Wildziege gar nicht erst schaden. Statt weitreichender Waffen ist ihr Werkzeug oft ein ausrangierter Vorderlader-„Breirührer". Damit würden sie sich vergeblich nach dem zu Tode erschreckten und folglich schwer zugänglichen Ziegenbock abmühen. Ihre Hunde jedoch, wenn sie auf eine frische Fährte stoßen, hetzen und bedrängen das Wild angeblich so lange, bis sie es an irgendeiner halsbrecherischen Stelle einer steilen Felswand festsetzen. Der Ziegenbock stellt sich dann mit dem Hinterteil zum Fels und blickt machtlos auf die wütend kläffenden Hunde, die den schmalen Fluchtweg versperren. Der auf den Berggipfeln lauschende Heckenschütze vernimmt früher oder später das Gebell und kann sich dem in die Enge getriebenen Wild, das nur auf die Hunde achtet, nun sicher nähern.

Wahrlich, eine ziemlich erbärmliche Art der Schießerei. Für einen Schinder passend, nicht für einen Jäger. Und ich hoffe, dass es mir gelingt, meinen Ziegenbock ohne Hundehilfe zu erlegen. Um es so zu sagen: ohne zu „sinkorantieren".

Sie wissen wohl nicht, was „sinkorantieren" ist? Ich weiß es auch erst seit gestern; ich habe es vom Sekretär des Franz II. Rákóczi gelernt, auf dessen Tagebuchauszug ich in einer meiner von zu Hause mitgebrachten Lektüren stieß: „Seine Majestät – schreibt der Herr Sekretär am 23. April 1708 – ging nach dem Mittagessen pro distractione zum Sinkorantieren hinaus und verweilte dort bis zum Abend." Der Sinkorán wiederum – erklärt das Buch – ist der chien courant, ein französischer Jagdhundestamm, ein schneller Läufer, der das Wild zum Stehen bringt.

Dies erwähne ich nur zu meiner vorläufigen Entlastung, falls die Situation sich doch so gestalten sollte, dass ich auf die Hunde zurückgreifen müsste.

Es geht gegen Mittag, die Sonne brennt gnadenlos. Abgesehen von einigen kurzen Pausen hat bisher nichts die Eintönigkeit unseres Wüstenweges unterbrochen. Mit den Kamelen haben wir uns mehr oder weniger versöhnt. Oben auf unseren grünen Matratzen genießt man neben der Fernsicht auch einen recht bequemen Sitz. Bei meinem gab es allerdings einige Zwischenfälle. Wir hatten ihn schlecht festgebunden, und infolgedessen rutschte er wohl dreimal herunter. Zweimal gelang es mir, oben zu bleiben, beim dritten Mal riss mich die Matratze jedoch mit sich hinunter, zu F.s größtem Vergnügen. Es ist eine seltsame Angewohnheit meines Kamels, dass es während des Gehens unerwartet so mit dem Hinterteil wackelt wie eine festlich gekleidete Matyó-Braut. Ist es ein Wunder, wenn das Bauwerk dann herunterrutscht?

Wir steigen in ein tiefes, mit einsinkendem gelbem Sand gebettetes Wadi hinab. – Dort – zeigen die Kabire –, auf der anderen Seite des Bettes, an der Mündung jenes kleinen Seitentals, dort schlagen wir unser neues Lager auf. Das Wasserloch verbirgt sich auch dort in der Nähe; ein zwischen Felsen versteckter Brunnen mit seichtem Wasser, der nur einem wüstenwandernden Hirtenmenschen unserer Art bekannt ist.

Seit sechs Uhr morgens sind wir fast ununterbrochen unterwegs, aber Wild sind wir gewiss auch diesmal nicht begegnet. Nicht einmal einer Spur. Wo mochten die Bedeins wohl abgeblieben sein? Und wohin zum Teufel führen uns diese zotteligen Araber? Arbeiten sie mit uns oder gegen uns? Das weiß – um eine ungarische Redewendung ins Arabische zu übersetzen – höchstens Allah und die krumme Kuh. Und natürlich Ibrahim.

In diesem engen, unbelüfteten Valtal staut sich eine drückende Hitze. Der blendend gelbe Fels strahlt die aufgesaugte Wärme aus wie ein künstlich erhitzter Heizkörper. Erstaunlich, von welch kühlen, ja kalten Nächten solch heißgeglühte Tage dennoch abgelöst werden. Jetzt rinnt uns der Schweiß in Strömen herab, nach Sonnenuntergang aber verlangen wir sogleich nach dem Überrock. Wir schnallen den an die Flanke des Kamels gebundenen Proviantkorb ab, beißen etwas, und bald darauf werden wir auch schon schläfrig. Die Kamele haben sich ebenfalls hingelegt, auch unsere Leute haben sich ausgestreckt, und unsere zwei griesgrämigen Kuvasz-Hunde haben sich in den Schatten getrollt. Von der Hamla jedoch fehlt noch jede Spur. Alles um uns her ist regungslos, leblos, vielleicht ist sogar die Zeit in der einschläfernden Stille des schwülen Nachmittags eingeschlafen.

Die Matratzen kommen jetzt gerade recht. Im Schatten einer höhlenartigen Felsvertiefung bereiten wir uns ein Lager, und bald überwältigt auch uns eine schwere, stumpfe Betäubung. „INSCHALLAH BUKHRA!“

Als würde ich durch ein Geräusch erwachen ... Viertel vor drei. Es scheint, ich habe mich geirrt; nur das Schnarchen von Ibrahims Leuten ist von hinter dem anderen Felsen zu hören. F. schläft ganz friedlich; kein Wunder, er ist von dem sechsstündigen Kamelritt ermüdet. Mit benommenem, pochendem Kopf rapple ich mich auf, benetze meine ausgetrocknete Kehle mit einigen Schlucken lauwarmen Feldflaschenwassers, nehme dann das Fernrohr und klettere auf die Felskuppe, die sich über uns wölbt. Und schon erblicke ich dort unten unsere Hamla, die das breite Sand-Wadi überquert. Das Klappern des vielerlei Gepäcks, das auf die Kamele gebunden ist, und die vereinzelten Rufe der Treiber sind hier gut zu hören; das muss mich vorhin geweckt haben. Sie kommen recht ordentlich: vorn der Fußgänger-Hamla-Kabir, dahinter im Gänsemarsch die hintereinander gebundenen Lastkamele und ganz hinten, auf dem Rücken eines großen, biskuitfarbenen Kamelhengstes: unser exzellenter Mahmud, der verantwortliche Nachhut-Führer.

Bis ich vom Felsen herabgestiegen bin, ist auch F. zu sich gekommen. Ibrahims Leute müssen wir jedoch erst zum Leben erwecken. Bald trifft die Hamla ein. – Wir sind ohne Verluste angekommen, es gab keinerlei Zwischenfälle, berichtet der ewig lächelnde, jeden aufheiternde Mahmud, dessen unverändert gute Laune und stets dienstfertige Gefälligkeit ich schon vor drei Jahren, während unserer langen Wüstenüberquerung, liebgewonnen habe. Mahmuds Seele ist wie eine Sonnenuhr: Sie zeigt nur die heiteren Stunden. Nach Ibrahims kummervoll-geheimnisvoller Miene ist Mahmuds Gesicht eine wahre Wohltat. – Chhh! – chhh! – ertönt es nun von überallher: die röchelnde Ermunterung der Treiber. Woraufhin unsere ewig grollenden Lasttiere beleidigt die Mundwinkel hochziehen, ihre zentimeterlangen bräunlichgelben Zähne entblößen und unter von starkem Speichelfluss begleitetem, kehligem Gurgeln auf den Bauch niedergehen.

Das vielerlei Zeug kommt von ihren Rücken: Zelte, Betten, Kisten, Kochgeschirr, Beutel. Und auch der Geflügelkorb kommt herab. Eilig lösen wir den Deckel, um unseren nunmehr auf acht Köpfe geschrumpften Hühnerbestand nach der langen, betäubenden Reise ein wenig springen zu lassen. Nur dass sie gar nicht springen! Matt, mit halb geschlossenen Augen und offenem Schnabel liegen sie im Sand; vergeblich locke ich sie, vergeblich gackere ich, sie können nicht einmal auf ihren Beinen stehen. Offensichtlich müssen die armen Vögel einen Sonnenstich erlitten haben, und wenn wir nicht sofort handeln, verrecken sie uns hier vor Augen. Dabei hatte ich Mahmud so ans Herz gelegt, den Geflügelkorb unterwegs mehrmals mit Wasser zu besprengen. Nur war das Wasser knapp, für das Hühnerbegießen reichte es nicht. Wir beeilen uns, einen ganzen Eimer voll über sie zu schütten. Aber sie schütteln nicht einmal den Kopf, geschweige denn, dass sie munter würden. – Whisky! – schießt es mir durch den Kopf. – Beeil dich, Mahmud, such die Flasche heraus!

Wir nehmen uns alle acht Küken nacheinander vor. F. sperrt den Schnabel des Vogels auf seinem Schoß weit auf, und ich pumpe mit Hilfe der Augentropf-Pipette aus unserer Apotheke Whisky hinein. Davon schütteln sie nun doch den Kopf. F. kann sie kaum bändigen, so spritzt der Schnaps aus ihnen heraus. Ja, jetzt bekommen sie sogar Lust auf Wasser. Ohne Whisky wäre ihnen das Wassertrinken nie wieder in den Sinn gekommen. Bis wir mit dem Zeltaufbau fertig sind, kommen auch die Hühner wieder zu Kräften. Sie sind zwar noch etwas zerzaust und torkeln mit ziemlich unsicheren Schritten, aber mit augenscheinlich zurückkehrender Lebenslust umher. Es hilft nichts, geben wir es uns gegenüber zu: Das grausamste Raubtier ist doch der Mensch. Mit vorgeheucheltem Mitleid entschuldigt und verarztet er seine krepierenden Küken, wäscht sie mühsam ab, ja man könnte sagen, er besprengt sie zurück ins Leben. Jede Sparsamkeit beiseite lassend, opfert er sogar seinen teuersten Whisky für sie, erweckt seine in Not geratenen Reisegefährten sozusagen von den Toten auf – nur um ihnen zum Abendessen endgültig die Kehle durchzuschneiden.

Ich weiß selbst nicht warum, aber dies ist irgendwie ein freundlicherer Lagerplatz als der vorige. Vielversprechender. Dabei erfreut auch hier nichts anderes als kahl-gelber Fels und ausgedörrte, öde Wüste unsere Augen. Auch hier vegetiert nur dieses dornenartige Selim-Gestrüpp, vergilbtes, kümmerliches Riedgras; es dauert Stunden, bis unsere Leute genügend Brennmaterial daraus gesammelt haben. Diesmal haben wir an einem etwas erhöhten, luftigen, aber dennoch geschützten Ort gezeltet; von hier aus überblicken wir weitläufig das schimmernde Sandbett des breiten Wadis. Zur Jagd kommt es heute ohnehin nicht mehr, nicht einmal zu einer näheren Geländesondierung. Der lange Marsch in der großen Hitze hat uns alle erschlafft, und die verbleibenden Stunden des Nachmittags sind mit den verschiedenen Mühen des Zeltaufbaus ausgefüllt.

Ich habe längst gelernt, dass man sich aus dem unvermeidlichen Chaos einer solchen Ansiedlung am klügsten heraushält. In solchen Momenten dirigiere ich ohnehin vergeblich, niemand weiß, was er wo suchen soll, vielerlei unangenehmer Lärm und Nervosität herrschen vor, Missverständnisse jagen einander. In solchen Momenten nehme ich mich also zusammen und, nachdem ich den Platz meines Zeltes genau markiert habe, ziehe ich mich schleunigst zurück. Ich stehle mich unbemerkt davon. Und zwar weit weg, damit mich keine Boten erreichen können, die man wegen überflüssiger Fragen und nutzloser Debatten hinter mir hergeschickt hat. Und wenn ich dann ein, zwei Stunden später zurückkehre, finde ich ein sanftes, friedliches Heim vor. Die aufgewühlten Gemüter haben sich schön beruhigt, jeder hat seine Aufgabe gefunden, der Koch seinen Topf, der Diener die Patronen für die Selterswasserflasche, sogar meine Taschenlampe finde ich an ihrem gewohnten Platz unter meinem Kopfkissen. Der Koch hockt pfeifend neben seinem zischenden Kessel, jeder lächelt (mit Ausnahme Ibrahims), niemand ist dem anderen böse. Mein vorhin noch an hundert Drähten zappelndes Lager ist wieder in das

Bett der täglichen Sorglosigkeit zurückgefallen. Ich wiederum kann mich in heiterer Stimmung und mit vorzüglichem Appetit zum Abendessen setzen. Expeditionseinsteigern empfehle ich dieses „Abhauen“, die geschickte Schonung ihres Nervensystems vor den vielerlei Belästigungen des Zeltaufbaus, wärmstens.

Mein heutiger Abendspaziergang hatte außer dem „Schwänzen“ des Lageraufbaus noch ein weiteres Ergebnis. Drüben, auf der anderen Seite des Felsrückens, der hinter den Zelten aufsteigt, in dem zerklüfteten Hang, der ins Nachbartal abfällt – fand ich eine Wildziegenfährte. Eine echte, unmissverständliche Bedein-Spur. Wenn auch nicht gerade die frischeste. Nach den wenigen Losungskörnern zu urteilen, die sich darum zeigten, schätze ich sie als eine zwei bis drei Tage alte Fährte ein. Ein einziger, aber ziemlich ausladender Fußabdruck zeichnet sich im kiesigen Staub des schmalen Wildwechsels ab; vermutlich mochte dort neulich ein einsamer Ziegenbock vorbeigekommen sein. Ich zog mich in Deckung zurück und beobachtete die Gegend mit dem Fernrohr bis zum vollständigen Einbruch der Dämmerung, aber es gelang mir nicht, auch nur ein einziges Ziegenhaar zu erspähen. Doch mein Vertrauen in den morgigen Tag hat sich entschieden gefestigt. Dank jener wenigen schwarzen Beeren. Inschallah bukhra!

Ibrahims Leuten verrate ich meinen Fund vorerst nicht. Ich warte die Ausgestaltung des morgigen Schlachtplans ab. Soeben habe ich versucht, mit ihnen zu verhandeln. Aber bei Ibrahim bestand wieder keine Verhandlungsbereitschaft. Er hockte hier mit seinem „Stabschef“ vor meinem Zelt, einem gewissen Ahmed, der seine Hände ausschließlich zum Kratzen benutzt. Er kratzt sich unaufhörlich, mal hier, mal dort, wo immer seine langen Arme hinkommen. Er nimmt nacheinander alle Körperteile durch; offensichtlich juckt ihn alles. Und wenn er fertig ist, fängt er von vorn an. Ahmeds Mund reicht zwar von einem Ohr zum anderen, öffnet sich aber noch schwerer zum Sprechen als der von Ibrahim. Wenn ich ihn etwas frage, wirft er statt einer Antwort seinem Chef einen fragenden Blick zu. Und wenn Ibrahim doch einmal antworten sollte, nickt Ahmed zustimmend. Dann zeigt er die schneeweiße Reihe seiner weit auseinanderstehenden Zähne und öffnet das weite Tor seines Gesichts zu einem spannenbreiten Grinsen. Ein großmäuliger Mensch – ganz zu schweigen von seinem Geruch. In Amerika hörte ich: Wenn in irgendeinem Geschäft zwei Leute einer Meinung sind, dann ist einer von ihnen überflüssig. Nun ja, so ähnlich steht es um mich und meine zwei Kabire.

29. März 1939 (Anmerkung des Übersetzers: Im Original steht hier dasselbe Datum erneut)

Heute sind wir wahrlich zeitig auf den Beinen. Wir sitzen schon hier am Feuer und warten auf das Frühstück, obwohl es noch nicht einmal dämmert. Was mag nur in Ibrahim gefahren sein? Aus eigenem Antrieb, ungebeten kommt er hervor, ja er ergreift sogar das Wort. Er beginnt eine wahre Litanei, ohne dass ich ihn ausgefragt hätte. Er schlägt einen detaillierten Jagdplan vor, ergreift selbstständig die Initiative. Was führt er wohl im Schilde?

Er schicke sich bereits an aufzubrechen – sagt er – mit zwei weiteren Leuten, hinüber auf die andere Seite des breiten Wadis, „beüd halesz“ – sehr weit weg. Wir sollten uns nur wieder hinlegen, in Frieden schlafen, bis wir Nachricht von ihm erhielten. Jener ferne Berg sei ein sicherer Einstand des Bedein, es sei jedoch unnötig, dass wir uns dorthin bemühten, solange er nicht den Aufenthalt des kapitalen Bocks ausgespäht habe. Sobald er ihn festgestellt habe, werde er sogleich einen seiner Gefährten nach uns schicken, damit wir baldmöglichst aufs Kamel steigen und zum Tatort galoppieren könnten. Er werde die Ziege derweil im Auge behalten, und sobald wir dort einträfen, könnten wir sie auch schon erlegen – Inschallah! Damit nimmt er sein schmutziges Tuch, wickelt seinen kahlen

Kopf darin ein und macht sich in Begleitung seiner zwei zotteligen Ratgeber auf in die Nacht.

„Lass ihn gehen“, sage ich mir, „wenigstens muss ich mich nicht über ihn ärgern.“ Ich habe ohnehin einen anderen Plan, ich bereite mich darauf vor, in genau die entgegengesetzte Richtung zu gehen. Ich warte nur darauf, dass es etwas heller wird, dann wechsle ich ins Nachbartal hinüber, vielleicht kann ich den Verursacher der Spur von gestern Abend entdecken? Ich würde das wahrlich nicht gegen ein blindes Pferd eintauschen! Es wäre ein Riesenspaß, den Ziegenbock zu erlegen – ohne Ibrahim und ohne die Slughi-Kuvasz-Hunde. – Was sagst du dazu? – frage ich F., die bereits die dritte Scheibe an einen Spieß gestecktes Brot über dem Feuer röstet, aber noch von keinem einzigen gegessen hat. Zwei hat sie nämlich schon mitten in die Glut fallen lassen. – Inschallah! – antwortet sie in urwüchsigem Arabisch. Das hat sie jedenfalls besser gelernt als das Brotrösten.

Wir warten den Sonnenaufgang ab und brechen dann zu zweit auf. Bis zum Kamm des Rückens hinter dem Lager kommt zwar auch Mahmud mit uns; ich zeige ihm die etwa anderthalb Kilometer entfernt liegende Bergkuppe, auf der wir uns auf die Lauer zu legen gedenken. Falls von Ibrahims Leuten ein Bote im Lager einträfe, wissen sie zumindest, wo sie uns suchen müssen. Nach Mahmuds Weggang suchen wir den Aussichtspunkt auf, setzen uns und durchforschen die Umgebung gründlich mit dem Fernrohr. Aber wahrlich, das Ergebnis ist auch diesmal nur: Mafish bedein! Leer, regungslos ist das vom Morgen vergoldete Steinmeer.

Nur über uns, in schwindelerregender Höhe, kreisen einige schneeweiße Punkte: nach Beute spähende Aasgeier. Dieser kaum rabengroße, aus der Ferne fast schneeweiß erscheinende Zwerggeier – der Rachám der Araber – ist ein charakteristischer Vogel Nordafrikas. Auch er ist eine historische Gestalt, ein würdiger Zeitgenosse des Bedein, auf fast allen altägyptischen Denkmälern zu sehen, weshalb man ihn „Huhn der Pharaonen“ taufte. Er ist fast schon ein Haustier, so wie bei uns der Storch. Nur dass er nicht paarweise, sondern in Scharen in den Dörfern Ägyptens haust. Ansonsten ist er ein widerliches Getier. Seine Lieblingsspeise ist, neben allerlei Aas, der menschliche Kot. Jetzt müssen sie wohl unser Lager entdeckt haben; sie kreisen genau darüber, in so schwindelerregender Höhe, dass sie kaum größer als Schwalben erscheinen.

Ich zeige F. die gestern gefundene Ziegenspur. Eine Weile folgen wir ihr auch; sobald sie jedoch in das harte Felsgelände führt, ist sie nicht mehr zu erkennen. Es gelingt uns also beim besten Willen nicht festzustellen, in welche Richtung ihr Besitzer sich entfernt haben mag. Wir klettern zurück zum Aussichtspunkt. Eine halbe Stunde vergeht, bis wir den uns umgebenden Ausblick erneut durchforstet haben, jeden Winkel, jeden verdächtigen Fleck im Detail untersucht haben. Nichts! Soweit unser fernrohrbewehrtes Auge reicht: leere Öde, trostlose, gelb-steinige Einerleiheit. Dabei hatte ich auf diesen heutigen Morgen so gehofft. Jene einsame Ziegenspur hatte ernsthafte Hoffnungen in mir geweckt.

Hier stimmt etwas nicht. In mir festigt sich immer mehr der Verdacht, dass Ibrahim und seine Gefährten sich gegen mich verschworen haben. Sie führen mich absichtlich an schlechte Orte, vielleicht verjagen sie das Wild sogar vor mir, sie wollen mich einfach keine Ziege erlegen lassen. Warum wohl? Eine erfolgreiche Jagd würde doch auch für sie einen Vorteil bedeuten; sie bekämen ihre Belohnung, das ersehnte Bakschisch, sie könnten in ihr Dorf zurückkehren. Noch eine Stunde bleibe ich sitzen, länger aber halte ich dieses untätige Ausharren nicht aus. – Bleib hier – sage ich zu F. –, falls Ibrahim uns doch noch eine Nachricht schickt, damit er uns nicht verpasst. Ich steige ins Tal hinab und klettere auf jenen gegenüberliegenden Kamm, ich sehe mich auch von dort aus um. In einer Stunde bin ich zurück. Falls ein Bote eintrifft, stecke dein Taschentuch an das

Ende deines Stocks und schwenke es. Ich werde von Zeit zu Zeit mit dem Fernrohr zu dir hochschauen.

Kaum bin ich unten im Tal angekommen – da fällt mir schon eine Ziegenspur ins Auge. Auch dies ist die Fährte eines einsamen Bocks, ähnlich der von gestern. Ich folge ihr kaum ein paar Minuten, da stoße ich auf glänzende, feuchte Losung. Dies ist also eine heutige Spur, und zwar erst ein, zwei Stunden alt, da die Sonnenwärme die weichen Ziegenbeeren noch nicht einmal getrocknet hat. Offensichtlich muss der Bock im Morgengrauen direkt vor uns hier langgegangen sein, sonst hätten wir ihn unbedingt erblicken müssen; von unserem erhöhten Ansitz aus ist das gesamte Wadi einsehbar.

Etwa zweihundert Schritte gelingt es mir, der Fährte zu folgen. Der Boden ist teilweise sandig, hier und da zeigt sich der Abdruck der Ziegenklaue. Dann aber folgt wieder ein hartes Felsfeld, auf dem ich mich überhaupt nicht mehr zurechtfinden kann. Lange verliere ich mich dort. Ich suche auch den sandigen Boden des Wadibettes kreuz und quer ab, kann aber die Fortsetzung der Spur nicht mehr entwirren. Ach – schießt es mir durch den Kopf –, wofür sind unsere berühmten Kuvasz-Hunde da? Unsere ziegenspürenden Slughi-Windhunde? Ich weiß, dass ich die armen Tiere vorgestern noch sehr herabgewürdigt habe, indem ich mich damit tröstete, meinen Ziegenbock schon ohne Hund zur Strecke zu bringen. Aber solch viertägiges vergebliches Bemühen schraubt die Ansprüche eines Menschen leicht herunter. Vor allem, wenn seine Zeit so reißend dahinschwindet. Schließlich haben wir unsere Schiffskarten für die Heimreise für den 5. April gelöst, und F. habe ich versprochen, dass wir uns vor unserer Abreise noch gründlich die Sehenswürdigkeiten Kairos ansehen. Seitdem studiert sie fleißig die Pharaonen, selbst während des Ziegenausgucks erörtert sie den Stammbaum Tutanchamuns. Für Kairo müssen wir also unbedingt zwei bis drei Tage einplanen. Und in fünf Tagen geht unser Schiff!

Ich eile zu F. zurück; was wäre wohl das Richtigste zu tun? Bald beschließen wir auch, ins Lager zu gehen, die zwei Hunde herauszuholen und sie zeigen zu lassen, was sie können. Wir nehmen sie an die Leine, lassen sie an der Fährte schnuppern, und wenn sie ihr Handwerk verstehen, werden sie uns gewiss den Weg weisen. Wenn sie die Fährte halten, werden wir jenen Ziegenbock früher oder später schon einholen, er kann nicht so weit gegangen sein ... So ermutigen wir uns gegenseitig, während wir auf das Lager zu marschüren.

Unser Plan scheitert jedoch kläglich. Denn es gelingt uns nicht nur nicht, unsere räudigen Windhunde von unserem Platz wegzulocken, sondern wir schaffen es nicht einmal, sie einzufangen und an die Leine zu binden! Vergeblich spreche ich zu ihnen, vergeblich locke ich sie mit einem feinen Hühnerschenkel. Sie lassen uns nicht einmal in ihre Nähe. Mit unter den Bauch eingezogenem Schwanz umgehen sie das Lager, und das mit einer so vorwurfsvollen Miene, als dächten sie so etwas wie: „Ach was, ach was, du glaubst doch wohl nicht, dass wir auf diesen ollen Hühnerschenkel reinfallen. Wir wissen sowieso, dass du uns verbrühen willst!“.

Was sollen wir nun tun? Da ist die frische Ziegenspur, hier sind die ziegenspürenden Hunde, aber wo zur Hölle ist Ibrahim? Denn nur er kann mit den Hunden sprechen. Das Wort eines anderen nehmen sie gar nicht erst ernst. Einer der Treiber erklärt, er ahne, wohin Ibrahims Leute gegangen seien, auf welchem Berg sie sich auf die Lauer gelegt hätten. „Gut“, sage ich, „dann sattelt auf der Stelle drei Kamele, eines für den Treiber, eines für mich, und das dritte nehmen wir leer mit. Wir suchen Ibrahim, setzen ihn auf das leere Kamel und bringen ihn bald nach Hause. Er wird dann mit den Hunden sprechen.“

„Auf der Stelle“ hatte ich das Satteln befohlen. Aber wir sind im Orient, wo Eile bekanntlich ein unbekannter Begriff ist. Und während ich die Exerzitien der langen Geduldsprobe absolviere, erscheint unser tüchtiger Mahmud, ruft mich beiseite und bringt endlich Licht in das scheinbar unverständliche Verhalten des verschlagenen Ibrahim und seiner Leute: – Ich schöpfte schon gestern Verdacht – erzählt er –, als Ibrahim anfing mich auszufragen, für wie viele Tage wir Verpflegung mitgebracht haben. Heute hat sich dann einer der Treiber verplappert; er sagt: Wir haben noch Zeit, eine Ziege zu schießen, schließlich ist für zwölf Tage Essen in den Kisten! Wissen Sie, die ganze Gesellschaft, Kabire wie Treiber gleichermaßen, wurde von der prinzlichen Finanzverwaltung mit einem hohen Tagessatz unter Vertrag genommen. Dieser Schelm Ibrahim versucht, den Ausflug so lange wie möglich auszudehnen, damit er an mehr Tagelohn kommt. Und da das Interesse der anderen dasselbe ist, haben sie sich offensichtlich darauf geeinigt, Wildziegen erst dann zu zeigen, wenn der Vorrat zur Neige geht! Also nach etwa zwölf Tagen. Er ist ein durchtriebener Mensch, dieser alte Ibrahim, er weiß ganz genau, wo der Ziegenbock zieht!

Na bitte. Das ist also die Lage! Jetzt sehe ich, dass es gar nicht so unverständlich ist. Darauf hätte ich mit ein wenig Nachdenken auch selbst kommen können. Aber warte nur, du alter Schurke, ich werde dir den Marsch blasen! Her mit den drei Kamelen! Die Uhr zeigt Mittag, als wir endlich aus dem Lager hinausschlurfen. Das für Ibrahim vorgesehene Kamel nehmen wir in die Mitte: Wir binden seinen Kopf am Schwanz des führenden Kamels fest, und ich treibe es von hinten an. Ibrahim hätte ein Kamel höchstens insofern verdient, als dass wir ihn an dessen Schwanz gebunden nach Hause schleifen ließen.

Den ungeheuren Ärger, der mit der Suche nach den Kabiren verbunden war, beschreibe ich erst gar nicht. Ich habe mich schon schön beruhigt, warum sollte ich mich erneut aufregen? Begnügen wir uns damit, dass ich sie nach zweieinhalbstündiger Suche fand. Und selbst dann nur durch Zufall, denn sie spähten nicht auf einem Berggipfel, wie es sich gehört hätte, sondern im Versteck einer sonnengeschützten Grube – sie schliefen. In ihrem Schlaf belauerten sie die Wildziege.

Mangels der dem Anlass entsprechenden arabischen Fachbegriffe musste ich mich vorerst damit begnügen, Ibrahim gründlich zu erschrecken. Ich schlich mich an ihn heran und schrie ihm aus nächster Nähe ganz laut ins Ohr. Wie einer, den eine Schlange gebissen hat, so sprang er auf die Beine. Aber dann wurde er seinem momentanen Schrecken sogleich Herr. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, sah sich um und stellte mit größter Seelenruhe fest: – Mafish bedein!

Das war so skurril, dass ich, so sehr der Zorn auch in mir kochte, lachen musste und damit die Ernsthaftigkeit der Situation vorerst zunichtemachte. Bis wir wieder nach Hause gelangt waren, war die Zeit so weit fortgeschritten, dass ich auf die Verfolgung der morgendlichen Ziegenspur verzichten musste.

Dafür hielt ich jedoch ein strenges Gericht ab. Ich bestellte die ganze kriminelle Vereinigung vor mich, angefangen von Ibrahim bis zum letzten Treiber. Durch Mahmuds Vermittlung gab ich ihnen zu verstehen, dass ich nun über ihre Schelmerei im Bilde sei und sie für Galgenvögel hielte, alle miteinander. Und dass ich beabsichtigte, höchstens noch zwei Tage in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Übermorgen Abend breche ich auf Richtung Kairo. Entweder gibt es bis übermorgen eine Ziege – oder es gibt keine. Falls es eine gibt, bin ich bereit, das Geschehene zu vergessen, ich verspreche volle Amnestie, ja ich übernehme sogar das Bakschisch. Falls es aber keine gibt, werde ich euch nicht nur kein Bakschisch geben (mafish baksish), sondern euch alle im prinzlichen Büro anzeigen und gleichzeitig veranlassen, dass ihr keinen einzigen löchrigen Piaster Lohn erhaltet. Etwas anderes habe ich nicht zu sagen, schert euch mir aus den Augen. (All dies trug ich

natürlich auf Arabisch vor, mit Ausnahme des letzten Satzes, da ich nicht wusste, was „sich scheren“ auf Arabisch bedeutet.)

Und seitdem ist es, als hätte das Lager seine bisherige Trägheit abgelegt. An die Stelle der schläfrigen Gleichgültigkeit der vergangenen Tage scheint bereits stiller Eifer getreten zu sein. Man hört lebhafte Diskussionen, man sieht das Gestikulieren hin-und herweisender Arme um die Lagerfeuer. Als fänden endlich ernsthafte Planungen statt. Geld regiert die Welt – sagt das Sprichwort. Ich sage noch mehr: Geld spricht sogar Arabisch. Und wenn es das Wort ergreift, lockt es vielleicht sogar die Wildziege hervor!

30. März 1939 Zweites Lager

Mahmud weckt mich damit, dass Ibrahim und seine Gefährten noch vor dem Morgengrauen, in stockfinsterer Nacht, das Lager verlassen haben. Und zwar mitsamt den Hunden! Die Treiber wissen jedoch genau, wohin sie uns führen sollen; wir werden die Kabire an einem vereinbarten Ort treffen.

Jetzt stellt sich auch heraus, dass außer Mahmud und dem Koch Abdullah alle unsere Leute Ibrahims Verwandtschaft sind. Und dass die Kamele auch Ibrahims eigene Kamele sind. Seine ganze Verwandtschaft hat der alte Pferdedieb mitgebracht; kein Wunder, dass sie zusammengearbeitet und mit gemeinsamem Willen die Zeit gedehnt haben. Sobald unsere Matratzen vom Bett auf den Rücken der Kamele umgezogen sind, brechen wir auch schon auf. Der einäugige Treiber führt den Trupp an. Tagsüber geht er mit nacktem Oberkörper, um diese Zeit jedoch verbirgt er seine hagere Gestalt in einem europäischen, fast knielangen, völlig zerflickten, ehemals karierten Sakko. Am Tag: ein Beduine mit stolzem Gang und Selbstbewusstsein, das braunhäutige Kind der gelben Wüste. Am Abend und am Morgen: ein in schmutzige Lumpen gehüllter, zotteliger Bettler.

Dort unten, im „echten" Afrika, der sonnenbeschienenen Heimat der Mohren, führen einzelne europäische Kleidungsreste zu noch viel auffälligeren Verwandlungen. Der dunkelhäutige Eingeborene sieht, solange er nackt ist, meist sauber aus. Wenn er jedoch seine verschiedenen Lumpen anzieht, sticht er sogleich aus der Umgebung hervor. Die nackte Haut dunkler Hautfarbe beleidigt niemals das Auge; selbst in ihrer deformierten Form ist sie nicht so abstoßend wie die käsefarbene, haarige Fettmasse in unseren heimischen Strandbädern. Wenn zu Hause irgendjemand von uns, sagen wir mal ohne Kragen, den Donaukorso entlangspaziert, ist er viel unbekleideter als der nackteste Neger.

Nach einem fast drei Stunden dauernden, ereignislosen Kamelritt erreichen wir den vereinbarten Treffpunkt. Wir wären zwar hier, aber von Ibrahim, seinen Begleitern und seinen Kuvasz-Hunden – weder Nachricht noch Spur. Dabei glaube ich nicht, dass sie auch heute Böses im Schilde führen. Dieser Einäugige mochte vermutlich die angegebene Marschrichtung missverstanden haben. Oder hat er sie vielleicht verwechselt? Obwohl er selbstbewusst wirkt. Er beruhigt mich; wir sollten nur Geduld haben, wir seien am richtigen Ort, hier in dieser Senke müssten wir die Meldung der Kabire abwarten. Wir legen uns also hin, lehnen den Rücken gegen die Flanken der liegenden Kamele und vertiefen uns mangels anderen Zeitvertreibs in unsere greifbare Lektüre. Währenddessen vergeht die Zeit rasch, die Hitze nimmt zu, die Zuversicht schwindet, und der Magen knurrt immer ungeduldiger. Ibrahim und seine Leute melden sich jedoch nicht. Führen sie uns also wieder an der Nase herum?

Während wir uns an das Mittagessen machen, schicke ich unseren einäugigen Treiber, nun ohne sein kariertes Sakko, auf den nahen Berggipfel; er solle Ausschau halten, ob er irgendein Zeichen von den Kabiren wahrnehmen könne. Aber kaum ist er oben angekommen – da galoppiert er auch schon wieder zurück. Er kommt keuchend an, sein einziges Auge tritt vor Aufregung fast aus dem Kopf: – Schnell das Bunduki (Gewehr) – stammelt er. – Sie sind dort! ... Dort, in der benachbarten Schlucht ... Vier Bedeins! ... Darunter zwei Dakar Kebür – zwei große Böcke!

Na bitte, da gibt es jetzt eine Hektik! Das Öl der Sardinendose trinkt F.s Hose, den Tee aus der umgefallenen Thermoskanne trinkt die Wüste. Ohne zu kauen schlucke ich den Bissen hinunter, den ich im Mund habe, schnappe mir das Bunduki sowie das Fernrohr – und schon rennen wir hinter dem Treiber her ... Ein flinker Junge ist dieser Einäugige, ich

kann kaum sein Tempo halten, kann ihn gar nicht bremsen ... auf mein Wort hört er erst recht nicht ... vergeblich keuche ich hinter ihm: Svoja, svoja (langsam, langsam)! Er sieht nichts, er hört nichts, die Leidenschaft treibt ihn ... Ich sage ja nicht, dass sie mich nicht auch treibt, aber mit Maß und Ziel. Es nützte mir nichts, wenn ich völlig außer Atem ankäme, ich könnte ohnehin keinen sicheren Schuss abgeben ... F. und ich sind noch nicht einmal auf halber Höhe des Berghangs, da ist der Einäugige schon oben. Aber es scheint, als wäre seine Aufregung nun abgekühlt. Er winkt uns nicht zu, er treibt uns nicht zur Eile an, er schaut zögerlich umher ...

Schweißgebadet und rennend kommen wir ebenfalls oben an. Ganz vorsichtig schleichen wir uns hinter den Treiber ... – Nun – frage ich –, feen bedein? – Wo ist die Wildziege? – Mafish – murmelt er –, keine ... – Keine? Wo ist sie denn hin? – Sie war hier, Herr, Allah ist mein Zeuge, und jetzt ist sie nicht da! ... Der Scheitan – der Teufel – hat sie weggeholt! – Hätte er doch dich mitgeholt, samt deinen Ziegen ... (Das sage ich natürlich auf Ungarisch und füge das obligatorische eb-el-khelb-el, den „Hundesohn", hinzu, das einzige griffbereite Beispiel meiner arabischen Schmähworte. Dabei kenne ich wahrlich bessere, machen Sie sich keine Sorgen, aber sie sind so verschlungen, darüber müsste ich erst nachdenken ...)

Ich fürchte, dass ich den „Hundesohn" diesmal zu Unrecht angewendet habe. Obwohl das plötzliche Verdampfen der angeblichen Wildziegen verdächtig ist, kann ich doch nicht glauben, dass dieser Einäugige gelogen hat. Schließlich klappern ihm sogar die Zähne vor Aufregung, er ringt in seiner Verzweiflung die Hände. – Gehen wir also – tröste ich ihn nun –, untersuchen wir das nächste Tal. Weit können die Ziegen nicht sein, besonders wenn es wahr ist, was du behauptest, dass sie nicht vor dir aufgesprungen sind und dich gar nicht bemerkt haben. Wir schauen in den nächsten Kessel, und du eile auf jenen Berg dort drüben; einer von uns wird sie schon erblicken.

Leider jedoch – ich bin es schon leid, den ständigen Misserfolg zu beschreiben – erblickt sie keiner von uns. Dabei gehen wir wahrlich den sich hin-und herwindenden Kamm ab, untersuchen nacheinander alle Seitentäler, blicken in jeden Kessel. Wir laufen so viel hin und her, dass am Ende nicht nur mein Orientierungssinn, sondern sogar mein Kompass durcheinandergerät. Auf dem harten Felsboden ist das Spurensuchen natürlich ebenfalls vergeblich. Ich finde zwar hier und da eine vage Spur-Art, aber ob sie frisch ist, dazu habe ich keinerlei Möglichkeit zur Feststellung. Enttäuscht kehren wir zu der umgefallenen Teeflasche und den inzwischen in der Wärme getrockneten Sardinen zurück. Wir lassen uns wieder in den Stuhl nieder, dessen Sitzfläche ein heißer Fels und dessen Lehne ein schlecht riechendes Kamel ist. Und wir grübeln darüber nach, ob dieser Einäugige wirklich etwas gesehen hat oder ob er den falschen Alarm nur in der Hoffnung auf Bakschisch improvisiert hat. Denn falls er geheuchelt hat, ist er ein so begabter Komödiant, wie ich im Kairoer Theater keinen einzigen gesehen habe. Seiner Rolle – falls es nicht bittere Realität ist – gibt er nun eine tragische Wendung: Der Vorfall betrübt ihn so sehr, er wird so schwermütig, dass er einfach in Tränen ausbricht! Er schluchzt regelrecht, der arme Kerl, auch sein noch fehlendes Auge...

tränt auch. Wenn ich lange hinsehe, fange ich am Ende selbst noch an zu flennen. Ich schicke ihn zurück auf seinen vorigen Ausguck. Er soll lieber die Gegend beobachten, statt hier herumzuschniefen. Ohnehin ist es ärgerlich, wenn man absolut nicht entscheiden kann, ob man nun an der Nase herumgeführt wurde oder nicht.

Es mag gegen drei Uhr sein, die Sonne brennt betäubend, wir dösen hier im Schatten des Kamels immer wieder ein. Plötzlich schreckt uns lautes Rufen hoch:

Wieder ist er es, unser einäugiger Freund. Er kommt Hals über Kopf herbeigeeilt, winkt im Laufen und wirkt noch aufgeregter als zuvor. Was für eine neue Schreckensnachricht mag er wohl bringen? Was es auch sei, ich nehme es mit Zweifel auf. Ich habe nicht vor, mich noch einmal hereinlegen zu lassen.

Schon ist er da, gestikuliert mit Händen und Füßen, sein Gesicht führt einen wahren Veitstanz auf: – Schnell auf die Kamele – stößt er hervor –, Ibrahim lässt ausrichten ... Dort vom jenseitigen Berg ... Jalla-jalla ...

Diesmal aber beeilen wir uns wahrlich nicht. Mit kühler Zurückhaltung nehmen wir die Nachricht auf. Auf ein erneutes Wettrennen, auf ein weiteres Schweißbad legen wir keinen Wert. Nur Geduld, Ibrahim, dort auf jener fernen Bergkuppe! Seit vier Tagen hast du nichts anderes getan, als uns warten zu lassen ...

So beruhige ich mich selbst. Dennoch dauert es keine zwei Minuten, da sitzen wir beide im „Sattel" und treiben unsere Kamele den Hügel hinan, hinter dem weit ausschreitenden Einäugigen her. Vom Hügelrücken aus spähend, erblicken wir bald Ibrahim; er steht dort auf dem gegenüberliegenden Grat, etwa anderthalb Kilometer entfernt! Und sobald er uns bemerkt, beginnt auch er wie verrückt zu gestikulieren. Er schwenkt einen langen Fetzen, sicher sein abgewickeltes Kopftuch ...

Die anderthalb Kilometer zwischen uns verstehe ich als Luftlinie, wir jedoch können nur auf Umwegen dorthin gelangen. Ein breiter Kessel mit steilen Wänden gähnt vor uns, in den wir höchstens zu Fuß hinabsteigen könnten. Hier oben hingegen, entlang des Grates, der fast einen Halbkreis beschreibt, zeigt sich ein leichtes Fortkommen für die Kamele, hier können sie sogar galoppieren. Ich feuere meines auch schon an, treibe es mit dem Gewehrkolben, schnalze ihm zu, reiße an seinem Nasenstrick ...

Endlich verstehen wir uns. Er streckt seinen Schlangenkopf nach vorn (dadurch verlängert sich sein Hals um einen halben Meter), dann beginnt er unter langsamen, weichen Erschütterungen einen Passgang-Galopp. An seinem Beispiel lernend, streckt sich auch F.s Kamel und trabt munter hinter mir her. Beide legen ordentlich los, sind sie doch reinrassige Hedjins, die berühmten Rennkamele des nomadischen Bisharin-Stammes! Ihr einäugiger Herr bleibt sichtlich zurück, obwohl auch er keucht und seine Storchenbeine flink bewegt ...

Zehn bis fünfzehn Minuten lässt man sich auf einem rennenden Kamel irgendwie durchschütteln, besonders wenn eine Wildziege in Aussicht steht. Aber von Bequemlichkeit ist solch eine Jagerei doch noch weit entfernt! Obwohl das Reiten angeblich weniger ermüdend ist als auf einem Pferd. In der Mitte des letzten Jahrhunderts legte zum Beispiel der berühmte Gouverneur Mohammed Ali (zwar wurde er verfolgt) den Weg von Kairo nach Alexandria auf einem Kamel in zwölf Stunden zurück, und das sind 175 Kilometer! Man sagt, dass ein gutes Hedjin täglich 120 bis 140 Kilometer ohne besondere Anstrengung zurücklegt ...

Nun, aus mir würde gewiss ein schlechter Beduine werden, mir genügten diese zehn Minuten vollauf. Beinahe wären mir die Zähne ausgebrochen. F. ist zwar ganz Lächeln und versucht mich glauben zu lassen, dass sie es genossen hat. Ich jedoch meine zu sehen, dass sie sich vor allem über das Absitzen freut. Ibrahim empfängt uns außer sich, förmlich rasend. Seine Zunge überschlägt sich, seine dünnen Arme gestikulieren und deuten so viel, dass wir den Grund seiner Aufregung zunächst kaum verstehen. Obwohl wir ahnen, dass eine Wildziege in der Nähe sein muss.

Für einen ruhigen Wortwechsel bleibt jedoch keine Zeit. Ibrahim beginnt bereits zu rennen, und wir – was könnten wir anderes tun – laufen hinterher ... Es ist noch keine zehn Minuten her, seit wir uns schworen, an einem solchen Wettlauf nie wieder teilzunehmen! ... Bald sind wir völlig außer Puste. Keuchend, klatschnass geschwitzt, aber nun im Schritttempo dringen wir in Ibrahims Kielwasser vorwärts, und nach einigen Minuten erblicken wir – Ahmed, den zweiten Kabir. Er kauert hinter einem Felsen und winkt uns von dort aus zu, uns langsam und leise zu nähern ...

Sollte es tatsächlich ernst werden? Oder wartet wieder ein neuer Reinfall auf uns? ...

Und als wir Ahmed nahe kommen, hören wir – Hundebellen! ... Vorerst nur aus der Ferne, kaum auszumachen. Aber jetzt ahnen wir, worum es geht. Ibrahims Köter haben den Bedein in die Enge getrieben. Es scheint, wir kommen doch nicht ohne Hunde davon. Übrigens, mir ist es jetzt auch egal, wenn ich nur endlich diese geheimnisvolle Wildziege zu Gesicht bekomme ...

– Dakar? – frage ich Ibrahim – Bock? – Dakar kebir? Großer Bock? – Kebür halesz! – flüstert er vvergessen – entsetzlich groß! Und mit seinem Zeigefinger beschreibt er einen so gewaltigen Kreisbogen, wie ihn noch kein Ziegenhorn auf der Welt hervorgebracht hat ...

Wir verschnaufen. Mit einer Hand halte ich Ibrahims Arm, mit der anderen Ahmeds. Sonst würden sie bereits wie Amokläufer davonstürmen und uns stehen lassen. Eine unbändige Aufregung hat von ihnen Besitz ergriffen, vergeblich versuche ich sie zu beruhigen. Der eine zerrt hierhin, der andere dorthin, sie missgönnen einander den Ruhm, uns zum Wild zu führen ...

Dabei ist die Sache wohl kaum eilig. Wenn ihr Hund die Ziege tatsächlich gestellt hat, wird er sie so schnell nicht verlassen. Vorerst bemühe ich mich, diese zwei hirnverbrannten Kerle zum Hierbleiben zu bewegen. Allein, oder höchstens zu zweit mit F., könnte ich mich viel leichter an das Wild heranschleichen. Diese zwei Verrückten würden es sicher verscheuchen. Ohnehin stören sie mit ihrem unaufhörlichen Geplapper und ihrer nervösen Hektik ...

Die Drohung mit dem Ausbleiben des Bakschisch verfehlt auch diesmal ihre Wirkung nicht. Sie versprechen bei Allah, sich von hier nicht wegzurühren und uns erst beim Ertönen meines Schusses nachzulaufen.

Wir hingegen schleichen mit F. dem Rand des Kessels entgegen. Bis ganz zum Abgrund, aus dessen Tiefe das immer wieder aufkläffende Hundegebell heraufschallt ...

Vorsicht! Der Windzug ist ungünstig: Nackenwind, der größte Feind des Jägers, kitzelt meinen Hals ... Das Bellen kommt jedoch von der Seite, aus einem unsichtbaren Teil des Kesselrandes. Es wird also am besten sein, halb abzusteigen und sich am Hang entlang mit Seitenwind zu nähern ...

Wir machen uns daran, obwohl es nicht gerade leicht ist. Im steilen Hang müssen wir uns mit beiden Händen festhalten. Aber wir kommen voran. Wenn auch sehr langsam, jeden Schritt bedenkend, um nicht mit dem Fuß einen Stein zu lockern und Lärm zu verursachen.

Und von oben kommend poltert nun doch ein beachtlicher Stein neben uns herab und reißt sogar noch ein, zwei Gefährten im Lauf mit sich ... Ich blicke auf – da steigen doch diese zwei Nichtsnutze hinter uns herab. Ihr unvorsichtiger Fuß hat den Stein losgetreten. Vor Wut lege ich das Gewehr auf sie an – daraufhin halten sie es doch für besser,

stehenzubleiben. Ganz vorsichtig klettern wir weiter vor. Das Winseln des Hundes ist beharrlich von einer Stelle zu hören. In seiner Richtung, etwa fünfundzwanzig Meter von uns entfernt, ragt die Felswand vor und versperrt uns die Sicht. Wenn wir nur bis dahin gelangen könnten, von dort aus müssten wir etwas sehen ...

Wir erreichen die Stelle ohne Zwischenfall – das Bellen tönt immer näher ... Und als ich langsam hinter der Ecke hervorluge – da erblicke ich den Ziegenbock!

Er ist nicht weiter als sechzig bis siebzig Schritte entfernt ... Ein Tier mit prächtigem Gehörn, den Kopf nach unten in den Abgrund gerichtet ... Den Hund jedoch kann ich nicht sehen, obwohl er jetzt fleißig Laut gibt ... Der Bock hat keine Ahnung von uns, er hat nur Augen für den Hund.

Er drückt sich dicht mit dem Hinterteil an die Felswand. Seinen Kopf mit den sichelförmigen Hörnern lässt er immer wieder nicken, drohend stößt er in Richtung des Hundes, der offenbar in irgendeiner Vertiefung kläfft ...

Unseren Wind kann der Bock kaum mehr wittern. Und da ich sehe, dass wir es ohnehin nicht eilig haben, lehne ich die Waffe neben mir an und nehme den Fotoapparat hervor. F. ist mit demselben beschäftigt, die Linse ihrer Contax zielt bereits auf die Ziege. Er ist zwar etwas weit weg (ein Teleobjektiv haben wir leider nicht dabei), und auf seinen Körper wirft die steile Felswand einen Schatten. Nur sein Kopf und der nach hinten gebogene Bogen seines Horns werden von der Sonne getroffen ...

Er macht hierhin, dorthin einen Schritt, aber von dem Felssims will er offensichtlich nicht weichen ... Wir sind fertig mit dem Fotografieren. Wieder greife ich nach der Waffe, bereite mich auf den Schuss vor. Und sobald der Bock mir die Breitseite zeigt – drücke ich ab ...

Er bricht zusammen. Er rührt kein Glied mehr. Reglos liegt er auf dem schmalen Absatz, den er als Verteidigungsstellung gewählt hatte. Und nach einigen Augenblicken der Stille – springt auch schon der Hund aus seiner Deckung hervor, schüttelt und zerrt an dem leblosen Bock und verbellt ihn wütend ...

Hinter uns erschallt der Siegesruf von Ibrahims Leuten. Und als hätten sie es von den Wildziegen gelernt, so hüpfen sie die halsbrecherische Felswand hinab. Schon sind sie hier, ja sie überholen uns sogar, mit großen Sprüngen eilen sie der Beute entgegen ... Und in ihren Händen blitzt das Messer, die Klinge, die bereit ist, der Ziege die Kehle durchzuschneiden!

Aus Leibeskräften versuche ich sie zum Anhalten zu bewegen ... Aber erst als ich wieder drohe, sie über den Haufen zu schießen, beachten sie mein Gebrüll.

Mit mohammedanischen Begleitern ergeht es dem Jäger meistens so. Ach, wie oft habe ich mich darüber schon geärgert! Ein rechtgläubiger Nachfolger des Propheten darf nämlich nur das Fleisch eines rituell getöteten Tieres essen. Dem erlegten Wild muss die Kehle schnell, noch vor dem Verenden, durchschnitten werden, sonst wird sein Fleisch unrein und für einen muslimischen Magen verboten. Wenn der Jäger in einem solchen Moment also nicht energisch durchgreift, schneiden seine mohammedanischen Begleiter dem erlegten Wild im Nu die Kehle durch und verunstalten damit die auszustopfende Trophäe gründlich.

Noch etwa zehn Minuten mühen wir uns ab, bis wir uns zum Bock vorgearbeitet haben. – Khoisz halesz! – wiederholen die Kabire – Dakar kebüir! – Khoisz, khoisz – sage ich –, schön, schön. Aber gewiss eher ein kebir als ein kebüir!

Ein Maßband habe ich zwar nicht dabei, aber von den über einen Meter langen Hörnern aus dem Wadi Rish-Rash ist dies hier doch weit entfernt. Das festzustellen fällt mir nicht schwer. Da ich jedoch keine Wahl hatte, kann ich stolz sagen: Ich habe den größten Bedein geschossen, den ich je gesehen habe. Und einem geschenkten Gaul – oder in diesem Fall einer Ziege – schaut man ohnehin nicht ins Horn.

Hier drängen wir uns um ihn herum, die zwei Kabire und wir beide. Und hier drängt sich zwischen uns der Held des Tages – der Kuvasz mit dem struppigen Fell! Der „Sinkorán"! Er sitzt auch zwischen uns. Und zwar vertraulich, mit freudigem Gesicht und schwanzwedelnd. Es stellt sich heraus, dass er die ganze Hetzjagd allein vollbracht hat, ohne die Hilfe seines Gefährten.

ABSCHIED VON DER WÜSTE

Niemals habe ich eine solche Wandlung bei einem Hund gesehen. An die Stelle seines tückischen, argwöhnischen Blicks sind aufrichtige, treue Hundeaugen getreten. Getrost kann ich seinen Kopf streicheln, ihm die Flanken klopfen. Glücklich lässt er es geschehen, ja er leckt mir dankbar die Hand.

Es scheint, wir haben uns endlich gefunden – in der Seele des anderen den Jäger. Und über dem Kadaver unserer gemeinsamen Beute, des schönen Ziegenbocks, schließen wir Freundschaft. Ich weiß genau, dass wir uns morgen trennen und uns nie wiedersehen werden. Aber ich weiß auch, dass ich den vor Stolz strahlenden Blick dieses semmelfarbenen Ziegen-Kuvasz so schnell nicht vergessen werde.

Die zwei Kabire tragen den Ziegenbock mit Leichtigkeit; er ist wesentlich kleiner als der europäische Verwandte, nur etwa halb so groß. Sein Bart ist jedoch viel länger als der kurze Kinnbüschel des italienischen Verwandten. Ein echter, anderthalb Spannen langer Ziegenbart. Offensichtlich muss der alte Miskolci dies einst in seinem bereits mehrfach zitierten Buch gemeint haben: „Der Wild-Ziegenbock pflegt sich seines Bartes wegen gar sehr viel einzubilden und pflegt der Führer der ganzen Herde zu sein. Wenn ihm aber der Bart abgeschoren wird, sieht ihn niemand mehr vorangehen, sondern er trollt sich gedemütigt hintenan."

Wie gesagt, die zwei Kabire tragen den Bock leicht, bald sind sie mit ihm oben auf dem Grat. Hier warten bereits die anderen, unsere zwei Kamele und die drei Treiber.

Nach einer weiteren Fotoserie binden wir die Beute auf ein Kamel. Die Farbe seines Fells ist verblasst, fahlgelb, genau wie die des Kamels. Wie die des Ziegenhundes. Wie die der Wüste, die sich um uns her ausbreitet ... Kamel, Slughi-Hund, Bedein! Drei wahrlich unterschiedliche Kinder der Wüste. Ihre Kleider jedoch sind aus dem gleichen Gewebe gefertigt, aus dem anspruchslosen Hausgewebe ihrer gemeinsamen Mutter, der fahlgelben Sandwüste.

Als wir das Lager erreichen, kommt ein unangenehmer, kalter Wind auf. Er treibt den Sand vor sich her, dass es nur so raucht, er hüllt die Landschaft in eine dichte gelbe Staubwolke und macht sie dadurch noch unfreundlicher, noch trostloser. Er lässt unser luftiges Zelthaus knarren und schlagen, und er will uns fast forttragen, während wir hier draußen der Ziege das Fell abziehen.

Nun messe ich die Länge seines Horns bereits zum dritten Mal, aber wie sehr ich das Band auch dehne, es zeigt einfach nicht mehr als 83 Zentimeter an. Wahrlich ein kümmerliches Maß im Vergleich zu den 133 Zentimetern eines Rekord-Bedein-Horns.

Was den Ruhm seiner Erlegung betrifft: Darauf könnte einzig und allein der Hund Anspruch erheben. Ohne seine Hilfe hätten wir das Schiff sicher verpasst, und obendrein hätten wir vielleicht noch ohne Ziege heimkehren müssen ...

Wie sehr ich diese wohlfeile Art der Jagd auch herabgewürdigt habe, siehe da, ich bin selbst darauf hineingefallen. Und meine einzige Entschuldigung: Schließlich hat schon Ferenc Rákóczi ... Ja sogar! Den Bedein jagte man schon viel früher, bereits in der Urzeit, mit Hunden! Hier, bitte sehr, schauen Sie sich nur diese Felsritzung aus der Zeit der Pharaonen an: Auch wenn sie nicht besonders künstlerisch ist, erkennen wir doch den krummhornigen Ziegenbock. Und auch die zwei Kläffer, wie sie ihn von vorn und hinten bedrängen!

Vom letzten Abend unseres sechstägigen Lagers kann ich im Übrigen nicht viel Gutes berichten. Der Wind wird immer stärker, wir frieren immer mehr. Wir ließen hier vor dem Zelt ein stattliches Feuer entfachen, in der Hoffnung, damit unser Schlafzimmer zu beheizen. Aber wir mussten die Zelttür bereits zubinden, denn die Gewalt des Sturms treibt mit der Wärme auch den Qualm hinein. Vor dem Schlafengehen versuchen wir also draußen, aus den vom Wind gepeitschten Flammen ein wenig Wärme für die Nacht zu sammeln.

Unser Wüstengeschäft ist erledigt. Wir haben unsere Ziege geschossen, unsere Küken gegessen, uns mit Ibrahim versöhnt, mit seinem Hund Freundschaft geschlossen. Ja, wir haben sogar drei Tage für die Besichtigung der Kairoer Museen beiseitegelegt: Selbst Tutanchamun bekommt sein Recht. Danach können wir getrost die Zelte abbrechen. Sobald es tagt, machen wir uns auf den Heimweg.

Ich fürchte, dieser Text spricht mehr von der Ziege, als die Geduld des Durchschnittslesers verträgt. In dieser Erzählung kommt das Wort „Ziege“ nämlich – ich habe es genau gezählt – einhunderteinundvierzigmal vor. Aber vergessen wir nicht, dass ich diesen Bericht nicht zur Unterhaltung des Lesers geschrieben habe, sondern einzig zur Versöhnung meines ausgestopften Ziegenkopfes. Ich war also darauf aus, den Gefeierten so oft wie möglich zu erwähnen.

Dabei kennt die Naturgeschichte – ich hoffe, Sie haben es gelernt – fünf Arten von Steinböcken. Und glauben Sie mir, ich bräuchte auch jene fehlenden drei. Über die könnte ich ein viel besseres und vor allem viel dickeres Buch schreiben! An gutem Willen mangelt es mir wahrlich nicht. Es mangelt bloß an Visa in meinem Reisepass. Also los, bitte, schieben wir diesen allgemeinen Weltfrieden nicht mit allerlei Ausflüchten auf. Öffnen wir endlich alle Grenzschranken – ich habe Dringendes im Tian-Schan zu erledigen!

Und nun, bevor ich diese Schrift auf die Reise schicke, erzähle ich noch schnell einen belauschten Dialog. Nicht ich habe ihn belauscht, ich habe ihn in einem Buch des berühmten L. Bromfield gelesen, der ihn wiederum von jemand anderem gehört hat: Zwei Menschen sitzen an der Bar eines Ozeandampfers und trinken: – Mögen Sie die Engländer? – fragt der eine. – Ich nicht! – antwortet der andere. – Die Deutschen? – Nein. – Und die Russen? – Die auch nicht. – Vielleicht die Amerikaner? Auch darauf ist ein verneinendes Kopfschütteln die Antwort. Einige Minuten schweigen sie. Dann braust der eine auf, während er ungeduldig sein Glas leert: – Ja, wen zum Teufel mögen Sie denn eigentlich überhaupt? – Meine – Freunde!

Diese kleine Geschichte ist heute nicht gerade zeitgemäß. Schließlich spricht sie von Freiheit, von Vorkriegsluxus – vom Weltfrieden! Wo jeder nach Belieben aus jeder Nation seine Freunde wählen kann ... Und wenn wir dann alle wieder Freunde sein können, dann können wir – inschallah – aufbrechen für die fehlenden Ziegenhörner!

Ende